OTTMAR MILES-PAUL
HELEN WEBER

ICH WILL RAUS

VON DER EXKLUSION ZUR INKLUSION

EIN REPORTAGE-ROMAN

OTTMAR MILES-PAUL

HELEN WEBER

ICH WILL RAUS

VON DER EXKLUSION
ZUR INKLUSION

EIN REPORTAGE-ROMAN

Zu den Autor*innen

Ottmar Miles-Paul engagiert sich seit über vierzig Jahren für die Rechte behinderter Menschen. Als Redakteur des Online-Nachrichtendienstes zu Behindertenfragen, den kobinet-nachrichten, berichtet der selbst Seh- und Hörbehinderte fast täglich über Aktivitäten der Behindertenpolitik und Behindertenarbeit.

Neben Fachbüchern und Fachartikeln veröffentlichte er 2023 seinen ersten Roman, Zündeln an den Strukturen, über die Situation in Werkstätten für behinderte Menschen und Alternativen hierzu. Im Hinblick auf die aktuelle Diskussion über die Umsetzung der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen in Deutschland und die Frage, wie wir von der Exklusion zur Inklusion kommen, hat er diesen zweiten Roman verfasst. Dabei entführt er uns ins Jahr 2034, in dem das 25-jährige Inkrafttreten der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland begangen wird. Eine gute Gelegenheit zurück- und vorauszublicken.

Helen Weber wird als Romanfigur im doppelten Sinne zur Mitherausgeberin dieses Romans und der Geschichte im Roman. Die Rollstuhlnutzerin spielt eine so wichtige Rolle, dass Ottmar Miles-Paul nichts ohne sie schreiben wollte. Helen Weber steht fiktiv für viele Menschen, die sich für echte Inklusion und Selbstbestimmung engagieren. Sie zog erfolgreich aus einer Behindertenein-richtung in eine eigene Wohnung. Sie verwirklichte ihren Traum, statt in einer Werkstatt für behinderte Menschen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu arbeiten. Damit hat sie viele andere ermutigt. Ermutigt, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen, sich Unterstützung zu suchen und mehr Inklusion und Selbstbestimmung zu leben. Ermutigt, klar zu sagen: „Ich will raus“.

„Ottmar Miles-Paul kann es nicht lassen:
Er nutzt jedes verfügbare Genre, um behinderten Menschen mehr Chancen auf ein selbstbestimmtes Leben außerhalb von Einrichtungen zu ermöglichen. Dafür lief er schon einen Marathon, verbrachte eine Nacht in der Bannmeile des Bundestags, sprang in die Spree, leitete Empowerment-Kurse und produziert unermüdlich kobinet-nachrichten zur Behindertenpolitik.

Mit seinem zweiten Reportage-Roman ist er – wie auch sonst oft im Leben – seiner Zeit voraus. Die bis zum Schluss spannende Handlung spielt im Jahr 2034: Ob es dann so sein wird, wie im Buch beschrieben?“

Sigrid Arnade, Aktivistin der Behindertenbewegung,
Honorarprofessorin an der Alice Salmon Hochschule Berlin

Widmung

Für all diejenigen, die sich für Veränderungen im Sinne der Menschenrechte und für echte Inklusion einsetzen oder sich dafür eingesetzt haben.

Und für all diejenigen, die es ernst nehmen, wenn behinderte Menschen sagen „Ich will raus“.

Raus aus der Aussonderung und Benachteiligung.
Rein in eine inklusivere Welt.

„Nichts über uns ohne uns“

Dieser Slogan der internationalen Behindertenbewegung der 80er Jahren ist heute noch so aktuell und notwendig, wie eh und je.

1 Der große Knall

Auf dem Weg ins Studio

Helen Weber war furchtbar aufgeregt. Ihre Hände waren vor Nervosität so feucht, dass sie immer wieder von den Schwungrädern ihres Rollstuhls abrutschten und sie kaum vorankam. Ihr Herz schlug mit jedem Meter, den sie auf dem Weg vom Hotel ins nahegelegene Fernsehstudio vorankam, immer lauter. Heftiger als bei ihrem ersten Date. Ihren pochenden Puls konnte sie mittlerweile im Hals spüren. Und das komische Gefühl, das sie schon seit einigen Tagen begleitete, war präsenter denn je.

Heute war für die 43-jährige Aktivistin der Enthinderungsgruppe ein ganz besonderer, aber auch ein richtig herausfordernder Tag. Sie war ins Studio zur Aufzeichnung der Sendung Menschenrechte konkret nach Berlin eingeladen. Im Interview der Live-Ausstrahlung sollte sie über ihr Engagement für Inklusion berichten. Vor allem sollte sie etwas über die jahrelangen Bemühungen der Enthinderungsgruppe und vielen weiteren Inklusionsaktivist*innen für ein Leben und Arbeiten außerhalb von Wohneinrichtungen und Werkstätten für behinderte Menschen erzählen. Also von einem weitgehend selbstbestimmten Leben behinderter Menschen mitten in der Gesellschaft.

Warum gerade sie? Helen hatte es nicht nur geschafft, aus einem Wohnheim für behinderte Menschen, wie es früher hieß, in eine eigene Wohnung auszuziehen. Sie hatte vor über zehn Jahren auch die Werkstatt für behinderte Menschen zugunsten eines Arbeitsplatzes auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt hinter sich gelassen. Und Helen Weber war noch heute so froh über diese Veränderungen in ihrem Leben. Außerdem hatte die Enthinde-

rungsgruppe, in der sie sich seit nunmehr fast 18 Jahren engagierte, viel in Sachen Barrierefreiheit und echte Inklusion angestoßen und erreicht. Ihre Stadt galt Vielen mittlerweile als Vorbild, sodass immer wieder Gruppen behinderter Menschen zu Besuch kamen und wissen wollten, wie sie diese Veränderungen geschafft hatten. Und um echte und gelebte Inklusion war es Helen Weber und ihren Mitstreiter*innen immer gegangen.

„Der starke Begriff der Inklusion wird von denen, die damit sowieso nicht viel am Hut haben, immer wieder verwässert. Sie wollen damit nur ihre Arbeitsplätze und ihre Macht erhalten. Vor allem wollen viele möglichst nichts an der Aussonderung behinderter Menschen verändern. Sie selbst würden selbst nie in Einrichtungen gehen, in denen behinderte Menschen wohnen und weit unter dem Mindestlohn arbeiten müssen“, hatte Katja Franke von der Enthinderungsgruppe in einer ihrer vielen Diskussionen erklärt und anschließend klargestellt: „Deshalb treten wir von der Enthinderungsgruppe für echte Inklusion ein. Wir wollen mitten in der Gesellschaft mit einer guten Unterstützung zur Schule gehen, arbeiten, wohnen und unsere Freizeit verbringen – nicht in ausgrenzenden Sonderwelten.“ Und damit war damals alles gesprochen und der Kurs der Enthinderungsgruppe klar abgesteckt.

Nicht zuletzt aufgrund der engagierten Öffentlichkeitsarbeit waren sie und andere Mitglieder der Gruppe für behinderte Menschen, die ähnliche Wege eingeschlagen hatten, zu Taktgeber*innen in Sachen gelebte Inklusion geworden. Sozusagen zu einem Symbol dessen, worum es bei der Umsetzung der von den Vereinten Nationen bereits im Jahr 2006 verabschiedeten Behindertenrechtskonvention wirklich ging. Sie zeigten mittlerweile in vielerlei Hinsicht auf, wie Inklusion konkret umgesetzt und gelebt werden konnte.

Helen und ihre Freund*innen der Enthinderungsgruppe sowie ähnliche Organisationen in anderen Regionen Deutschlands hatten in den letzten Jahren viele behinderte Menschen auf dem Weg zu einem selbstbestimmteren Leben inspiriert und unterstützt. Ihre Anzahl konnte man heute kaum mehr zählen. Tatsächlich war der anfangs noch vage erhoffte Schneeballeffekt hin zur Inklusion eingetreten, auch wenn dabei so manche Hürden und Rückschläge überwunden werden mussten. Aber gerade darauf, dass sie so viele Jahre durchgehalten und nie den Mut verloren hatten, war Helen stolz. Und so hatte sie der Mitwirkung an der heutigen Sendung trotz ihrer Aufregung und einem komischen Gefühl schließlich zugestimmt.

Dabei wäre es für sie viel passender gewesen, hätte Katja Franke als Studiogast an der Sendung teilgenommen. Katja war als langjährige Pressesprecherin der Enthinderungsgruppe in Sachen Öffentlichkeitsarbeit begnadet und hatte auch den Kontakt zur Sendung hergestellt. Über Jahre hinweg hatte sie viele Presseerklärungen geschrieben, Social Media Posts abgesetzt und Interviews gegeben. Daher war Helen davon ausgegangen, dass Katja Franke den Termin selbst wahrnehmen würde. In der Enthinderungsgruppe war nach kurzer Diskussion jedoch Helen vorgeschlagen worden. Es sei viel authentischer, wenn Helen den Termin wahrnähme, waren sich die Gruppenmitglieder einig.

„Ich stammele da bestimmt nur vor mich hin. Ich bin schon jetzt aufgeregt, wenn ich nur dran denke, in dieser großartigen Sendung zu sein. Da schauen so viele Leute zu. Und Katja oder Claudia können die Regelungen der UN-Behindertenrechtskonvention viel besser erklären“, hatte Helen das Ansinnen der Gruppe abzuwehren versucht.

Die renommierte Juristin der Enthinderungsgruppe, Claudia Liese, entkräftete schließlich Helens Gegenargumente. „Helen,

du hast es geschafft, aus dem Heim auszuziehen. Und du bist auch erfolgreich den Weg aus der Werkstatt für behinderte Menschen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt gegangen. Das war damals für dich nicht leicht – und genau darum geht es uns doch. Darum, dass behinderte Menschen mitten in der Gesellschaft leben und arbeiten können. Dass sie sich aus der Abhängigkeit aussondernder Einrichtungen befreien können, wenn sie das wollen. Du hast ein wichtiges Signal gesetzt, wie Inklusion funktionieren und Exklusion überwunden werden kann. Ich finde es viel wichtiger, dass die Leute von dir erfahren, was möglich ist und was das für dich bedeutet, als einen Vortrag über trockene Paragrafen abzuliefern“. Nichtsdestotrotz merkte die Juristin noch an, wie wichtig Paragrafen und auch entsprechende Vorträge generell natürlich seien.

Letztendlich hatte Helen „Ja“ gesagt. Dabei hatte sie während der gesamten Diskussion tief in sich drin ein komisches Gefühl wahrgenommen. Eine Art Stimme, die ihr sagte: „Mach das nicht Helen!“ Aber Katjas Worte, dass es in der Sendung vor allem darum ginge, an ihrem persönlichen Beispiel die Veränderungen zur Inklusion ganz praktisch aufzuzeigen“, drängten Helens eigene mahnende Stimme in den Hintergrund. Nichtdestotrotz, ihr komisches Gefühl begleitete sie bis heute. Nun war sie in Berlin. Und mit ihr dieses Gefühl, das nicht nur Lampenfieber war.

Bei der in Kürze anstehenden Live-Sendung sollte Helen einen Enthüllungsbericht über die Eigeninteressen einzelner Betreiber von Sondereinrichtungen und deren politischen Verbandlungen, wie sie deren Machenschaften nannte, kommentieren. Vor allem sollte sie aber über ihre eigenen Erfahrungen auf dem Weg zu einem selbstbestimmteren Leben berichten. Schließlich gab es nach wie vor eine ganze Reihe behinderter Menschen, die ohne nennenswerte Alternativen und veränderungsfördernde

Unterstützung in speziellen Wohneinrichtungen leben mussten. Nach wie vor arbeiteten viele in Werkstätten für behinderte Menschen, ohne echte Chancen auf eine Beschäftigung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Und es gab immer noch viele Sonderschulen, in denen behinderte Kinder und Jugendliche von Anfang an ausgesondert wurden.

Die Anreise nach Berlin bot Helen noch einmal Gelegenheit, sich an die 2020er Jahre zu erinnern. Für sie und die Enthinderungsgruppe war der damals übliche Begriff der Förderschule immer reine Kosmetik geblieben. Für sie spiegelte er vielmehr wider, wie die Betreiber*innen aussondernder Schulen und Einrichtungen damals noch dachten und agierten. Die Umbenennung einer Förderschule in Nordrhein-Westfalen in Rosa-Parks-Schule im Jahr 2025 war für sie der Gipfel der Unverfrorenheit gewesen. Ausgerechnet dieser Name für eine aussondernde Förderschule behinderter Kinder! Dabei stand Rosa Parks für den Kampf gegen Aussonderung und Diskriminierung. Gerade sie hatte 1955 mit ihrer mutigen Weigerung, ihren Sitzplatz in einem Bus für einen weißen Mann aufzugeben, für einen entscheidenden Moment in der Bürgerrechtsbewegung der USA gesorgt. Damit hatte sie den Montgomery Bus Boykott ausgelöst.

Endlich, dank des Drucks von Eltern, die sich jahrzehntelang für Inklusion stark gemacht hatten, und nach dem Bruch der rechten Regierung 2031, hatte sich die Zahl der sogenannten Förderschulen reduziert. Und ja, es hatte auch im schulischen Bereich eine Reihe Fortschritte in Richtung Inklusion gegeben. Und trotzdem war die Aussonderung behinderter Menschen auch heute – im Jahr 2034 – noch längst nicht überwunden. Auch darüber dachte Helen während ihrer Anreise nach.

Eine Mitarbeiterin des Senders hatte ihr im Vorfeld erzählt, worum es in der heutigen Live-Sendung Menschenrechte konkret

gehen sollte: Einigen Betreiber*innen solcher „exklusiven Sonderangebote“, wie Helen sie gerne bezeichnete, sollte nachgewiesen werden, wie sie die Bemühungen für echte Inklusion aufgrund ihrer Eigeninteressen am Aussonderungssystem torpedieren. Die Macher*innen der Sendung wollten vor allem die tiefverwurzelten Verquickungen einer Reihe von Politiker*innen und Verwaltungsmitarbeitenden mit dem Exklusionsgeschäft zu Lasten der Selbstbestimmung behinderter Menschen aufdecken.

„Das bietet kräftigen Sprengstoff und ist sicherlich nicht förderlich für deren weitere Karriere“, so die Vorabeinschätzung der Redaktionsmitarbeiterin.

Der seit zwei Wochen breit angekündigte Hinweis auf den Enthüllungsbericht hatte im Vorfeld der Ausstrahlung in den Medien schon große Aufmerksamkeit bekommen. Einige brisante Informationen waren von den Macher*innen der Sendung Menschenrechte konkret bereits im Vorfeld gestreut worden, um die Aufmerksamkeit auf die Sendung zu lenken und die Einschaltquote nach oben zu treiben. Die Bemühungen der Anwält*innen einiger Einrichtungen und verwickelter Politiker*innen, die Ausstrahlung des Sendebeitrags zu verhindern, waren bisher glücklicherweise ins Leere gelaufen. Die Sendungsmacher*innen waren solche Versuche, die Ausstrahlung kritischer Berichte zu verhindern, mittlerweile gewohnt und hatten hierfür selbst gute Anwält*innen an ihrer Seite. Nun stand der Ausstrahlung der Sendung also nichts mehr im Wege.

Helen war, wenn auch äußerst nervös, auf dem Weg ins Studio.

Unter Beobachtung

Nervös war an diesem Tag nicht nur Helen Weber, sondern noch jemand anderes. Jemand, der sich ganz in ihrer Nähe befand. Jemand, der ihre Ankunft im Studio sehr aufmerksam und

mit zunehmendem Kribbeln im Bauch verfolgte. Die Person führte nichts Gutes im Schilde und hatte ihre Vorbereitungen für ihre Pläne schon so gut wie abgeschlossen. Es waren zerstörerische Pläne.

Wie er so dasaß und Helen Webers Ankunft förmlich herbeisehnte, stieg der Ärger, der ihn bereits seit vielen Jahren immer wieder heimsuchte, wieder mit voller Wucht in ihm hoch. Ein Ärger, der ihn mit der Zeit zu Gedanken und nun auch zu Aktionen antrieb, die er sich früher nicht einmal im Traum ausgemalt hätte. Anfangs hatte er über „diese Inklusionsheinis“ nur geschimpft, gefolgt von der Bestätigung und Bekräftigung seiner Gedanken durch die sozialen Medien und sein damaliges Umfeld. Dann hatte er sich jedoch für eine geraume Zeit innerlich und äußerlich zurückgezogen. Das mit der Zeit eingetretene Unverständnis, das er zuweilen auf seine immer radikaler werdenden Äußerungen und seine Besessenheit mit dem Thema erntete, hatten dazu geführt.

„Du wirst immer sonderbarer. Vergiss den Scheiß doch endlich mal. Machen kannst du dagegen doch eh nichts“, hatte ihm ein Freund vor einigen Monaten an den Kopf geworfen. Nach ihrer sich anschließenden hitzigen Diskussion hatte er sich von diesem Freund zurückgezogen. Auch von weiteren Menschen aus seinem Umfeld hatte er sich mittlerweile entfernt. Dennoch, die Diskussion mit seinem Freund hatte etwas in ihm ausgelöst. Was konnte getan werden? Vor allem, was könnte er selbst konkret tun? Diese Fragen stellte er sich immer wieder. Er musste einfach eine Möglichkeit finden, um seinem Ärger Luft zu machen und, wie er es sagte, „den Wahnsinn zu stoppen“.

Schließlich fand er einen Weg. Die passende Gelegenheit war ihm vor zwei Wochen aus einem Zeitungsartikel mit dem Hinweis auf die heutige Sendung förmlich ins Gesicht gesprungen. Diese

Ankündigung hatte eine lange nicht dagewesene Dynamik in ihm ausgelöst. Und so saß er heute hier in Berlin und spürte nun die Anspannung, die ihm hoffentlich die nötige Erleichterung und Genugtuung bringen würde. Genugtuung darüber, dass endlich jemand etwas tat.

Für Helen nicht wahrnehmbar saß Christof Zickler, diesen Gedanken nachgehend, in einem dem Studio nahegelegenen Café. Bei seinen Recherchen hatte er einen Platz im Café ausgespäht, der ihm eine gute Sicht auf die Straße und den Eingang des Studios ermöglichte. Es war ein Platz, der für Helen Weber nicht sichtbar war. Wobei diese ohnehin so sehr mit sich beschäftigt war, dass sie wahrscheinlich nicht einmal wahrgenommen hätte, wenn ein rosa Elefant im Café säße. Für Christof Zickler galt es trotzdem, keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das war ihm bisher gut gelungen.

Der mittlerweile 49-Jährige hatte sich möglichst unauffällig, aber doch zu warm für den schönen Frühlingstag gekleidet. Er schwitzte. Aber das lag vielleicht auch an seiner Aufregung. Was er für heute geplant und in den letzten beiden Wochen akribisch vorbereitet hatte, würde sein Leben entscheidend verändern. Denn er wollte ein Zeichen setzen. Ein klares Zeichen mit einem Wumms. Sein Zeichen sollte nicht übersehen werden. Klar, dadurch könnten Menschen zu Schaden kommen. Aber nach seiner Ansicht brauchte es ein solches Zeichen dringender denn je, wenn nicht alles den Bach runtergehen sollte. Alles, was er und so viele andere über Jahrzehnte hinweg aufgebaut hatten. So viel Zuwendung und Herzblut waren in den Aufbau einer beschützenden Behindertenhilfe hineingeflossen. Und was hatten diese sogenannten Inklusionsaktivisten getan? Sie hatten ihre Bemühungen geschmäht und beschmutzt. Und genauso, geschmäht und beschmutzt, fühlte er sich selbst seit vielen Jahren.

Christof Zickler wollte genau deshalb dieses Zeichen setzen. Er wollte denjenigen, die ständig die Welt verändern wollen, die ständig an allem herummäkeln, was andere mühsam aufgebaut hatten, einen kräftigen Denkzettel verpassen. Ein Zeichen setzen gegen die Ignoranz und das ganze scheinheilige und völlig unrealistische Inklusionsgetue. Ein Zeichen setzen gegen diese unsägliche und unrealistische Inklusionsideologie. Menschen waren nun einmal verschieden und nicht jeder konnte alles haben. Es gab doch bewährte und bessere Lösungen, wie zum Beispiel Wohnheime und Werkstätten. Für seine Aktion war der heutige Tag und vor allem die Sendung, zu der Helen Weber nun unterwegs war, wie geschaffen.

Als er nun Helen Weber erspähte, wie sie mühsam mit ihrem Rollstuhl um die Ecke kam und auf das Studio zurollte, hatte er kurz Gewissensbisse. Eigentlich hatte er gehofft, dass diese Katja Franke an der Sendung teilnehmen würde. Doch das Miststück, das ihn schon so viele Jahre mit ihrem scheinheiligen Getue und vor allem ihrem moralisierenden Gehetze nervte, hatte wohl gekniffen. Dabei war es gar nicht ihre Art, einen Termin auszulassen, bei dem sie sich in der Öffentlichkeit sonnen und ihre maßlose Inklusionspropaganda verbreiten konnte. Diese sozialträumerische Tusse, die keine Gelegenheit ausließ, um die „Aussonderer“, wie sie engagierte und gutmeinende Leute wie ihn beschimpfte, zu verunglimpfen. Aufrechte Bürger, die sich um andere Menschen kümmerten und etwas Tolles aufgebaut hatten.

„Wir müssen endlich die Exklusion durch überkommene Einrichtungen und menschenrechtsfeindliche Aussonderungsstrukturen überwinden“, hatte Katja Franke erst vor kurzem in einem Interview mit der Lokalzeitung wieder getönt.

Als er das gelesen hatte, hatte er die Zeitung zerrissen und war auf ihr herumgetrampelt. So hatte er sich aufgeregt. Wie ein

Bulldozer fegte diese Emanze und selbsternannte Inklusionsaktivistin die Errungenschaften von Menschen wie seinem Vater beiseite. Seit Jahrzehnten hatte sich dieser für Behinderte eingesetzt. Und auch seine eigene, aufopferungsvolle Arbeit beschmutzte sie damit. Was hatte diese Franke schon geleistet?

Und wie konnte sie es sich anmaßen, für Menschen wie seinen geistig behinderten Bruder mitentscheiden zu wollen? Sein Bruder fühlte sich dort wohl, wo er war. Das hatte er ihm erst vor kurzem wieder gesagt. Nur manchmal wünschte sich dieser, doch öfters aus dem Wohnheim rauszukommen. Christof Zickler arbeitete bereits seit langer Zeit in Behinderteneinrichtungen und war sich sicher, die Bedürftigkeit schwerbehinderter Menschen und die Grenzen der Inklusion zu kennen: Vieles ging eben nicht und war bei diesem Personalschlüssel einfach unmöglich.

Und dann dieses Geschwätz der Enthinderungsgruppe, das regte ihn maßlos auf. Anfangs konnte er das Treiben der Gruppenmitglieder noch ignorieren, frei nach dem Motto, das sein Vater ausgegeben hatte: „Lass die mal quatschen – wir machen die Arbeit wie immer weiter.“ Damit waren sie lange gut gefahren. Sowohl im Wohnheim, in dem er arbeitete, als auch in der Werkstatt für behinderte Menschen, die sein Vater mit aufgebaut hatte. Selbst nach dem Werkstattbrand vor zwölf Jahren lief alles weiter wie gewohnt. Die Platzzahlen waren sogar angestiegen. Vor allem, nachdem der um einiges größere Neubau der Werkstatt eingeweiht worden war. Die anfängliche Aufregung, als einige behinderte Menschen nach dem Brand die Werkstatt verlassen und einen Job auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt gesucht und gefunden hatten, hatte sich schnell wieder gelegt. Die Behörden hatten weiterhin zu ihnen gehalten. Das Geld floss. Was wollte man mehr? Auch aus den Förderschulen kamen weiterhin fast alle Jugendlichen in die Werkstatt. Das Geschreibsel und

Geplärre in den Medien von wegen Aussonderung und für Inklusion hatte ihnen daher lange Zeit nicht geschadet. Geärgert hat ihn dieses Gemeckere jedoch schon immer.

Als die von der Enthinderungsgruppe nach dem Werkstattbrand einen Roman mit dem Titel Zündeln an den Strukturen veröffentlicht hatten, war er zum ersten Mal richtig ausgetickt. Das Schmähwerk, indem sie die Werkstatt abwerteten und so taten, als ob jeder behinderte Mensch bei ganz normalen Arbeitgebern arbeiten könne, hatte er nur halb durchgelesen. Dann hatte er es in den Müll gepfeffert. „Wahrscheinlich haben die von der Enthinderungsgruppe die Werkstatt angezündet“, hatte er spekuliert und diesen Verdacht einigen Bekannten zu vermitteln versucht. Diese hatten ihn und seine Vermutung nur milde belächelt.

„Wie wollen Behinderte das denn mitten in der Nacht hinkriegen? So ein großes Gebäude in Brand setzen und schnell abhauen“, lautete damals die Standardantwort bezüglich seiner Spekulationen. Mit dem Erscheinen des infamen Buches war sein Hass gegen die Enthinderungsgruppe endgültig angefeuert.

Christof Zicklers Ärger verwandelte sich in eine angenehme Ruhe, als sich ab 2024 die Machtverhältnisse und vor allem die Stimmung in Sachen Inklusion im Land zunehmend veränderten. Sie, die Bewahrer der funktionierenden Behindertenhilfe, waren wieder im Aufwind. Sie erfuhren wie früher Bestätigung, dass die Wohneinrichtungen und die Werkstätten für behinderte Menschen eben doch ein wichtiger Teil der Inklusion seien. Scheiß Behindertenrechtskonvention hin oder her. Die interessierte damals nur noch ein paar Unverbesserliche, die in ihrer Bubble blieben und Gott sei Dank nur wenig Gehör bei den Verantwortlichen fanden. Vor allem aus dem bayerischen Sozialministerium und später auch bundesweit kamen ermunternde Worte und floss vor allem weiterhin viel Geld für Werkstätten und Wohnheime. Selbst

Nordrhein-Westfalen, das kleinere Wohnformen als die bewährten Wohnheime gefördert hatte, konzentrierte seine Wohnraumförderung seit Mitte der 2020er wieder auf Einrichtungen ab 24 und mehr Bewohner*innen.

„Ich hab's dir doch gesagt, dieses Inklusionsgeschwätz kommt und geht – wir bleiben. Wir haben alles richtig gemacht. Wir wissen mit unserer jahrelangen Erfahrung am besten, was gut für unsere Behinderten ist", hatte sein Vater damals frohlockt. „Wie gut, die beschützende Werkstatt und das Wohnheim bei solchen Stürmen im Wasserglas in sicheren Händen zu wissen. Die Welt da draußen ist für Behinderte einfach nicht geschaffen. Das war schon immer so und wird immer so sein. Und genau deshalb brauchen unsere behinderten Menschen einen guten Schutz und Schonräume." Mit dessen Aussage war die Welt für Christof Zickler erst einmal wieder in Ordnung.

Sein Job hatte ihm ab Mitte 2025 wieder richtig Spaß gemacht, zumal die Dankbarkeit vieler Behinderten und ihrer Angehörigen wieder größer wurde. Er wurde nicht müde, das mit Genugtuung seine Bekannten wissen zu lassen. „Das ist fast so schön wie früher, als die Eltern noch richtig dankbar waren, dass wir ihre Kinder aufgenommen haben."

Mitte der 2020er Jahre war es schwer gewesen, Personal für die Behindertenhilfe zu finden. Einige ambulante Anbieter mussten sogar ihre Angebote einstellen oder stark reduzieren. Selbst für Einrichtungen wurde es immer herausfordernder, die Dienste im Wohnheim zu besetzen. Christof Zickler schob viele Sonderschichten. Aber die Anerkennung dafür, was sie für Behinderte alles machten, kehrte zurück. Wer meckerte, dem konnte er entgegnen, dass er ja woanders hingehen könne. Und endlich verdiente er auch deutlich mehr Geld, nicht zuletzt wegen der Sonderschichten und längst überfälligen Gehaltsanpassungen.

Aber diese schönen Zeiten waren seit drei Jahren vorbei, leider. Die politischen Machtverhältnisse und vor allem die Rahmenbedingungen für Wohnheime und Werkstätten hatten sich verändert. Auf die guten Jahre Mitte und Ende der 2020er folgte ein kräftiger Rückschlag. Christof Zicklers Sorgen und sein Ärger waren zurückgekehrt – nun um ein Vielfaches verstärkt.

Und genau deshalb saß er heute im Café in der Nähe des Studios. Er beobachtete, wie Helen Weber durch die sich automatisch öffnende Tür rollte. „Schade, dass es nicht die Franke ist. Die hätte das viel mehr verdient als die Weber. Diese erzählt zwar in der Öffentlichkeit auch ständig, wie toll es für sie war, aus dem Wohnheim und der Werkstatt raus zu sein. Aber sie hetzt nicht so wie das Miststück. Verdient hat sie aber auch, was nachher passiert“, dachte er bei sich. Er bestellte sich einen weiteren Milchkaffee.

Menschenrechte konkret

Das Datum für die Spezialausgabe der Sendung Menschenrechte konkret, der 26. März 2034, war bewusst gewählt worden. Dieser Tag markierte ein besonderes Datum. Vor 25 Jahren – am 26. März 2009 – war in Deutschland das Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, so die offizielle Bezeichnung der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen, in Kraft getreten. Der Deutsche Bundestag und der Bundesrat hatten der Ratifizierung dieser UN-Menschenrechtskonvention bereits im Dezember 2008 zugestimmt.

Dieses 25-jährige Jubiläum nutzten die Macher*innen der Sendung als Anlass für eine Spezialausgabe. Monatelange Recherchen waren dieser langfristig geplanten Sendung vorausgegangen. Recherchen, bei denen das Redaktionsteam so manches entdeckte und aufdeckte, worüber die

Selbstvertretungsverbände behinderter Menschen schon lange gewettert hatten. Bisher konnten diese aber nur wenige konkrete Beweise anführen. Als kleine Organisationen verfügten sie schlichtweg nicht über die Mittel, ausführliche Recherchen zu betreiben, wie es diesem Fernsehmagazin möglich war. Juristische Auseinandersetzungen hätten die Selbstvertretungsorganisationen zudem schnell in die Knie gezwungen.

Anfangs war die Menschenrechtssendung, die nach dem massiven Rechtsruck bei der Bundestagswahl im Herbst 2029 gestartet wurde, noch ein Nischenprodukt. Mittlerweile erfreute sie sich großer Beliebtheit und kritischer Aufmerksamkeit. Gestartet wurde sie als Gegenpol zur rechten Ausgrenzungsideologie und gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit. Der Name der Sendung, Menschenrechte konkret, stand für Demokratie, Vielfalt, umfassende Inklusion und gegen Diskriminierungen. Nach der Bundestagswahl 2031 hatte es die Sendung endlich in den Mainstream der Medienlandschaft geschafft. Der Beirat der Antidiskriminierungsstelle des Bundes wurde immer wieder beratend hinzugezogen. Ziel der Sendung war der Schutz verschiedener Gruppen vor Diskriminierungen und eine umfassende Inklusion.

Die Einschaltquoten so mancher Ausgaben waren mittlerweile sehr hoch und einzelne Beiträge der Sendung gingen in den sozialen Medien immer wieder viral. Das Sendekonzept verband eine pfiffige und anschauliche Berichterstattung über Diskriminierungen mit kurzweiligen Interviews mit von Diskriminierungen Betroffenen, aufgepeppt durch kabarettistische Einlagen und Spots. Mittels neuer Technologien und einer flexiblen Moderation konnten die Zuschauer*innen von zu Hause aus durch ihre Inputs und das Erzählen eigener Diskriminierungs- und Aussonderungserfahrungen die Live-Sendung und deren Social-Media-Aktivitäten direkt mitprägen. Zudem hatten die Macher*innen einige

Elemente der über Jahrzehnte hinweg im ZDF erfolgreich ausgestrahlten Sendung Aktenzeichen XY ungelöst mit aufgenommen. Zuschauer*innen konnten vorab Diskriminierungsfälle melden. Diesen wurde von einem engagierten, menschenrechtsorientierten und gut vernetzten Team, zum Teil mit von Günter Wallraff abgekupferten Undercover-Ermittlungen, nachgegangen. Wie bei Aktenzeichen XY ungelöst spielten Schauspieler*innen die Fälle anschaulich nach.

Im Vielfaltskonzept der Sendung nahmen behinderte Menschen mit ihrem Engagement für Inklusion und mit ihren Diskriminierungs- und Aussonderungserfahrungen genauso wie andere von Diskriminierung betroffene Gruppen eine wichtige Rolle ein. So konnten diese immer wieder Tipps für Recherchen und die Berichterstattung einbringen. Über Jahre hinweg hatte sich ein erfahrenes und vor allem sensibles Redaktionsteam gebildet, das sich auf die Seite der benachteiligten Menschen stellte, sowie menschenrechtsorientiert und gut vernetzt agierte.

Oft blieb es nicht bei der Ausstrahlung der Beiträge. Durch gezielte politische Strategien und die Einbeziehung Verbündeter versuchte das Redaktionsteam konkrete Veränderungen zu bewirken. Ihr bisher größter Erfolg: die Beflügelung der Reform des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes.

Auch die heutige Sendung war in eine gute Strategie eingebunden: Dem Prozess der Auflösung von Sonderwelten zugunsten inklusiver Angebote zum Lernen, Wohnen und Arbeiten, aber auch zur Gestaltung der Freizeit, sollte weiterer Rückenwind verschafft werden. Schließlich hatte der Ausschuss der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen bei ihren Staatenprüfungen Deutschland wiederholt dazu aufgefordert, endlich aktiv zu werden und Sondereinrichtungen gezielt abzubauen.

Für Helen gab es nun, da sie den Eingang zum Studio im Herzen des Berliner Regierungsviertels erreicht hatte, kein Zurück mehr. Sie fuhr sich noch einmal durch ihre von der Aufregung und Anstrengung leicht verschwitzten Haare, rückte ihr lila Tuch, zu dem ihr Katja geraten und dass sie sich galant um die Schultern gelegt hatte, zurecht und atmete tief durch.

„Sei wie du bist und bleib cool“, hatte ihr die medienerfahrene Pressesprecherin der Enthinderungsgruppe mit auf den Weg gegeben.

Ein letzter Blick auf die Uhr zeigte Helen, dass sie zwanzig Minuten vor der vereinbarten Zeit angekommen war. Aber das war für sie, die meist überpünktlich erschien und äußerst korrekt war, genau die richtige Zeit. So rollte sie in den Eingangsbereich des Senders. Sie streckte ihren Oberkörper durch, sodass sie aufrecht im Rollstuhl saß. Ihren Blick richtete sie geradeaus und steuerte, möglichst selbstbewusst erscheinend, auf die Pforte des Fernsehsenders zu. Innerlich war ihr ganz anders zumute.

Nachdem die Pförtnerin sie auf der Liste der heutigen Gäste des Senders gefunden, ihren Ausweis überprüft und die Verantwortlichen über ihre Ankunft benachrichtigt hatte, war Helen voll gefordert. Das war aus ihrer Sicht auch gut so. Sie hatte sich einiges zurechtgelegt, worüber sie berichten wollte. Sie hoffte, dass sie mit ihrem Interviewbeitrag weitere Veränderungen anstupsen konnte. Und natürlich wünschte sie sich, dass sich noch mehr Aktive und Unterstützer*innen ihrer Bewegung anschlossen.

Heute wollte sie vor allem deutlich machen, wie behindernd das herkömmliche Aussonderungssystem agierte. Ihr war es angesichts dieses Behinderungssystems wichtig, behinderten Menschen Mut zu machen, immer wieder. Mut, neue und inklusive Wege zu gehen. Aber auch mehr Inklusion zu wagen. Die Enthinderungsgruppe hatte diesen Spruch vom ehemaligen

Bundeskanzler Willy Brandt abgekupfert. Er hatte dazumal den Slogan „Mehr Demokratie wagen“ ausgegeben.

Blick zurück

Ihr Mut war wahrscheinlich der entscheidende Faktor, weshalb Helen gerade jetzt in die renommierte Fernsehsendung eingeladen worden war. Obwohl kaum jemand etwas über ihre mutigste Tat wusste! Ihre über Jahre hinweg gewachsene Unzufriedenheit und Aussichtslosigkeit in der Werkstatt für behinderte Menschen hatten sie vor zwölf Jahren zu einer Brandstiftung getrieben. Zusammen mit zwei Freunden hatte sie tatsächlich ihre Werkstatt in Brand gesetzt. Diese war bis auf ihre Grundmauern abgebrannt. Irgendwann war solch eine Tat für Helen unvermeidlich geworden. Sie musste einfach etwas Konkretes gegen die miese Bezahlung, die vielen Ungerechtigkeiten in der Werkstatt und gegen die Aussichtslosigkeit einer Vermittlung auf den allgemeinen Arbeitsmarkt tun. Und dabei wusste sie genau, dass das Abfackeln ihrer Werkstatt die Probleme nicht lösen würde. Genauso hatte es sich leider auch bewahrheitet. Trotzdem öffneten sich für sie danach so manche Türen, von denen sie vorher nicht geahnt hatte, dass es diese überhaupt gab.

Letztendlich war es ihre mittlerweile langjährige Freundin Katrin Grund gewesen, die ihr und der Enthinderungsgruppe nach dem Brand zu einer breiten Bekanntheit verholfen hatte. Die damalige Volontärin der Lokalzeitung und inzwischen renommierte Journalistin hatte zusammen mit ihnen die Geschichte der Brandstiftung in der Werkstatt für behinderte Menschen als Vorlage für einen Roman genutzt und diesen veröffentlicht. Entgegen allen Erwartungen hatte der Reportage-Roman Zündeln an den Strukturen einige nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zum Handeln für mehr Inklusion auf dem Arbeitsmarkt angeregt.

Zum Glück hatte die Veröffentlichung des Romans nicht dazu geführt, dass Helen und ihre Freunde der Brandstiftung überführt wurden. Anfangs hatte sie diesbezüglich noch einige Zweifel gehegt. Zunächst hatte der damals zuständige Polizeikommissar Florian Kerner den Roman nicht wahrgenommen. Dann, nach einem bei der Polizei eingegangenen, anonymen Hinweis auf den Roman, hatte er diesen als fiktiv abgetan. „Ich traue denen so eine Brandstiftung schlichtweg nicht zu“, so seine beiläufige Bemerkung während eines Zusammentreffens mit Katrin Grund.

Als der Roman damals veröffentlicht worden war, war die Brandstiftung ohnehin längst kalter Kaffee. Die Pläne für einen Neubau der Werkstatt wurden umgesetzt und viele hatten sich bestens mit der neuen, größeren Werkstatt angefreundet. Zudem hatte der Kommissar die Recherchen zur Brandstiftung bereits eingestellt. Er war zwar frustriert, dass er den Fall nicht gelöst hatte, aber die Einstellung der Ermittlungen war endgültig. „Wer wäre so blöd, nach einer Brandstiftung einen Roman zu schreiben und sich selbst verdächtig zu machen. Nö, das ist abstrus“, war sein abschließender Kommentar seinem Kollegen im Kommissariat gegenüber. Damit war diese Akte endgültig geschlossen worden.

Damals, 2023, war nach der Veröffentlichung einer Studie des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales über das Entgeltsystem in Werkstätten für behinderte Menschen und Alternativen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt Schwung in die Diskussion gekommen. Und so kam die Veröffentlichung des Romans im Sommer 2023 als befeuerndes Element für die Diskussion gerade rechtzeitig. Die vielen Lesungen in ganz Deutschland sorgten innerhalb und außerhalb von Werkstätten durchaus für engagierte Diskussionen.

Besonders spannend war, dass ausgerechnet anhand des vermeintlich fiktiven Romans oft neu über das System der Werkstätten für behinderte Menschen diskutiert wurde. Ein Teil des Publikums der Lesungen sowie zahlreiche Leser*innen des Romans begannen ernsthaft über Alternativen zu Werkstätten und Heimen für behinderte Menschen nachzudenken. Vorhandene positive Beispiele wirkten dabei beflügelnd. Endlich mussten die Diskussionen aufgrund des Romans nicht mehr nur theoretisch geführt werden. Die Identifikation mit den Romanfiguren schärfte vielen den Blick auf das System der Werkstätten und was es für behinderte Menschen bedeutete, dort beschäftigt zu sein. Das war in bisherigen Diskussionen oft viel zu kurz gekommen.

Vor allem die Abschließenden Bemerkungen des Ausschusses für die Rechte von Menschen mit Behinderungen der Vereinten Nationen nach der Staatenprüfung von 2023 rüttelten einige Akteur*innen auf. Der Ausschuss hatte sich in Sachen Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland klar und deutlich geäußert. Deutschland wurde schwarz auf weiß attestiert, dass ihre systematische Exklusion behinderter Menschen in speziellen Einrichtungen wie Heimen, Werkstätten und Förderschulen nicht menschenrechtskonform war und gegen geltende Konventionen und Menschenrechte verstieß. Der Ausschuss mahnte in seinen Empfehlungen dringend konkrete Strategien und Schritte zur Umsteuerung hin zu inklusiven Angeboten an.

All dies lag inzwischen gut zehn Jahre zurück. Und doch, die damals entfachten Flammen am Gebäude der Werkstatt leuchteten immer wieder vor Helens Augen hell und gefräßig lodernd auf. So auch jetzt, da sie für die anstehende Sendung in der Maske saß und sich trotz des Gesprächs mit der Maskenbildnerin auf den Inhalt ihres Interviews zu konzentrieren versuchte. So manche Albträume hatten Helen in den Monaten nach der Brand-

stiftung immer wieder geplagt. Diese waren für sie wesentlich schlimmer gewesen als die früheren Träume nichtbestandener Prüfungen. In ihren Albträumen befand sie sich meist mitten in zermürbenden Polizeiverhören. Dabei brach sie jedes Mal in Tränen aus und war kurz davor, die Brandstiftung zu gestehen. Der Gedanke an ihre Freunde, mit denen sie den Brand gelegt hatte, ließ sie meist schweißgebadet aufwachen. Nicht ohne realistischen Grund: Schließlich hatte sie sich äußerst elend gefühlt, als sie der ihr damals noch recht unbekannten Journalistin Katrin Grund die wahre Geschichte der Brandstiftung gebeichtet hatte. Damit hatte sie nicht nur sich und ihre Freunde, vor allem aber Katrin in eine äußerst schwierige Situation gebracht.

Letztendlich hatten sie die daraus folgenden Herausforderungen gut durchgestanden. Trotzdem kamen Helen Webers Albträume nach wie vor und in unregelmäßigen Abständen zurück. Den Traum, in dem züngelnde und unersättliche Flammen vom Boden langsam über ihren Rollstuhl an ihren Beinen hochkrochen und die Kleidung in Brand setzten, hasste Helen am meisten. Das Herzrasen, mit dem sie daraus meist aufwachte, jagte ihr richtig körperliche Angst ein. Sie brauchte zum Teil bis zu fünfzehn Minuten, um wieder normal atmen zu können und eine ruhige Herzfrequenz zu verspüren.

Damals, bei der Brandstiftung, war niemand körperlich zu Schaden gekommen. Sie hatten den Brand in einer Nacht von Freitag auf Samstag gelegt. Zu dieser Zeit lag das Gebäude verlassen im Industriegebiet. Trotzdem, der Sachschaden und die öffentliche Aufregung über den Brand waren immens.

„So wie du deine Träume beschreibst, klingt das fast wie das Fegefeuer, durch das du immer wieder durchmusst“, kommentierte es Katrin.

Helen hatte sich ihrer mittlerweile liebsten Freundin über den Inhalt ihrer Albträume irgendwann anvertraut.

„Ich bin alles andere als gläubig“, hatte Katrin weiter ausgeführt, „aber für mich ist das ein Beispiel dafür, dass manche Taten sich so tief einprägen, dass sie einen lebenslang bis zum Tod begleiten. Sie lassen einen einfach nicht mehr los. Als meine Oma im Sterben lag, erzählte sie immer wieder, wie sie auf der Flucht von einer ebenfalls armen Familie Essen gestohlen hatte, um zu überleben. Das ließ sie nicht los, bis sie schließlich einschlief.“

Zum Einschlafen war Helen ganz und gar nicht zumute, wann immer sie sich daran erinnerte. Ihr Adrenalinspiegel brachte sie weiterhin voll auf Tour. Meistens wischte sie ihre Gedanken an die Brandstiftung beiseite. Dabei waren diese ein entscheidender Schlüssel für viele ihrer Veränderungen, die sie nie für möglich gehalten hatte. Vor allem nicht in ihrer verschlafenen Stadt. Vor der Brandstiftung hatten so gut wie keine behinderten Menschen den Sprung aus der Werkstatt auf den allgemeinen Arbeitsmarkt gewagt und geschafft. Eine nennenswerte Unterstützung dafür gab es damals nicht. Die Entwicklungen nach der Brandstiftung hatten dann echte Veränderungen hin zur Inklusion gebracht. Wie gut, dass sie, die Enthinderungsgruppe, die Eltern für Inklusion und viele andere Verbündete beharrlich für Veränderungen gekämpft hatten.

Allein im ersten Jahr, nachdem die Werkstatt plötzlich nicht mehr da war und sich die neue noch im Aufbau befand, gelang es sage und schreibe 15 ehemaligen Werkstattbeschäftigen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Dabei gab es eine logische Reihenfolge: Sie begann meist mit einem Praktikum, um die eigenen Fähigkeiten zu entdecken sowie den Arbeitsplatz und die Kolleg*innen kennenzulernen. Viele der Praktika mündeten

dann, meist mit Hilfe der Förderung durch das Budget für Arbeit, in regulären Beschäftigungsverhältnissen.

Auf die Darstellung genau solcher Entwicklungen wollte sich Helen konzentrieren. Jetzt, da es ins Studio ging und das Interview anstand. Plötzlich fiel es ihr gar nicht mehr so schwer, im Mittelpunkt zu stehen. Schließlich kannte sie viele Menschen, die diese Veränderungen erlebt hatten. Sie wusste, welchen Unterschied die Veränderungen für deren Leben bedeutet hatten. Und genau von diesen ganz praktischen Beispielen gelungener Inklusion und den Auswirkungen für diese mutigen Menschen wollte Helen heute im Interview erzählen. Die Frage war nur, ob ihr die richtigen Worte aus dem Mund sprudeln würden.

Das Interview

Der Moderator der Sendung Menschenrechte konkret hatte Helen schon kurz im Wartebereich des Senders begrüßt und etwas Small Talk mit ihr betrieben. Sie hatte sich dabei erstaunlich wohlgefühlt und sogar wortgewandt gezeigt. Die Pressesprecherin der Enthinderungsgruppe, Katja Franke, hatte sie glücklicherweise im Vorfeld gebrieft, was auf sie zukommen könnte und ihr einige Tipps mit auf den Weg gegeben. Sie hatten sogar Rollenspiele gemacht, um die Kommunikation im Studio zu üben.

„Die ersten Kontakte im Sender und vor allem mit dem Moderator, das sind gute Möglichkeiten, deine Nervosität etwas abzuschütteln und deren Stallgeruch anzunehmen“, hatte Katja doziert.

„Stallgeruch, was meinst du damit?“

„Das bedeutet, dass du ein Gefühl dafür bekommst, wie die von der Redaktion und der Moderator ticken, welche Sprache sie verwenden. Du spürst die Stimmung, die dort herrscht. Aber vor allem kannst du erste Akzente setzen, damit die dich ernst

nehmen. Hey, das ist besonders für uns Rollstuhlnutzerinnen wichtig. Wie oft begegnet man uns eben nicht auf gleicher Augenhöhe. Das kann schnell negative Auswirkungen aufs Interview haben, wenn wir nicht ernstgenommen werden."

Das mit der gleichen Augenhöhe erwies sich tatsächlich als hilfreicher Tipp. Helen schlug, nachdem sie ins Studio gerollt und vom Moderator begrüßt worden war, diesem vor, dass er nicht stehen bleiben, sondern sich zu ihr setzen solle. „Dann können wir auf gleicher Augenhöhe miteinander reden." Das gab ihr instinktiv ein besseres Gefühl und sorgte sogar dafür, dass sich der gestresst wirkende Moderator ein paar Augenblicke länger Zeit als vorgesehen für sie nahm.

Helen konnte durch das Vorgespräch sicherstellen, dass auch der Studioaufbau so gestaltet wurde, dass der Moderator nicht von oben herab mit ihr sprach.

„Wir sollten uns auch im Studio auf Augenhöhe begegnen."

Sie vereinbarten, dass Klaus Kerzer nicht vom Stehtisch aus, sondern von einem Sessel aus das Gespräch mit ihr moderieren würde. Für Helen war so etwas eine Selbstverständlichkeit, aber für den üblichen Studioaufbau bedeutete dies eine Änderung. Eine Änderung, die das Team jedoch problemlos umsetzte.

„Stell' ruhig ein paar Fragen, dann kriegst du zusätzliche Infos über die Leute, mit denen du es zu tun hast. Und du lernst so manches in Sachen Medienarbeit aus erster Hand kennen. Vor allem kriegst du dann schnell mit, dass das auch nur ganz normale Menschen sind", hatte Katja ihr geraten.

Gesagt, getan: Der Moderator fragte sie im Vorgespräch nicht einfach einseitig aus, sondern Helen platzierte ihrerseits auch einige Fragen zur Sendung. Trotz Helens großer Ehrfurcht im Angesicht des beliebten Moderators gerieten sie tatsächlich in ein nettes Gespräch, sodass Helen nach und nach entspannte.

Kerzer erzählte ihr von seinen 13 und 15 Jahre alten Söhnen, die zuweilen nicht einfach seien. „Aber die sind große Fans der Sendung. Da steigt mein Lampenfieber natürlich. Die sind besonders kritisch mit mir, ihrem Alten. Sie servieren mir zuhause immer ihre entsprechende Rückmeldungen, meine beiden größten Kritiker.“ Welch eine Chance. Jetzt konnte Helen ehrlich anbringen, welch großes Lampenfieber sie gerade selbst hatte. Auch das ließ sie ein klein wenig ruhiger werden. „Gesteh‘ ruhig auch deine Schwächen und Ängste ein, wenn das passt“, hatte Katja ihr geraten. „Du musst nicht perfekt sein.“

Helen rollte ins Studio. Trotz des netten Vorgeplänkels verspürte sie jetzt kein Lampenfieber, sondern Lampenfeuer. Es rötete ihre Wangen. Zum Glück war dies eine Live-Sendung ohne Publikum; Menschenrechte konkret wurde aus einem kleinen Studio gesendet. Das Studio war voll mit Kabeln, Kameras, vielen Lampen und anderem technischen Equipment. Ein Studio, in dem die volle Konzentration wie Nebel in der Luft hing. Aber auch ein Studio mit einem kleinen Bereich für die Moderation und die Studiogäste. Die daraus entstehende Nähe entspannte Helen etwas.

Aufgrund der hellen Lampen und der Enge war es recht warm. Helen geriet ins Schwitzen. Also wurde erneut an ihr rumgewedelt, gepudert und an einigen Stellen die Schminke aufgefrischt. So nett hatte sie sich das Ganze gar nicht vorgestellt. Selbst die Kameraleute waren trotz ihrer Konzentration auf die Arbeit, die für sie anstand, unheimlich freundlich. Wie selbstverständlich hatten sie Helen in ihrem Rollstuhl über die verschiedenen Kabel geholfen, so, als ob sie dies jeden Tag täten.

Ende des Vorgeplänkels. Die Plätze wurden eingenommen, die Kameras ausgerichtet, der Moderator noch einmal gepudert – und los ging es. Los ging es, ohne Unterbrechungen. Das Besondere an der Sendung war, dass sie live und ohne Werbepausen

ausgestrahlt wurde. Zuschauer*innen-Fragen und Hinweise wurden direkt mit eingebracht. Für Helen war dieses Format in gewisser Weise einfacher. Ihr blieb schlichtweg keine Zeit zu überlegen, ob sie etwas anderes hätte sagen sollen. Zumindest empfand sie das vorab und theoretisch so. Die Sendung würde einfach ihren Lauf nehmen, hoffte Helen. Und das tat sie auch. Aber leider ganz anders als Helen und die Macher*innen der renommierten Sendung sich das vorgestellt hatten.

Geplant war, dass der Moderator nach seiner Begrüßung und einem kurzen Rückblick auf Entwicklungen, die seit der letzten Sendung eingetreten waren, ein Eingangsgespräch mit Helen führen würde. Dabei sollte es anfangs um die Situation behinderter Menschen 25 Jahre nach Inkrafttreten der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland gehen. Vor der Einspielung des Films sollte Helen kurz und beispielhaft ihre Erfahrungen in der Wohneinrichtung schildern. Danach folgte die Überleitung zu dem im Vorfeld der Sendung angekündigten kritischen Filmbericht über die immer noch praktizierte Aussonderung behinderter Menschen und die Verquickungen der Einrichtungsbetreiber mit der Politik. Helen war zudem dafür eingeplant, den Film-Bericht danach kurz zu kommentieren und über ihren Übergang von der Werkstatt für behinderte Menschen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt zu berichten. Welchen Unterschied dies in ihrem Leben gemacht hatte, das wollte Helen einbringen. Die Mitarbeiter*innen der Sendung hatten ihr im Vorfeld versprochen, dass es dafür ausreichend Zeit gäbe.

„Guten Abend, ihr lieben Menschen, die ihr unsere Gesellschaft bereichert, lebenswert und bunt macht. Willkommen zu dieser Ausgabe von Menschenrechte konkret. Mein Name ist Klaus Kerzer. Ich freue mich heute auf eine ganz besondere Ausgabe unserer Sendung, die wieder weit über die Grenzen Deutschlands

hinaus verfolgt wird. Seid also auch herzlich willkommen ihr Menschen da draußen in aller Welt. Heute ist ein besonderer Tag. Ein besonderer Tag nicht nur für Millionen Menschen mit verschiedenen Einschränkungen, die häufig durch die Rahmenbedingungen unserer Gesellschaft behindert und diskriminiert werden. Sondern ein wichtiger Tag für uns alle. Es geht um das Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Kurz gesagt um die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen. Heute vor 25 Jahren, am 26. März 2009, ist diese UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland in Kraft getreten. Das wollen wir feiern, weil es in der Behindertenrechtskonvention um Menschenrechte geht, die früher oder später für uns alle eine große Bedeutung haben könnten."

Der Moderator Klaus Kerzer war in seiner gewohnt spritzigen und wohl formulierenden Art in die Sendung gestartet. „Bevor wir auf die Ereignisse seit unserer letzten Sendung blicken, möchte ich euch Helen Weber von der Enthinderungsgruppe vorstellen. Sie ist heute unsere Interviewpartnerin. Schön, dass Sie heute bei uns sind. Ich freue mich schon, von Ihnen zu erfahren, wie es um die Inklusion in Deutschland und um die Umsetzung dieser wichtigen Menschenrechtskonvention steht. Doch zuvor noch ein paar Worte zur letzten Sendung."

„Tschakka! Das war schon mal geschafft," dachte sich Helen und atmete zufrieden durch. Sie hatte ihren ersten Punkt gemacht. Für die Zuschauer*innen der Sendung war das Siezen vielleicht etwas ungewohnt. Doch vielleicht regte sie das zum Nachdenken an. Im Vorfeld war es zunächst etwas knifflig gewesen, abzuklären, dass sie nicht geduzt werden wollte. „Es ist in unserer Sendung aber üblich, dass wir unsere Gäste duzen", hatte eine Mitarbeiterin ihr etwas irritiert mitgeteilt. Helens Einwand, dass sich in den letzten Jahren zwar einiges im Umgang

mit behinderten Menschen verändert habe, es aber immer noch viel zu oft üblich war, behinderte Menschen wie selbstverständlich zu duzen, hatte den Moderator letztendlich überzeugt. Helen kannte das aus eigener Erfahrung. Auch sie wurde damals in der Werkstatt ganz selbstverständlich geduzt, während sie viele Betreuer*innen siezen sollte.

Klaus Kerzer begann seinen Rückblick. Nach einem Bericht über Diskriminierungen auf dem Wohnungsmarkt durch eine Wohnungsbaugesellschaft in Dortmund sei es nach über einem Jahr mit Hilfe der Antidiskriminierungsstelle des Bundes und Aktiven vor Ort gelungen, klare Regeln für eine diskriminierungsfreie Wohnungsvergabe zu entwickeln. Inzwischen seien erste Wohnungen nach diesen Kriterien vergeben worden und einige Abgeordnete des Bundestages arbeiteten jetzt fraktionsübergreifend daran, die gesetzlichen Regelungen hierzu zu verändern.

Helen hatte Schwierigkeiten ihm zu folgen. In ihrem Kopf ratterte es kräftig, wie sie auf die anstehenden Fragen des Moderators am besten antworten konnte. Sie hatte sich diese Situation so oft ausgemalt, doch plötzlich war ihr Gehirn blank, wie leergefegt. Es fühlte sich an, als ob sich dichter Nebel über sie herabsenkte. Sie musste schnellstmöglich diese aufkommende Leere abschütteln. Katja hatte ihr schon prophezeit, dass so etwas passieren könnte. Es aber nun zu erleben, war eine Herausforderung, die Helen ins Schwitzen brachte.

„Und damit sind wir bei unserem heutigen Thema.“

Klaus Kerzers Worte holten Helen zurück ins Hier und Jetzt. Ein Adrenalinschub sorgte dafür, dass sie sich wieder zurecht ruckelte.

„Frau Weber, sind Sie gut in unser Studio gekommen?“ Mit dieser Frage wandte er sich ihr zu.

„Ja. Ich habe mich gut vorbereitet. So hat die Zugfahrt tatsächlich ohne Probleme geklappt. Auf meinem Weg ins Studio gab‘s aber einige höhere Bordsteinkanten. Die musste ich mit meinem Rollstuhl erst einmal überwinden. Da habe ich eben um Hilfe gefragt. Aber im Vergleich zu früheren Reisen war‘s easy. Zum Glück haben wir bei der Bahn und im Tourismusbereich in Sachen Barrierefreiheit in den letzten Jahren endlich einiges erreicht. Wenn auch längst noch nicht genug“, plauderte Helen weiter – und gewann ihre Souveränität langsam wieder zurück.

„Wir begehen heute, dass die UN-Behindertenrechtskonvention seit 25 Jahren in Deutschland gilt und damit Gesetzeskraft hat. Ist dies für Sie ein Grund zum Feiern?“

Auf diese Frage war Helen nicht vorbereitet. Sie antwortete mit einem knappen „Ja“, gefolgt von einem knappen „Nein“. Anschließend setzte sie erklärend nach: „Ja, weil die Konvention für die Menschenrechte von uns behinderten Menschen sehr wichtig ist. Mit ihr im Rücken konnte einiges erreicht werden. Und Nein, weil es noch so viel zu tun gibt.“

„Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen, das klingt für viele wahrscheinlich erst einmal sehr theoretisch oder abgehoben? Warum ist diese Menschenrechtskonvention für Sie und andere behinderte Menschen so wichtig?“

Helen erinnerte sich daran, dass sie sich vorgenommen hatte, möglichst praktisch und verständlich zu reden und sich nicht zu juristischen Ausführungen verführen zu lassen. Diese waren nicht ihre Stärke. Claudia Liese, die langjährige Juristin der Enthinderungsgruppe, hatte sie in einem Rollenspiel vor der Sendung darin bestärkt. „Rede über deine Erfahrungen und nicht über Paragrafen. Die können die Leute selbst nachlesen“.

„Die UN-Behindertenrechtskonvention ist sehr wichtig“, begann Helen ihre Antwort. „Es ist eine Menschenrechtskonvention. Es

geht also um Regeln, die das Recht behinderter Menschen auf ein gleichberechtigtes Leben mit entsprechender Barrierefreiheit und Unterstützung sicherstellen. Konkret bedeutet das für mich zum Beispiel, dass alles für mich barrierefrei nutzbar sein muss: die Bahn, Busse und Straßenbahnen, Hotels, Gaststätten und auch dieses Studio. Es bedeutet, dass ich, wie alle anderen auch, in einer eigenen und barrierefreien Wohnung leben kann. Und ich bekomm‘ dort die Unterstützung, die ich brauche. Ich muss nicht mehr in einem Heim am Stadtrand leben. Es bedeutet, dass behinderte Menschen nicht in abgesonderten Werkstätten weit unter dem Mindestlohn arbeiten müssen. Ich, wir alle, sollen Chancen und eine gute Unterstützung für eine ganz normale Arbeit bekommen. Und wenn ich ins Kino, ins Theater, zu einem Vereinstreffen oder einer Sportveranstaltung gehe, dass ich und Menschen mit ganz verschiedenen Behinderungen gleichberechtigt daran teilnehmen können.“

Helen merkte, dass sie ihre Sätze zu schnell heruntergerattert hatte. Sie musste kurz Luft holen. Trotzdem schaffte sie es, am Zug zu bleiben und fuhr fort: „Das bedeutet auch, dass das Internet, die Apps und unsere sozialen Medien auch für sehbeeinträchtigte Menschen komplett zugänglich sind. Genauso wie wir Höranlagen, Gebärdensprachdolmetscher*innen und Informationen in Leichter Sprache brauchen. Das war früher alles überhaupt nicht selbstverständlich. Und ist heute leider immer noch nicht überall selbstverständlich. Deshalb ist die Behindertenrechtskonvention heute so wichtig und richtig wie eh und je.“

„Sie haben den Unterschied angesprochen, den es bedeutet in einer eigenen Wohnung, statt in einem Heim leben zu können. Sie kennen beide Welten. Wie war Ihr Weg und wo sehen Sie die Herausforderungen für die Zukunft?“ Mit dieser Frage waren sie

beim ersten Schwerpunkt des Interviews angekommen. Das Eingangsgeplänkel war damit abgeschlossen.

Helen holte kurz Luft und antwortete, zuerst noch etwas verhalten, aber zunehmend mit fester Stimme: „Sie müssen wissen, mein Start ins Leben war nicht leicht. Zuerst musste ich wegen meiner Behinderung auf eine sogenannte Förderschule. In der hat man mich aber gar nicht so viel gefördert. Dann ging‘s mir und meinen Eltern so, wie vielen Familien mit jungen behinderten Erwachsenen. Wir haben überlegt: Wie will ich wohnen? Was will ich arbeiten? Damals gab‘s für mich fürs Wohnen keine wirkliche Alternative. Also hab‘n mich meine Eltern in einem Wohnheim für behinderte Menschen angemeldet. Irgendwie war der Weg damit vorgezeichnet. Vorgezeichnet für ein Leben im Heim am Rande der Stadt. Und gleichzeitig vorgezeichnet für die Arbeit in der Werkstatt für behinderte Menschen. Dorthin wurden wir täglich mit dem Sonderfahrdienst vom Wohnheim hin- und zurückgekarrt.“

„Wie ging es Ihnen damit“, unterbrach der Moderator Helens begonnenen Redefluss.

„Ich bin aus meinem Elternhaus ausgezogen. Anfangs war‘s ‘ne Mischung aus Frust, dass das Leben für mich nichts anderes als das Heim zu bieten hatte. Es gab aber auch spannende Momente. Ich hab‘ im Heim neue Leute kennengelernt. Leider hat die Spannung nicht lange angehalten. Der feste Tagesablauf, die Regeln, die haben genervt. Und manche Leute, mit denen ich zusammenleben musste. Ich hatte immer mehr das Gefühl, dass das echte Leben an mir vorbeizog. Und dann war ich aber auch wieder dankbar, denn wo sollte ich sonst hin. Ich hab‘ viele Jahre so gelebt. Aber ich bin immer unzufriedener geworden. Ständig neue Betreuer*innen, auf die ich mich einstellen musste. Die haben ihre Regeln und Marotten mit in die Wohngruppe gebracht.

Und meine neun Mitbewohner*innen auf der Gruppe haben mich auch immer wieder genervt. Das Leben in der Einrichtung hat so lala funktioniert. Aber sobald ich jemanden gebraucht hab‘, der mit mir raus ging, der mich bei einer Freizeitaktivität unterstützten sollte, war meist Sense. ‚Du weißt doch, wir haben Personalmangel und der Kostenträger zahlt das nicht extra‘, wurde ich oft abgespeist, wenn ich dagegen angehen wollte.“

Helen holte kurz Luft und fuhr fort: „Schließlich war mir klar, dass ich da raus musste, dass ich was anderes brauchte, wenn ich nicht kaputt gehen oder gänzlich abstumpfen wollte. Ich hab‘ mich mühsam informiert, viele Gespräche geführt. Und dann hab‘ ich eine Betreuerin gefunden, die nicht verhindern wollte, dass ich ausziehe, sondern mich sogar aktiv unterstützt hat. Das mit dem Auszug hat lang, viel zu lang gedauert. Aber ich hab‘s dank weiterer Unterstützer*innen dann doch geschafft. Und bin in ein kleines Apartment gezogen. Ich hab‘ eine Assistenzkraft gefunden, die mich unterstützt hat, wenn ich was nicht selbst geschafft habe. Dieses Befreiungsgefühl von damals, das ist noch ganz tief in mir drin. Ich kann es kaum beschreiben. Ich will niemals in eins dieser Heime zurück! Die Betreuerin, die mich damals beim Auszug unterstützt hat, hat übrigens nicht mehr lang in der Einrichtung gearbeitet. Die wurde rausgemobbt. Das ist echt traurig.“

„Das war vor ungefähr 15 Jahren, richtig?“ fragte Klaus Kerzer.

„Ja. Erst hab‘ ich ein paar Jahre in dem kleinen Apartment gewohnt. Ich war so froh. Das waren meine ersten eigenen vier Wände. Eine Tür, die ich Zumachen und sogar abschließen konnte. Ein eigener Briefkasten. Und ich konnte heimkommen, wann immer ich wollte. Essen und Trinken, wonach mir war. Ich hatte Nachbar*innen. Wie alle anderen auch. Als ich nach einigen Jahren dann meinen damaligen Freund und heutigen Mann

kennengelernt habe, haben wir ‘ne gemeinsame Wohnung gesucht. Ich lebe dort noch heute mit ihm zusammen. Klar, war‘s damals für uns richtig schwierig, ‘ne barrierefreie Wohnung zu finden. Aber wir haben es geschafft.“ Helen Weber konnte den Stolz in ihrer Stimme nicht unterdrücken.

„Sie haben das nicht nur für sich erreicht. Sie haben über viele Jahre hinweg auch anderen behinderten Menschen Mut gemacht, aus Wohneinrichtungen auszuziehen. Wie kam das?“

Zum Glück war Helen auf diese Frage vorbereitet, sonst hätte sie ihre Antwort nicht so kurzfassen können. Und das musste sie. Die Sendezeit war bereits fortgeschritten und in Kürze würde der Recherchebericht gesendet. „Ich durfte selbst viel von anderen behinderten Menschen lernen. Deshalb ist‘s für mich selbstverständlich, dass ich meine Erfahrungen weitergebe. Gerade behinderte Menschen, die in solchen Wohneinrichtungen leben, müssen mit anderen reden können. Mit behinderten Menschen, die das selbst erlebt haben. Und die wissen, was es bedeutet, sich aus so einer Einrichtung zu befreien. Sie müssen sich das praktisch anschauen können. Wie es ist, ganz normal außerhalb von ‘ner Einrichtung zu leben. Die Aktiven aus der Enthinderungsgruppe, Eltern, die für Inklusion eintreten, und ich haben viele behinderte Menschen begleitet. Auf ihren Wegen hin zu einem inklusiveren und selbstbestimmteren Leben. Ich kann anderen nur empfehlen, mutig zu sein. Schaut euch an, was möglich ist. Das Gras auf der anderen Seite der Wiese ist tatsächlich grüner. Denn man kann viel mehr selbst bestimmen, wie man leben will. Aber man muss auch mehr Verantwortung übernehmen. Wir haben halt nur ein Leben.“

„Wir haben inzwischen eine ganze Reihe Zuschauer*innen-Reaktionen. Auf einige werden wir im zweiten Teil der Sendung, nach dem Recherchebericht, näher eingehen. Auch wir beide

werden uns noch einmal unterhalten. Frau Weber, dann geht es um ihre Erfahrungen im Bereich Arbeit. Eine gute Arbeit zu finden, ist für alle wichtig. Außerdem ist Arbeit ein großes Thema der UN-Behindertenrechtskonvention. Doch nun lade ich Sie und unsere Zuschauer*innen ein, sich unseren Hintergrundbericht anzuschauen."

Während der Überleitung des Moderators zum Filmbericht grämte sich Helen etwas. Sie hatte vergessen, die von der Enthinderungsgruppe angestoßene Befreiungsbewegung, wie sie es nannten, anzusprechen. Sie wollte unbedingt den bestimmenden Slogan ihrer Bewegung, nämlich Ich will raus, in der Sendung platzieren. Unter diesem Slogan hatten sie so viel angestoßen, damit viele ihr Leben hin zu mehr Inklusion verändern konnten. „Das muss ich unbedingt im zweiten Teil der Sendung einbauen", nahm sie sich fest vor.

Helen konzentrierte sich wieder auf Klaus Kerzer. „Monatelang haben unsere Kolleg*innen recherchiert", führte dieser gerade aus. „Sie haben Erstaunliches, Bedrückendes, eine Menge völlig Unakzeptables bis hin zu Menschenverachtendem herausgefunden. Sie haben erlebt, was sich hinter manchen der weitgehend verschlossenen Türen der Sonderwelten behinderter Menschen abspielt. Der Bericht zeigt deutlich auf, weshalb behinderten Menschen Inklusion oft erschwert oder unmöglich gemacht wird."

Plötzlich wurden die Ausführungen des Moderators jäh unterbrochen. Im Studio brach die Hölle los. Die Zuschauer*innen zu Hause oder von wo aus sie auch immer die Sendung verfolgten, hörten nur einen lauten Knall. Ein Knall, der die meisten mächtig aufschreckte. An der aufbrechenden Rückwand des Studios war kurz eine Explosion zu sehen. Genau dort saß Helen Weber. Der

Rest war Staub. Und dann Finsternis auf den Bildschirmen und mobilen Geräten, über die viele die Sendung verfolgten.

Helen erinnerte sich später nur an den ohrenbetäubenden Knall, Schmerz, panisches Ringen um Luft im stauberfüllten Studio. Ein lautes Durcheinander war eine weitere Erinnerung, die sich später wieder bei ihr einstellte. Im Unterbewusstsein nahm sie noch wahr, dass sie jemanden „Ich will raus“ schreien hörte.

Bevor die Welt um sie herum endgültig dunkel wurde, hatte sie noch vage in Erinnerung, dass sie genau diesen Satz, „Ich will raus“, noch unbedingt in die Sendung hatte einbringen wollen. Doch dieses Vorhaben war nun Geschichte.

2 Zwischen den Welten

An Helens Bett

Von den Reaktionen auf diesen Anschlag und den weiteren Ereignissen bekam Helen nichts, rein gar nichts mit. Sie lag nicht weit vom Tatort entfernt in der Berliner Charité im Koma. Und das bereits seit zwei Wochen. Die Ärzte hatten Peter Stamm, Helen Webers Mann, zwar zu beruhigen versucht und signalisiert, dass Helen wohl Glück im Unglück gehabt hatte. Lebenswichtige Organe seien nicht verletzt worden und das Koma helfe dem Körper, sich zu regenerieren. Mit jedem Tag, mit jeder Stunde, in der Helen nicht aufwachte, verspürte Peter jedoch mehr und mehr Angst. Er spürte den Schmerz, der ihn plagte, mittlerweile körperlich. Das hatte sicherlich auch damit zu tun, dass er schon so viele Stunden an Helens Bett verbracht hatte. Die Stühle sowie seine Sitzposition waren alles andere als bequem.

Peter wollte unbedingt so lange wie möglich bei Helen sein und sie seine Nähe spüren lassen. In der Enthinderungsgruppe hatten sie einmal darüber diskutiert, dass Menschen auch aus einem langen Koma aufwachen konnten. Vor allem aber hatten sie darüber nachgedacht, was für diejenigen, die im Koma liegen, wichtig sein könnte. Einige aus der Gruppe kannten betroffene Familienangehörige aktueller oder ehemaliger Koma-Patient*innen. Und dann waren da natürlich noch die Personen, die selbst im Koma gelegen hatten. Sie berichteten davon, dass da irgendetwas war, das sie gespürt hatten. Sie hatten wohl wahrgenommen, dass sie nicht allein waren.

Dieses Wissen half Peter, durch die Zeit zu kommen. Und er war froh, auch Helens langjährige Freundin Katrin Grund in der Klinik

an seiner Seite zu wissen. Sie war des Öfteren für Recherchen in Berlin unterwegs und schaute wann immer möglich im Krankenhaus vorbei. Damit löste sie Peter für einige Stunden an Helens Bett ab. So konnte er wenigstens ab und an ein bisschen abschalten, frische Luft schöpfen oder auch einfach nur etwas schlafen.

Die Nachricht des Anschlags auf die Sendung und damit auch auf Helen hatte Peter live und in Farbe mitbekommen. Er hatte den Bombenanschlag in gewisser Weise hautnah miterleben müssen. Wie so viele andere aus seinem Umfeld hatte er die Live-Ausstrahlung der Sendung im Fernsehen gebannt verfolgt. Zuerst war er erfreut und gefesselt, wie gut sich Helen im Interview schlug. Wahrscheinlich war er sogar noch aufgeregter als sie. Im Vorfeld hatten beide immer wieder über die Sendung und deren Ablauf gesprochen. Seit Tagen hatte es kaum mehr ein anderes Thema gegeben.

In Peter hatte Helen einen Partner, mit dem sie ihre Befürchtungen und Ängste offen besprechen konnte. Anderen gegenüber gab sie sich stets selbstbewusst. Sie legte großen Wert darauf, positiv zu denken und ein Gefühl zu verbreiten, dass alles klappen würde und möglich war. Mit der Zeit war sie mehr und mehr in diese Rolle reingerutscht. Es ging ihr darum, all diejenigen zu widerlegen, die eine Behinderung als schlimm ansahen. Und natürlich wollte sie andere motivieren, etwas zu verändern. Nach außen getragener Optimismus war für Helen dabei eine wichtige Zutat. In ihr selbst tobte demgegenüber aber oft ein Vulkan voller Zweifel und Unsicherheiten. Peter war einer der wenigen, bei dem Helen auch mal loslassen konnte. Dann sprudelte aus ihr heraus, was sie wirklich beschäftigte und ängstigte. Denn sie war alles andere als eine Heldin.

Als das Interview mit Helen in der Sendung Menschenrechte konkret seinen Lauf genommen hatte, stellte sich bei Peter

schnell Entspannung und auch Stolz ein. Er war beeindruckt, wie gut sie das vor einem Millionenpublikum an den Bildschirmen meisterte. Der Knall, der alles plötzlich und jäh unterbrach, und das kurz auf dem Bildschirm zu sehende Chaos, hatten ihn umso heftiger erwischt. Das live mitzuerleben, hatte ihn bis ins Mark getroffen. Nach einer gefühlten Ewigkeit ging der erste Anruf bei ihm ein. Erst dann löste er sich aus seiner Schockstarre und konnte seinen Blick vom dunklen Bildschirm abwenden. Tatsächlich hatte es nicht einmal eine Minute gedauert, bis Katrin Grund ihn anrief. Die Journalistin, Helens langjährige Freundin, reagierte genauso entsetzt wie Peter.

Beide hatten Helen angeboten, sie nach Berlin und ins Studio zu begleiten. Doch Helen hatte dies stets vehement abgelehnt. „Ich muss da allein durch“, hatte sie deren Ansinnen abgewehrt und scherzhaft nachgelegt: „nachher zupft ihr dauernd an mir rum und habt ständig etwas rumzumäkeln. Nee, nee, ich geh lieber allein. Dann kann ich mich viel besser auf das, was auf mich zukommt, konzentrieren.“ Nach mehreren Versuchen, sie vom Gegenteil zu überzeugen, hatten die Freundin und der Ehemann schließlich aufgegeben. Helen wollte partout allein nach Berlin fahren. Immerhin durften Katrin und Peter sie zum Bahnhof bringen. Dort verabschiedeten sie Helen mit ermunternden Worten und der bei der Enthinderungsgruppe üblichen La-Ola-Welle.

„Furchtbar, das ist entsetzlich!“ rief Katrin ins Telefon. „Die arme Helen, was ist da passiert?“ drang ihre Frage an Peters Ohr, als ob er zu diesem Zeitpunkt mehr wissen könnte.

So froh er war, jemanden zum Reden zu haben, hielt er das Telefonat kurz. Noch bevor er in Berlin beim Sender anrufen konnte, klingelte sein Telefon noch zweimal. Es waren Mitglieder der Enthinderungsgruppe. Sie hatten die Sendung ebenfalls verfolgt und saßen wie er auf heißen Kohlen.

Zum Glück fand Peter schnell die Nummer des Studios. Lange Zeit nahm niemand das Telefon ab. Dann erhielt er lediglich die Information, dass sie nichts sagen könnten. Katrins Recherchen waren schließlich erfolgreicher. Sie erfuhr im Laufe des Abends über ihre Medienkontakte, dass Helen in die Charité gebracht worden war. Sie sei schwer verletzt, aber am Leben. Der Moderator und ein Kameramann seien mit leichten Verletzungen davongekommen, wurde am Abend in den Nachrichtensendungen verkündet. Diese berichteten ausführlich über den Anschlag.

Für Peter war klar, dass er am nächsten Tag so früh wie möglich nach Berlin und zu Helen in die Klinik fahren würde. Er nahm den ersten Zug. Er war unendlich erleichtert, als sie ihn im Krankenhaus gut über den Stand der Dinge informierten und später zu Helen ließen. Wie gut, dass sie vor einigen Jahren geheiratet hatten. Und wie gut, dass er kurz vor seiner Abreise nach Berlin noch Helens Vorsorgevollmacht eingepackt hatte. Zum Glück hatte Helen die Vorsorgevollmacht auf ihn ausgestellt. So konnte Peter ihre weitere Behandlung aktiv begleiten und mitbestimmen. Zu Peters Erleichterung hatte Helen eindeutig erklärt, dass sie auf jeden Fall alle Behandlungen wünschte, die möglich waren, um ihr Leben zu erhalten.

Tief im Innern war Peter überzeugt, dass Helen es schaffen würde. Und so wachte er tagelang an ihrem Bett und freute sich über jede Entlastung durch Katrin –vor allem aber über jeden Funken Hoffnung, der aufkeimte.

Reaktionen der Medien

Das Echo in den Medien nach dem Anschlag auf die Sendung hätte nicht größer sein können. Unter normalen Umständen wären die Mitglieder der Enthinderungsgruppe über ein solches Medienecho aus dem Jubeln gar nicht mehr herausgekommen.

Doch so rauschten die vielen Berichte im Fernsehen, Radio, den Zeitungen und in den sozialen Medien nur dumpf an der Pressesprecherin der Gruppe, Katja Franke, vorbei. Auch bei den anderen Mitgliedern der Enthinderungsgruppe kam angesichts Helens immer noch ungewissem Gesundheitszustand darüber keine Freude auf. In der Sache waren die Berichte jedoch Wasser auf die Mühlen so vieler behinderter Menschen. Die Berichte unterstrichen, wofür sie sich in den letzten Jahren eingesetzt hatten.

Einerseits wurde über den Anschlag und die bisher erfolglose Suche nach den Tätern oder dem Täter berichtet. Mittlerweile hatte die Bundesanwaltschaft die Ermittlungen wegen des dringenden Verdachts auf einen terroristischen Anschlag übernommen. Viele Journalist*innen beschäftigten sich aber auch mit dem Hintergrund der aktuellen Menschenrechte konkret-Sendung. Die meisten gingen in ihrer Berichterstattung davon aus, dass sich der Anschlag gegen die Sendung richtete und nicht spezifisch auf das an diesem Abend im Mittelpunkt stehende Thema. Der Moderator und der Kameramann waren zwar sichtlich mitgenommen, aber mit einem blauen Auge davongekommen und schnell wieder aus dem Krankenhaus entlassen worden. Und so konzentrierte sich die Berichterstattung zusehends auf Helen Weber. Zum Glück ging es in einigen Berichten auch darum, wofür sich Helen einsetzte. Im Zusammenhang mit Helens Wirken wurde auch immer wieder über die Enthinderungsgruppe berichtet, in der sich Helen seit Jahren engagierte. Plötzlich flimmerten über eine Reihe von Bildschirmen Botschaften für Inklusion und Beispiele, wie diese gelingen konnte. Hätte Helen dies verfolgen können, sie wäre vor Freude wahrscheinlich aus dem Bett gehüpft. Doch von all dem bekam sie nichts mit.

Peter lehnte es ab, Interviews zu geben. Er brauchte all seine Kräfte, um sich auf Helen konzentrieren zu können.

„Katja, ich muss meine Sinne echt beisammenhalten.“ Er und sie vereinbarten daher, die Medien möglichst vom Krankenhaus fernzuhalten.

Einige Dreharbeiten fanden in Helens Heimatstadt statt. Helens Wirken und ihre Mission sowie die ihrer Freund*innen wurden anhand von vor Ort gedrehten Berichten aufgezeigt. Katja Franke nahm sich als Pressesprecherin der Enthinderungsgruppe einige Tage frei, um den zunehmenden Medienanfragen einigermaßen gerecht werden zu können. Das war anstrengend, denn auch Katja ging es nicht gut. Zusammen mit den anderen Gruppenmitgliedern bangte sie um Helens Leben. Trotzdem, nach einer kurzen Abstimmung in der Gruppe, waren sie sich einig: es war in Helens Sinne, Medienanfragen zu beantworten und für die Sache weiterzumachen.

Besonders Claudia Liese, der die Situation förmlich auf den Magen geschlagen hatte, zeigte sich nach außen wie ein Fels in der Brandung. Innerlich machte sie sich jedoch unendlich viele Vorwürfe, da sie Helen dazu geraten und mit überzeugt hatte, an der Aufzeichnung der Sendung teilzunehmen. Es hätte auch sie selbst treffen können, hätte sie den Auftritt in der Sendung übernommen. Dieses Gefühl der Verletzlichkeit bescherte ihr schlaflose Nächte. Der Anschlag saß bei der sonst eher nüchternen und pragmatischen Juristin tief.

Gerade vor dem Hintergrund der sich in den letzten drei Jahren verändernden politischen Situation in Sachen Inklusion nutzten eine Reihe von Politiker*innen das Medieninteresse. Sie forderten weitere konkrete Schritte und Gesetzesinitiativen für mehr Inklusion ein. Ihre Agenda: „Der Prozess der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention muss beschleunigt werden. Wir müssen konkrete Förderprogramme beschließen. Echte Inklusion muss jetzt vorangetrieben werden.“ So und so ähnlich tönte es

aus den Radios und Fernsehern im Nachgang des Anschlags. Was Katja Franke, Claudia Liese und viele andere behinderte Menschen seit Jahren gefordert hatten, schien urplötzlich auf fruchtbaren politischen Boden zu stoßen. Wäre der Anlass nicht so tragisch, fände ihr Jubel kein Ende.

Plötzlich schien die Zeit reif für solche Veränderungen. In den letzten Jahren hatte sich so gut wie nichts mehr in Sachen Inklusion nach vorne bewegt. Die Behindertenbewegung hatte einen Abwehrkampf nach dem anderen führen müssen, um den schlimmsten Verschlechterungen und dem inklusionsfeindlichen Klima etwas entgegensetzen zu können. Helen, die Enthinderungsgruppe und viele andere hatten sich daher vorwiegend darauf konzentrieren müssen, einzelne behinderte Menschen zu unterstützen, die inklusiver leben und arbeiten wollten. Neue Gesetzesreformen für mehr Inklusion, Barrierefreiheit und Teilhabe waren unter der rechten Regierung kein Thema.

Der geplante Enthüllungsbericht der durch den Anschlag jäh unterbrochenen Sendung Menschenrechte konkret blieb vorerst noch unter Verschluss. Die Sendungsmacher*innen hielten sich bei Nachfragen bedeckt, ob und wann der brisante Bericht nun gesendet werden sollte. „Erst wenn wir wissen, wie sich Helen Webers Gesundheitszustand genau entwickelt, werden wir darüber entscheiden“, verkündete der Moderator gegenüber einem Journalisten. Und so hatten der oder die Attentäter*innen erst einmal erreicht, was den Anwälten im Vorfeld nicht gelungen war. Der brisante Reportagebeitrag blieb unter Verschluss und unveröffentlicht. Die Verantwortlichen der Sendung betonten jedoch gebetsmühlenartig, dass sie sich durch solche Akte der Gewalt nicht in die Knie zwingen lassen würden. Was Unrecht sei, müsse auch als Unrecht benannt werden.

Genugtuung

Christof Zickler verfolgte die Reaktionen auf „sein Werk“, wie er den Anschlag insgeheim bezeichnete, mit gemischten Gefühlen. Zuerst verspürte er eine enorme Erleichterung und Freude, da alles nach Plan verlaufen war. Er hatte die Kraft der Bombe richtig eingeschätzt und war nach deren Aktivierung per Fernzünder begeistert. Die Informationen aus dem Darknet hatten ihm geholfen. Er hatte es tatsächlich geschafft, die Sendung zu stoppen.

Als er an einem, von Blicken geschützten Ort in der Nähe des Studios die Sendung über sein Smartphone verfolgt hatte, waren ihm noch einmal kurz Zweifel gekommen, ob alles so sie geplant klappen würde. Den Knopfdruck hatte er lange hinausgezögert. Hinausgezögert bis zum letzten Moment vor dem Start des Enthüllungsberichts. So konnte Helen Weber im ersten Teil des Interviews noch ihre Geschichte erzählen. Dann war es ihm aber zu viel geworden, „ihrem Geschwafel“, wie er es nannte, zuzuhören.

Es hatte einen kräftigen Wumms gegeben, als er den Knopf gedrückt hatte und die Bombe per Fernzünder hochgegangen war. Er gönnte sich noch ein paar Blicke auf den Rauch, der aus dem Studiogebäude austrat. Dann galt es, sich schnell, aber möglichst unauffällig, vom Tatort zu entfernen. Glücklicherweise waren in diesem Teil der Stadt und zu dieser Zeit nicht mehr viele Menschen unterwegs. „Hoffentlich bin ich niemand aufgefallen.“ Mit seinem in der Nähe abgestellten Fahrrad fuhr er rund 10 Minuten bis zu einer zwar nahegelegenen, aber weit genug entfernten S-Bahn-Station. Dabei vernahm er aus der Ferne das Sirenengeheul, das sich zwischenzeitlich dem Studio näherte.

Sein Fahrrad stellte er in der Nähe der S-Bahn-Station ab. Er verzichtete bewusst darauf, es abzuschließen. Sollte es jemand stehlen, wäre ihm das sehr recht. Er lief möglichst unauffällig zu der Station. Zum Glück fuhr kurz nach seiner Ankunft auf dem

Bahnsteig eine Bahn ein. So blieb wenig Zeit, in der seine Aufregung und Angespanntheit für andere sichtbar werden konnte. In der S-Bahn atmete er erst einmal durch, um sich und seinen Puls etwas herunterzufahren. Nach zweimaligem Umsteigen in unterschiedliche U-Bahnen und einen Bus erreichte er den Ort am Rande Berlins, an dem sein Auto stand. Er hatte es möglichst weit vom Tatort entfernt geparkt, sodass niemand eine Verbindung zwischen ihm und seinem Fahrzeug herstellen konnte.

Endlich saß er im Auto. Er bemerkte, dass sein Puls nach wie vor keine normale Frequenz erreicht hatte. Also nahm er sich kurz die Zeit, mit seinem extra neu gekauften Handy in den sozialen Medien und bei den Nachrichtensendern zu suchen, ob es schon Reaktionen auf den Anschlag gab. Und ob es diese gab. Viele hatten den Knall und den damit verbundenen abrupten Abbruch der Sendung live miterlebt. Sie schilderten ihr Entsetzen. Auch einige Nachrichtensender brachten bereits erste Berichte beziehungsweise Hinweise auf den Anschlag. Befriedigt startete Christof Zickler sein Auto und fuhr los gen Ostsee. Dort hatte er vor ein paar Tagen für drei Wochen eine recht einsam gelegenen Ferienwohnung angemietet. Seinen wenigen Freunden und seiner Familie hatte er erzählt, dass er dringend Urlaub bräuchte und mehrere Wochen allein an die Ostsee fahren würde.

An der Küste entspannte er sich tatsächlich. Sein enormer innerer Druck, etwas gegen dieses Inklusionsgesäusel tun zu müssen, fiel endlich von ihm ab. Dieser lange aufgebaute Druck, der ihn immer wieder gequält hatte. Gut, dass derzeit nur wenige Urlauber an der Ostsee waren. So konnte er unbehelligt am Strand entlang spazieren. Das lüftete seinen Kopf durch. Und es förderte seine Genugtuung, die unsägliche Live-Sendung gestoppt zu haben. Er hatte der Enthinderungsgruppe einen Denkzettel verpasst. „Hoffentlich geben die Inklusionsheinis endlich mal Ruhe.“

Aus den Nachrichten wusste Christof Zickler, dass Helen Weber im Koma lag. Dass sie den Anschlag überlebt hatte und die Ärzte dem gesamten Umfeld Hoffnung auf ihre Genesung machten, beruhigte ihn. Ursprünglich hatte er es auf Katja Franke abgesehen. Sie hatte ihn bis aufs Messer gereizt. Er hoffte sogar, dass Helen Weber überlebte. „Ich bin ja kein Mörder. Ganz im Gegenteil. Ich will doch nur das Gute verteidigen."

Seine Tat hatte auch ohne Todesopfer bereits genügend Schlagzeilen gemacht. Aus dem Umfeld, in dem er sich in den sozialen Medien bewegte, gab es bereits Bestätigungen. „Endlich hat's denen mal jemand gezeigt", „jetzt ist hoffentlich mal Ruhe mit diesen Inklusionsträumereien." Solche Posts erfüllten ihn mit einem Gefühl der Genugtuung. Viele Likes hatte es für den Kommentar „Scheiß Gutmenschen, jetzt habt ihr die Rechnung bekommen," gegeben. Besonders die Posts, die den Täter hochleben ließen, erfreuten Christof Zickler. „Wer sich das auch immer getraut hat, cool", „Hut ab" oder „ein Prosit auf den Mutigen, der die Bombe hochgehen ließ gegen diesen linken Kulturkampf". Er war begeistert von diesen Kommentaren seiner Social Media Blase. An ihnen labte er sich besonders. Sie bestätigten ihn und sein Tun. „Schade, dass ich mich selbst zurückhalten muss und niemand wissen darf, dass ich, ja ich, der Held dieser Tat bin."

Gut war, dass sich bei ihm noch niemand wegen der Tat gemeldet hatte. Das war Christof Zickler sehr wichtig. In seinem Urlaub hatte sich bisher tatsächlich niemand bei ihm gemeldet. Vor seiner Abreise hatte er verkündet, dass er sein Handy ausschalten würde, um einmal ganz ungestört abschalten zu können. Seine Hoffnung: So würde er von seinem Umfeld in keiner Weise mit der Tat in Verbindung gebracht. Sollte die Polizei jedoch ermitteln, dass der Anschlag Helen Weber gegolten hatte, hoffte er, nicht einmal in die Nähe eines Verdachts zu geraten. Er hatte

zwar den Mut aufgebracht, den Anschlag zu planen und durchzuführen. Wie er einem Verhör durch die Polizei standhalten würde, das vermochte er jedoch nicht vorauszusagen.

Christof Zickler gab dem Zucken seiner Finger beim Lesen der Nachrichten in den sozialen Medien nicht nach. Bewusst hielt er sich zurück und stelle keine eigenen Kommentare ein. Eigene Nachrichten zum Thema durfte er auf keinen Fall veröffentlichen, das war ihm im Vorfeld der Tat schon klar. Dabei hätte er gerne andere angeheizt, ebenfalls nicht ständig klein beizugeben und endlich einmal etwas Konkretes gegen die Dominanz des Inklusions-, Vielfalts- und Diskriminierungsgedudels zu tun. Donald Trump hatte ja schon vor Jahren vorgemacht, dass man diesem Treiben einen Riegel vorschieben muss.

Ermittlungen

Ernst Müller, dem Leiter der Berliner Polizeidirektion, war schnell klar, dass es sich bei dem Anschlag auf das Studio der Sendung Menschenrechte konkret um eine größere Sache handelt. Erste Ermittlungen und Berichte der Einsatzkräfte bestätigten seine Befürchtung, dass es sich um eine Tat mit terroristischem Hintergrund handeln dürfte. Die Tat schien gut geplant und länger vorbereitet gewesen zu sein. Das erkannte er allein schon daran, dass sich der oder die Täter*innen ausführlich mit der Lage des Studios und des angrenzenden Gebäudes beschäftigt hatten. Die Bombe war in das Nachbargebäude mit viel Publikumsverkehr eingeschleust und direkt an der Wand zum Studio des Senders platziert worden. Gut versteckt unter einem Tisch musste die Bombe nicht allzu lange vor dem Attentat in einem Papierkorb deponiert worden sein. Ihre enorme Sprengkraft war stark genug gewesen, die Wand zu durchdringen und Helen Weber ins Koma zu schicken. Glücklicherweise waren die anderen

Anwesenden im Studio recht glimpflich davongekommen und die Beschäftigten des angrenzenden Gebäudes zum Zeitpunkt der Detonation bereits im Feierabend. Sonst wären die Personenschäden, wie es so distanziert leider oft hieß, und damit auch der öffentliche Rummel noch viel größer gewesen.

Während der letzten Jahre hatte es zwei Bombendrohungen und einzelne Anzeichen für eine Bedrohungslage bei der Ausstrahlung der Sendung Menschenrechte konkret gegeben. Für eine Weile hatte damals eine Kollegin die Einträge in den sozialen Medien, die Hetze, aber auch zustimmende Nachrichten über die Live-Sendung, verfolgt. Glücklicherweise hatten sich alle als Fehlalarme oder haltlose Befürchtungen erwiesen. Das konnte Ernst Müller aus den vorhandenen Akten herauslesen. Dass irgendwann doch etwas passieren könnte, hatte er, da er nun darüber nachdachte, schon länger befürchtet. Die Sendung war nun einmal ein brisantes TV-Format.

So bedauerlich und bezüglich der Ermittlungsarbeiten anstrengend die aktuelle Tat für seine Behörde und für ihn war, hoffte er, sich doch noch auf sein Bauchgefühl verlassen zu können. Dieses Gefühl und so manche Vorahnungen hatten ihn seine gesamten Dienstjahre hinweg gut begleitet und vorankommen lassen. Ein kleiner Trost, der ihm blieb, ihn aber in diesem Fall keineswegs glücklich machte. Denn erfolgversprechende Spuren gab es bisher noch nicht. Vermutungen ja, aber die meisten hatten bisher zu keiner ernsthaften Spur geführt.

Eigentlich hasste Ernst Müller Kompetenzgerangel um Fälle. Aber dieses Mal war er froh, als die Bundesanwaltschaft die Ermittlungen übernahm. Damit lagen die Arbeit und die damit verbundenen Herausforderungen nun in deren Zuständigkeit.

Das Schicksal der Rollstuhlfahrerin, die nun bereits seit fast drei Wochen im Koma lag, ging trotzdem nicht spurlos an ihm vorbei.

Wahrscheinlich lag es daran, dass seine Schwägerin auch im Rollstuhl saß. Ähnlich wie Helen Weber ließ sich diese auch nicht so schnell die Butter vom Brot nehmen. Auch sie hatte ihren Platz im Leben gefunden, zum Teil sogar erkämpft. Das war es wahrscheinlich, was ihn so berührte. Er hatte miterlebt, dass ein Leben mit einer Behinderung kein Kinderspiel war.

Seine Schwägerin konnte von einigen Diskriminierungen erzählen, die sie erleben musste. Von ihr hatte er unter anderem gelernt, dass nicht alles Gold war, was die Angestellten des Reha-Systems und diverser Einrichtungen für behinderte Menschen zum Glänzen bringen wollten. Als er sich mit Helen Weber beschäftigte und ihren Hintergrund durchleuchtete, erinnerte ihn das stark an seine Schwägerin. Auch sie wäre vor einigen Jahren fast in einem Heim gelandet. Damals hatten sich deren Mutter und seine Frau für sie so richtig ins Zeug legen müssen. Nur deshalb erhielt sie die notwendige Unterstützung in ihrer eigenen Wohnung. Das Leben im Heim blieb ihr erspart. Er war sich sicher, ohne ihre Familie würde das Leben seiner Schwägerin heute ganz anders aussehen.

Ernst Müller wollte den Fortgang des Falls trotzdem weiterverfolgen, auch wenn er und seine Behörde nun außen vor waren. Jetzt mussten andere ermitteln. Hoffentlich mit Erfolg. Denn, obwohl die Zahl solcher oder ähnlicher Bombenanschläge in den letzten drei Jahren zurückgegangen war, wollte er seine Stadt möglichst sicher halten. Seine größte Hoffnung: Die Rollstuhlfahrerin möge bald und gut aus dem Koma erwachen. Wer weiß, vielleicht konnte sie den ermittelnden Behörden Hinweise geben, wer hinter dieser Tat stecken könnte.

3 Erwachen

Zurück in dieser Welt

Was sich nach dem Attentat genau ereignet hatte, wie ihre Freund*innen und Verbündeten um sie bangten, wie die Öffentlichkeit mit ihr mitfühlte und mitfieberte – all das hatte Helen Weber verpasst. Sie versuchte später, sich die verlorene Zeit, während der sie im Koma lag, durch wiederholtes Nachfragen und dem fast besessen anmutenden Nachlesen zahlreicher Medienberichte und anderer Informationsquellen anzueignen. Aber ganz gelang ihr dies nie. Wie ein großes Loch fühlte sich diese Zeit im Gehirn von Helen an.

Als sie ihre Augen nach fast vier Wochen im Koma am Nachmittag des 21. April 2034 wieder öffnete, war es neben dem blendenden Sonnenlicht in ihrem Zimmer eine unendliche Leere, die sie zuerst fühlte. Der Filmriss, den sie erlitten hatte, überwältigte sie förmlich und machte einer unglaublichen Müdigkeit Platz. Ein Satz hallte jedoch in ihr nach: „Ich will raus“.

Dieses kurze Erwachen blieb allerdings allein Helen im Gedächtnis, da zu dieser Zeit niemand in ihrem Zimmer war und es keiner bemerkt hatte. Als sie Stunden später, am Abend des 21. April, erneut aufwachte, spürte sie vor allem Hektik, die plötzlich um sie herum entstand. Katrin Grund war es, die an diesem Abend an ihrem Bett saß. Sie war in ihre Unterlagen für eine Reportage vertieft, an der sie gerade arbeitete. Katrin hatte so manche Abende am Bett von Helen verbracht. Als es immer schwieriger wurde, Gesprächsstoff für und mit der im Koma liegenden Helen zu finden, hatte Katrin begonnen, sich Lesestoff mit in die Klinik zu bringen. Doch heute war in Helens Zimmer nicht nur das

Piepsen der Maschinen und das Rascheln ihrer Papiere zu hören. Plötzlich nahm die Journalistin ein leises, für diesen Ort ungewohntes, Geräusch wahr. Und war da nicht auch eine leichte Bewegung im Bett? Sie bekam einen gehörigen Schreck, als sie sah, dass sich Helens Hand bewegte, und sie feststellte, dass diese ihre Augen geöffnet hatte. So schnell war Katrin wahrscheinlich noch nie aufgesprungen. Und so begeistert war sie auch lange nicht mehr gewesen. Ihre langjährige Freundin war tatsächlich aus dem Koma aufgewacht.

Völlig kopflos wirbelte Katrin im Krankenhauszimmer herum. Zuerst nahm sie Helens Hand, die sich bewegt hatte, und fragte ganz schüchtern: „Helen, bist du wach? Bist du wieder bei uns?“

Ein zögerliches und schwer hörbares „Ja“ erklang.

Katrin konnte nicht mehr an sich halten. „Ich bin gleich wieder da, Helen“, murmelte sie. Sie rannte wie von der Tarantel gestochen aus dem Zimmer. Sie musste schnell einen Arzt finden. Katrin platzte fast vor Freude. Ihr war ganz schwindelig, ob der vielen Gedanken, die in ihrem Kopf herumschwirrten.

„Hoffentlich ist Helen richtig aus dem Koma erwacht. Hoffentlich haben das Attentat und die Zeit im Koma nicht zu viel bei Helen angerichtet. Ich muss unbedingt Peter anrufen.“ Die Gedanken strömten alle gleichzeitig auf Katrin ein. Erst jetzt hatte sie Zeit für sie. Der herbeigeeilte Arzt und die Pflegekraft hatten sie aufgefordert, auf dem Gang zu warten. Helen sollte nach dem Aufwachen nicht mit zu vielen Eindrücken überwältigt werden.

„Sie können jetzt reinkommen. Frau Weber möchte Sie gerne sehen“, wurde Katrin nach einigen Minuten jäh aus ihren Gedanken gerissen.

„Ist sie wieder richtig wach und wird wieder richtig gesund?“ Katrin fragte den aus Helens Zimmer kommenden Arzt.

„Das wissen wir noch nicht. Dazu ist es viel zu früh. Aber sie ist zeitweise wieder da und anscheinend bei gutem Bewusstsein. Bleiben Sie bitte nur kurz bei ihr. Sie wird noch sehr viel Ruhe und Schlaf brauchen, um sich zu regenerieren.“

„Ich rufe ihren Mann an. Sie brauchen sich darum nicht zu kümmern. Das übernehme ich“, verkündete Katrin noch schnell. Sie holte tief Luft, bevor sie wieder das Zimmer von Helen betrat. „Helen, wie schön, dass du wieder aufgewacht bist. Peter und ich waren so oft an deinem Bett. Wir haben die Hoffnung nie aufgegeben“, strömte es aus Katrin heraus.

Ein heiseres „Ja“ kam ihr aus Helens Mund entgegen. Dann signalisierte sie, dass sie noch etwas sagen wollte. Also hielt Katrin inne. „Wo bin ich?“

Katrin war versucht, ihrer Freundin alles zu erzählen, was passiert war. Dabei erinnerte sie sich an die Mahnung des Arztes. „Du bist im Krankenhaus. Aber das erzähle ich dir alles in Ruhe. Ich bin noch einige Tage in Berlin und Peter kommt bestimmt morgen. Wir werden noch viel Zeit haben, dir alles zu erzählen.“ Katrin drückte die Hand ihrer Freundin. Nachdem diese den Druck leicht erwidert hatte, verabschiedete sie sich glücklich, verbunden mit dem Hinweis, dass der Arzt gesagt hatte, dass sie noch viel Ruhe brauche. Sie versprach Helen, sofort Peter anzurufen, um ihm die freudige Nachricht mitzuteilen. „Der kippt bestimmt vor Freude aus seinen Latschen. Ausgerechnet heute ist er am frühen Nachmittag von Berlin zurück zu euch nach Hause gefahren. Er wollte dort zwei Tage Luft holen und notwendige Dinge regeln. Der ambulante Dienst hat ihm bisher Urlaub gegeben“, sprudelte es aus Katrin wieder heraus, bis sie sich ermahnte, Helen endlich in Ruhe lassen zu müssen.

Freude pur

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in Helens engerem Umfeld die Nachricht, dass sie aus dem Koma erwacht war.

Peter fand seine Sprache kaum wieder, als Katrin ihn vom Krankenhaus aus anrief. „Jetzt war ich wochenlang in Berlin und fast jeden Tag bei ihr im Krankenhaus. Und ausgerechnet, wenn ich nicht da bin, wacht sie auf“, haderte Peter mit sich.

„Sie wollte wahrscheinlich zuerst mich in ihrem neuen Leben sehen.“ Katrin hatte angesichts der guten Nachricht endlich wieder ihren Humor gefunden und legte nach. „Du bist dann aber hoffentlich der zweite aus unseren Reihen, der mit ihr spricht.“

Natürlich schwang bei beiden trotz der großen Freude, dass Helen wieder wach war, die Sorge mit, was körperlich und psychisch von dem Anschlag zurückbleiben würde. Doch sie schoben ihre Sorgen beiseite und schmiedeten Pläne, wer wen informieren und dass Peter am nächsten Tag so schnell wie möglich nach Berlin fahren würde. Natürlich wollte er jetzt bei Helen sein, mit der er in den letzten Jahren so viele schöne Stunden verbracht und viele spannende Momente erlebt hatte.

Sie besprachen noch, wann und wie die Presse informiert werden sollte, die in den letzten Wochen rege über Helens Geschichte berichtet hatte. „Damit warten wir lieber noch, bis Helen bereit dafür ist, und wir wissen, wie es genau um sie steht. Sie soll den Takt unbedingt selbst vorgeben. Lasst uns über ihren Freundeskreis hinaus unbedingt noch absolutes Stillschweigen bewahren“, empfahl Katrin als medienerfahrene Journalistin. „Du ruhst dich nach dem freudigen Ereignis am besten erst einmal aus und ich erledige das mit dem Informieren der anderen“, entschied Peter.

Er wusste, auf wen er bauen konnte, damit er nicht immer wieder die gleiche Geschichte erzählen musste. Katja Franke war eine ausgezeichnete Kommunikatorin. Außerdem fand morgen Abend das nächste Treffen der Enthinderungsgruppe statt. Peter hatte sich ursprünglich überlegt, zum Treffen der Gruppe zu gehen, schließlich war er seit längerem mal wieder vor Ort und nicht bei Helen. Jetzt sollte Katja aber erst einmal die positive Nachricht in die Gruppe tragen. Er wollte zurück nach Berlin fahren. Vor allem konnte Katja die Mitglieder der Gruppe viel besser darauf einschwören, die gute Nachricht für sich zu behalten. Was Helen nach ihrem Aufwachen auf keinen Fall gebrauchen konnte, waren neugierige Journalist*innen, die auf allen Wegen versuchen würden, an sie ranzukommen. Vor allem sollten keine Spekulationen über ihren Zustand verbreitet werden, die sie nicht selbst steuern konnte.

Gesagt, getan! Peter erreichte Katja auf Anhieb. Sie fiel angesichts der freudigen Nachrichten fast aus ihrem Rollstuhl. Sie hatte sich die letzten Wochen unglaublich geplagt. Sie fühlte sich so machtlos, da sie nicht wirklich etwas zu Helens Genesung beitragen konnte. Als pragmatische Macherin lebte Katja davon, viel erreichen zu können, sofern sie sich richtig reinkniete, dranblieb und aktiv war. Das waren wahrscheinlich auch die entscheidenden Erfolgsfaktoren der Veränderungen der letzten Jahre, die sie zusammen mit der Enthinderungsgruppe erreicht hatte. Doch nach dem Anschlag auf Helen war diese Welt für sie zusammengebrochen. Die Hilflosigkeit hatte kräftig an ihr genagt. Selbst sie konnte sich nicht mehr alles positiv reden und hoffnungsfroh herbeireden. Umso befreiender war nun die Nachricht von Helens Aufwachen aus dem Koma für die Pressesprecherin der Enthinderungsgruppe. Ihr Organisationstalent erwachte schnell wieder.

„Peter, mach dir keine Gedanken. Du konzentrierst dich auf Helen und ich regele das hier alles. Du kannst dich auf mich und auf uns verlassen.“

In Katja arbeitete es bereits, wie sie der Gruppe die frohe Kunde überbringen könnte. Sie musste dabei dafür sorgen, dass die Nachricht nicht gleich in den sozialen Medien zu lesen war oder anderweitig verbreitet wurde. Die Mitglieder der Enthinderungsgruppe hatten sich in den letzten Jahren intensiv mit den unterschiedlichsten Diensten der sozialen Medien vertraut gemacht. Darüber erreichten sie mittlerweile auf zum Teil sehr pfiffige Art und Weise viele Akteur*innen der Behindertenpolitik, aber auch Medienvertreter*innen, die für ihr Thema offen waren. Das bewies, dass viele einzelne Menschen eine Menge erreichen konnten, sofern sie ihre Möglichkeiten nutzten und auch in den sozialen Medien gemeinsam an einem Strang zogen.

„Katja, bist du noch da“, drang Peters Stimme an ihr Ohr.

„Ja, ja, ich war gerade im Gedanken schon dabei, wie das jetzt alles gemanagt werden kann.“

„Dann machen wir das so?“ hakte Peter noch einmal fragend nach.

„Was genau?“ musste Katja jetzt doch nachfragen und bekennen, dass sie nicht genau zugehört hatte.

„Schon gut, Katja, ich sehe, du bist schon wieder in deinem Element. Das besprechen wir alles in Ruhe. Ich ruf‘ dich morgen noch vor dem Treffen der Enthinderungsgruppe aus dem Krankenhaus an und erzähle dir, wie es Helen genau geht.“

„Ja klar, so machen wir das. Mach’s gut – und viel Glück für Helen und dich. Vor allem danke, dass du mich angerufen hast.“ Mit diesen Worten legte Katja auf und grübelte, was sie der Presse mitteilen könnte, falls sich Journalist*innen nach dem

Bekanntwerden von Helens Erwachen bei ihr melden sollten. Vor allem aber hoffte sie aus tiefster Seele, dass Helen gut durch das Ganze gekommen war.

Die nicht aufgegebene Hoffnung und das Daumendrücken von Katja, Peter, Katrin und so vieler anderer hatten vielleicht tatsächlich mit dazu beigetragen, dass Helen am nächsten Tag schon viel mehr von der Welt um sie herum wahrnehmen konnte als beim ersten Aufwachen. Trotzdem, als Peter an ihrem Krankenhausbett in Berlin eintraf, fand er zwar eine wache, aber noch recht orientierungslose Helen vor.

Er merkte schnell, wie sie sich plagte und wie es sie anstrengte, die Ereignisse im Studio zu rekonstruieren.

„Ich weiß noch ... ich hab‘ den ersten Teil vom Interview ... geschafft ... ich hab‘ ... überlegt, was ich noch sagen sollte.“ Helen sprach stockend, aber fand zunehmend ihre Worte.

„Du warst super. Wir waren ganz begeistert, wie du das rübergebracht hast“, unterbrach Peter sie. Nicht nur um sie zu bestätigen, sondern auch, um ihr etwas Luft zum Weitersprechen zu verschaffen.

„Dann war da ... der laute Knall. Der Staub hat mir die Luft abgeschnürt. Es hat ... so weh getan. Und dann ein Schrei. ‚Ich will raus.‘ Ich erinnre mich genau. Mehr weiß ich ... nicht mehr.“

„Der Schrei kam wahrscheinlich von jemandem aus dem Fernsehteam, da herrschte bestimmt Panik pur, oder?“, hakte Peter nach, obwohl er merkte, wie schwer Helen das Reden noch fiel.

„Der Schrei, der hat mich ... durch die lange Dunkelheit begleitet. Den hatte ich ... beim Aufwachen immer noch im Ohr.“

„Vielleicht weil wir den Satz ‚Ich will raus‘ in den letzten Jahren so oft von behinderten Menschen gehört haben. Vielleicht erinnerst du dich daran, dass behinderte Menschen, die in

Behinderteneinrichtungen gewohnt oder in Werkstätten für behinderte Menschen gearbeitet haben, diesen Satz oft sagten. Viele behinderte Menschen wollen nun einmal inklusiver leben und arbeiten. Und das war quasi der Ausgangspunkt für so viele unserer Aktivitäten in den letzten Jahren. Aufbauend auf diesem ‚Ich will raus' haben du und viele andere so viele Türen in Richtung Inklusion öffnen können. Deshalb warst du ja Gast im Studio. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass sich dieses ‚Ich will raus' in deinem Kopf festgesetzt hat."

Ich will raus

Als die Visite anstand, ermahnte der Oberarzt erneut, dass Helen noch viel Ruhe brauche und nicht zu sehr belastet werden dürfe. Diese Ansprache war vor allem an Peter gerichtet. Das veranlasste ihn dazu, sich nach der Visite etwas zum Essen zu holen und ein bisschen Luft zu schnappen. Bei aller Freude spürte Peter immer noch die Anspannung der letzten Wochen. Sie begann nun langsam von ihm abzufallen.

Helen nutzte die Zeit ohne Peter, um ihre Eindrücke und Erinnerungen an Peters Worte sacken zu lassen. Was Peter erzählt hatte, sickerte langsam in ihr Bewusstsein. „Stimmt. Ich hab's ... kurz nach dem Knall gehört. Und vorher... wollten 'n paar behinderte Menschen wirklich raus?" Helen döste wieder ein.

Wie es dazu kam

Katrin Grund hatte 2023, vor nunmehr über zehn Jahren, ihren Reportage-Roman Zündeln an den Strukturen veröffentlicht. Seitdem hatten sich viele behinderte Menschen bei der Enthinderungsgruppe und Helen gemeldet.

„Wie kann man aufm allgemeinen Arbeitsmarkt arbeiten?"

„Ich mag nicht mehr in die Werkstatt!"

“Ich will aus‘m Wohnheim wegziehen.“, „Ich will Assistenz wie du und ‘ne eigene Wohnung. Oder in ‘ner kleinen Wohngemeinschaft leben.“

Mit viel Energie waren Helen und ihre Freund*innen damals auf solche Anfragen eingegangen. Dass es tatsächlich einigen behinderten Menschen gelang, selbstbestimmter leben und inklusiver arbeiten zu können, beflügelte das Engagement der Enthinderungsgruppe. Aber eine gute Unterstützung der Ratsuchenden war gar nicht so einfach. Das hatten sie damals leider schnell erkennen müssen: Menschen brauchten wirklich gute und teilweise intensive Begleitung und Unterstützung auf ihrem Weg aus den Sonderwelten der Einrichtungen hinein ins richtige Leben, wie Helen es nannte. Durch die persönliche Begleitung entstanden zum Teil enge Beziehungen, denen die einzelnen Mitglieder der Enthinderungsgruppe gerecht werden mussten und wollten.

Immer wieder sorgten bürokratische Hürden und die vor allem auf Sonderwelten ausgerichteten Regelungen der Behindertenhilfe für Frust. Aber auch die Erkenntnis, dass behinderte Menschen selbst so manche Veränderungen blockierten, führte die Enthinderungsgruppe damals fast zum Aufgeben. Manchmal hatten sie beispielsweise Monate dafür investiert, Arbeitsplätze außerhalb der Werkstätten für behinderte Menschen oder barrierefreie Wohnungen zu finden. Sie hatten sich darum bemüht, dass die nötigen Unterstützungsleistungen außerhalb der Einrichtungen bezahlt und organisiert werden konnten.

Doch immer wieder knickten behinderte Menschen selbst vor der oftmals von Betreuer*innen oder manchen Eltern zusätzlich verbreiteten Angst vor Veränderungen ein. So verständlich diese zum Teil über Jahre hinweg erlernte und verinnerlichte Hilflosigkeit und Angst war, sie trieb Helen damals fast in den Wahnsinn. Und dann auch noch das: Helen nahm an vielen Veranstaltungen

teil. Gerade dort erlebte sie immer wieder, wie Einrichtungsvertreter*innen, aber auch so manche Werkstatträte und Bewohner*innen-Beiräte, die Sondereinrichtungen schönfärbten. Das brachte sie regelmäßig zum Kochen, auch wenn sie die Beweggründe der Beiräte irgendwie verstehen konnte. Helen war selbst längere Zeit als Werkstatträtin aktiv gewesen.

In mehreren Sitzungen hatte die Enthinderungsgruppe über die Hürden und Beharrungskräfte gesprochen, die viele behinderte Menschen förmlich an den Wohneinrichtungen und Werkstätten kleben ließen.

Claudia Liese mit ihrem nüchternen juristischen Sachverstand war es, die damals entscheidend zum Richtungswechsel der Enthinderungsgruppe beigetragen hatte. „Ich kann nachvollziehen, warum so viele Einrichtungsmitarbeiter*innen, Werkstatträte, Bewohner*innen-Beiräte und auch Eltern die Einrichtungen verteidigen. Es soll möglichst so bleiben, wie es ist. Und deshalb unterstützen sie behinderte Menschen auf dem Weg zum inklusiveren Arbeiten und Wohnen kaum."

„Mich regt das auch unheimlich auf. Das Geschwätz vom Abbau der Barrieren in den Köpfen. Dass das erst sein muss. Das führt doch zu nichts. Ich kann's echt nicht mehr hören", hatte Helen eingeworfen.

„Helen, ich könnte auch oft in die Tischkante beißen. Aber viele sind mit dem Aussonderungssystem verwoben. Warum sollten sie denn wollen, dass behinderte Menschen die Werkstatt verlassen oder aus einem Wohnheim ausziehen? Und viele Beiräte sind doch von ihren Betreuer*innen in den Werkstätten und Wohnheimen abhängig. Sie werden zum Teil regelrecht von den sogenannten Fachleuten mit Falschinformationen geimpft, indem diese behaupten, wir wollten die Werkstatt von jetzt auf gleich abschaffen und sie würden dann auf der Straße stehen."

„Mir ging’s auch so“, pflichtete ein weiterer Teilnehmer der Gruppe Claudia Liese bei.

„Und was machen wir jetzt?“

„Genau dazu wollte ich gerade was sagen.“ Claudia hatte damals den Faden der Diskussion ungeduldig wieder aufgenommen. „In der Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatungsstelle, in der ich arbeite, richten wir uns nach dem, was die behinderten Ratsuchenden wirklich wollen. Es ist nicht immer einfach, das rauszubekommen. Wir müssen richtig gut hinhören, wie stark sich jemand wirklich verändern will. Aber wenn einmal klar ist, dass die Ratsuchenden ihr Leben wirklich verändern wollen, und dass sie bereit sind, dafür einiges zu tun, dann können wir in der Regel gemeinsam einiges wuppen.“

„Richtig,“ unterbracht Claudias damalige Kollegin aus der Beratungsstelle sie. Diese hatte sich der Enthinderungsgruppe angeschlossen. Anfangs zählte sie in der Gruppe zu den ruhigen Vertreterinnen, war dann aber zusehends aufgetaut und zu einer wichtigen Peer-Beraterin geworden.

„Wenn wir unsere Kräfte effektiv einsetzen wollen, um vielen behinderten Menschen ein möglichst selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen, dann müssen wir immer erst einmal herausfinden, ob eine Person sich und ihre Situation wirklich verändern will. Wir wissen doch alle, aus einer Behinderteneinrichtung auszuziehen oder von einer Werkstatt auf einen Arbeitsplatz auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu wechseln, erfordert nicht nur gute Unterstützung, sondern auch einen starken Willen. Wir sollten in der Enthinderungsgruppe unsere Aktivitäten zukünftig auf diese Menschen konzentrieren.“

Dieses Statement Claudias mussten die Mitglieder der Gruppe erst einmal sacken lassen. Es brauchte eine Denkpause.

Schließlich kurbelte Bernd Friedrich mit seiner Frage „Lassen wir damit nicht viele behinderte Menschen zurück?“ die Diskussion in der Gruppe wieder an. Die Mitglieder der Enthinderungsgruppe konnten selbst auf unterschiedlichste Erfahrungen und Ideen zurückgreifen. Aber ihre Denkrichtung war klar: Manche Menschen bräuchten einfach mehr oder sogar viel Zeit, um sich auf den Weg in ihr selbstbestimmtes Leben zu machen. Anderen könnte eine Zukunftsplanung oder gute Beratung helfen.

Katja Franke brachte in ihrer gewohnt pragmatischen Art damals einen weiteren wichtigen Punkt ein: Sie könnten als Gruppe mit ihren bescheidenen und meist ehrenamtlichen Kräften nicht die ganze Welt retten. Aber das müssten sie ja auch nicht. Mit den Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatungsstellen, den Eltern für Inklusion und dem ambulanten Dienst hätten sie vor Ort bereits kompetente Partner. Der Einwurf eines Mitglieds, dass sie Kontakt zum Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung habe, brachte sie darauf, eine Liste ihrer Verbündeten im Geiste der Inklusion und Selbstbestimmung sowie anderer progressiver Kräfte zusammenzustellen. Da kamen bundesweit einige zusammen: 500 Ergänzende unabhängige Teilhabeberatungsstellen, plus Zukunftsplaner*innen. Und natürlich nicht zu vergessen, die Zentren für selbstbestimmtes Leben.

Inspiriert durch Katjas Ideen beschloss die Enthinderungsgruppe fortan als Türöffner zu agieren. Sobald jemand klar äußerte „Ich will anders leben“, sobald jemand den Wunsch äußerte, auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt arbeiten, mit Assistenz in einer eigenen Wohnung leben oder aus dem Elternhaus ausziehen zu wollen, unterstützten die Mitglieder der Enthinderungsgruppe diese Menschen im Rahmen ihrer Möglichkeiten auf ihren Wegen. Das war ihre Stärke. Sie waren Vorbilder. Darauf konzentrierten sie sich fortan.

„Ich will raus“, dieser Gedanke hatte auch Helen einst angetrieben. Nach langem Zaudern und vielen Gesprächen war sie aus dem Wohnheim ausgezogen. Als Helen ihre Erfolgsgeschichte der Enthinderungsgruppe damals, in den 2020ern, zum wiederholten Mal erzählte und dabei „I c h w i l l r a u s!“ ganz bewusst betonte, passierte es.

„Genial, Helen!“ Katja war ganz aus dem Häuschen. „‘Ich will raus‘, dein Schlüsselsatz, passt zu uns und wofür wir stehen und kämpfen. Daraus lässt sich richtig viel machen. Das ist so was wie unsere Basis, unser Grundverständnis. Darauf bauen wir auf. Und wir können anderen behinderten Menschen gezielter mit Rat und Tat beistehen.“

Wie immer hatte Claudia Liese als Juristin damals einen rechtlichen Anknüpfungspunkt dafür parat: Das Bundesteilhabegesetz und der darin verankerte Grundsatz des Wunsch- und Wahlrechts. In ihrer gewohnt genauen und ausführlichen Art und Weise dozierte sie, dass dieser Grundsatz von der Enthinderungsgruppe konsequent aufzugreifen und zu befördern sei. Wer in der Werkstatt oder in der Einrichtung bleiben wollte, den durften, wollten und konnten sie nicht dazu zwingen, die Sondereinrichtung zu verlassen. Aber all jene, die eindeutig sagten „Ich will raus“, die hatten ein Recht, auf ihrem Weg zu einem inklusiveren Leben unterstützt zu werden. Und genau auf diese Art der Unterstützung sollte sich die Enthinderungsgruppe ihrer Meinung nach konzentrieren. „Andere folgen dann vielleicht automatisch, wenn sie sehen, was möglich ist“, so Claudias Hoffnung.

Damit begann sich das Gedankenkarussell in den Köpfen der Mitglieder der Enthinderungsgruppe zu drehen. Sie waren sich einig, dass es bereits einige Dienste gab, die die Beschäftigung behinderter Menschen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt unterstützten.

„Wenn wir alle, die sich ernsthaft für Inklusion einsetzen und sich in den vielen Diskussionen zu Wort melden, auch ganz praktisch zur Übernahme von Patenschaften beziehungsweise zur Unterstützung einzelner Menschen gewinnen können, kann das ein großes Ding werden, das wir hier in Gang setzen.“ Katjas damals formulierte Vision wurde zum roten Faden des Engagements der Enthinderungsgruppe. Sie war der Anfang der Befreiungsbewegung, wie die Gruppe ihr damaliges Wirken unter dem Motto „Ich will raus“ fortan bezeichnete. Und genau dieses Motto galt auch im April 2034 noch. Auch für Helen Weber.

Es geht aufwärts

Kurz bevor sie weggedämmert war, hatten Helens Gedanken um den Satz „Ich will raus“ gekreist. Als sie gut zwei Stunden später aufwachte, saß Peter an ihrem Bett und streichelte ihre Hand.

„Wie … lange … bist du … schon da?“ fragte Helen sichtlich verschlafen.

„Keine Panik, dieses Mal hast du nicht so lange geschlafen, wie nach dem Anschlag. Ich sitze gerade einmal eine halbe Stunde bei dir.“

Die Pause hatte er nicht nur genutzt, um etwas zu Essen und einen Kaffee zu trinken. Er war auch auf einen der Ärzte gestoßen, der ihn zur Seite genommen und ihn grob über Helens Zustand informiert hatte. Der Arzt redete Peter vor allem ins Gewissen, Helen im derzeitigen Stadium nicht zu überfordern. Natürlich wussten die Ärzte und die Pflegefachkräfte von dem Attentat und dem öffentlichen Interesse daran. Daher insistierte der Arzt, die weiteren Entwicklungen mit Bedacht anzugehen.

Nach dem Arztgespräch rief Peter Katja an, um ihr für das Treffen der Enthinderungsgruppe heute Abend die neuesten Informationen zu Helens Zustand zu geben. Und diese Nachrichten

von Peter waren gut. Beim Telefonat präsentierte Katja ihm sofort einige Ideen, wie mit der Öffentlichkeit weiter umgegangen werden könnte. Aufgrund der ärztlichen Ermahnungen, die ihr Peter eindringlich schilderte, versprach Katja, nichts ohne Helens Zustimmung zu unternehmen. Trotzdem wollte sie sich nach dem Gruppentreffen mit Katrin Grund kurzschließen. Diese hatte sich sicherlich auch schon ihre Gedanken für die weitere Medienarbeit gemacht. Denn, ob sie es wollten oder nicht, nach der bisherigen Berichterstattung und dem öffentlichen Aufsehen, welches der Anschlag ausgelöst hatte, würde eine kräftige Welle auf Helen zurollen.

Helen interessierte nach ihrem Aufwachen am meisten, wie es Peter ging. „Es geht ja … nicht nur um mich. Für dich … ist's auch hart. … gute Unterstützung?" Helens Sätze kamen nach wie vor in Fragmenten, aber Peter kannte sie gut genug, um die Lücken gedanklich zu füllen.

„Schon. Ja, es war richtig hart. Der Anschlag, du im Koma, so viele Herausforderungen. Die haben wir jetzt ja auch noch. Gut, dass ich hier in Berlin bei Berti unkompliziert und kostenlos übernachten kann, wann immer ich es gebraucht habe oder weiter brauche. Sonst wär'n wir bei den Berliner Hotelpreisen ganz schön verratzt. Aber Geld ist nicht das wichtigste. Viel wichtiger ist, dass wir alle zusammengehalten und uns gegenseitig unterstützt haben. So viele haben ihre Hilfe angeboten und mitgefiebert, wie es dir geht. Wenn's jemals Zweifel gab, ob die Leute das gut finden, wofür wir uns einsetzen, die sind spätestens jetzt beseitigt. So viele, mit denen wir zu tun hatten und haben und denen wir helfen konnten, haben sich mit Mails oder per WhatsApp gemeldet. Das war schon echt fordernd, diese vielen Kontakte. Zum Glück hat Katja das gut kanalisiert. Also hatte ich Luft, dich zu besuchen und meine Kräfte einzuteilen. Ich hab' so um dich

und dein Leben gebangt. Helen, ich bin unendlich froh, dass du wieder aufgewacht bist. Das ist das Einzige, was jetzt zählt“, brachte es Peter auf den Punkt.

Helen spürte Erleichterung. Peter schien das Ganze wohl gut überstanden zu haben. Diese tolle Unterstützung für Peter und auch für sie freute sie am meisten.

„Helen, erinnerst du dich, wie oft wir beide erschöpft am Küchentisch gesessen sind und daran gezweifelt haben, ob unser Wirken überhaupt einen Unterschied macht? Du hast immer ernüchtert gesagt, ‚das sind doch nur Tropfen auf den heißen Stein.‘“ Peter erzählte weiter, wie oft sie sich über bestimmte Behinderteneinrichtungen, die vieles blockierten oder erschwerten, aufgeregt hatten. Und manchmal hatten sie sich auch über Mitstreiter*innen aus den eigenen Reihen ereifert. Die machten ihnen ab und an so manches madig und raubten Helen die Energie. „Man kann da doch eh nichts machen.“, „Das bringt alles nichts.“, „Wählen gehen – wozu? Die sind doch alle gleich.“ Sie hatten ständig die üblichen Argumente.

„Aber all das wollten wir damals nicht mehr hören. Und ich hab‘ immer versucht, deine Zweifel wegzuräumen. Erinnerst du dich? Ich hab‘ versucht, dir die Bedeutung des Großen und Ganzen darzulegen. Und wir haben damals doch so viele Steine ins Rollen gebracht. Wir hab’n hier und dort weitere kleine Erdrutsche in Richtung Inklusion ausgelöst. Es war so ermutigend, wie einzelne behinderte Menschen die Tür zu einem inklusiven Leben immer weiter aufgestoßen haben. Und jetzt bekommen wir das alles zurück. So viele fragen nach dir und wollen uns unterstützen.“

Helen hörte aufmerksam, wenn auch noch etwas müde, zu, während Peter an ihrem Bett im Krankenhaus saß, ihr seine Sichtweise auf ihr früheres Wirken erzählte und klar machte, wie

sehr er und sie derzeit auf ihren Freundes- und Bekanntenkreis zählen konnten.

Peter merkte, dass die lange Rede sie überforderte, und wechselte das Thema. „Helen, dir geht's wohl schon wieder besser. Ich hab' vorher mit dem Arzt gesprochen, als du geschlafen hast."

„Was hat der genau gesagt?" Davon, was der Arzt in der Visite erzählt hatte, hatte Helen nur noch Gesprächsfetzen in Erinnerung. Sie war schlicht zu erschöpft und zu aufgeregt gewesen.

„Es sieht ganz gut aus. Wenn ich's richtig verstanden habe, brauchst du noch Zeit, um dich und vor allem auch dein Gehirn vom Koma zu erholen. Aber er ist optimistisch, dass nichts zurückbleibt, wenn du die Sachen mit Bedacht angehst. Zwei Knochenbrüche müssen wohl noch ausheilen. Es dauert noch ein bisschen, bis du wieder im Rollstuhl sitzen kannst."

Auch wenn Helen es hasste, nicht aufstehen und eigenständig auf die Toilette rollen zu können, atmete sie bei diesen Nachrichten erleichtert auf. Sie hatte selbst schon bemerkt, dass ihre Gedanken begannen, wieder normal zu fließen. Die schwarzen Löcher, die sich in ihren Gedanken immer wieder auftaten, wurden zusehends weniger. Trotzdem ermüdete sie noch schnell. Aber ihre Erinnerung kam definitiv langsam zurück.

„So ähnlich hab' ich's auch ... von der Visite in Erinnerung. Ich bin so glücklich, dass ich ... den Knall ... überlebt hab'. Ohne dich ... Danke. ... Was kommt noch ... auf uns zu?"

Helen versuchte, nach vorne zu denken. Sie wollte mit Peter unbedingt über den Anschlag reden, über die Polizei, die Presse, ihren Gesundheitszustand. Ihre Gedanken schwirrten wild durcheinander.

„Lass uns das die nächsten Tage in aller Ruhe besprechen", schlug Peter vor, „dafür müssen wir beide richtig wach sein. Du

weißt, was der Arzt gesagt hat! Und vielleicht hat Katja nach dem Treffen der Enthinderungsgruppe heute Abend und nachdem sie mit Katrin gesprochen hat gute Ideen dafür. Der Polizei sag‘ ich schon mal Bescheid, die wollen bestimmt schnell mit dir reden. Sie erkundigen sich anscheinend regelmäßig bei der Klinik, ob du wieder aus dem Koma aufgewacht bist. Denkst du, du schaffst das schon, mit denen zu sprechen?“

„… krieg ich schon hin. … Hab‘ eh keine Ahnung. Wer will mir schaden? Oder denen von … der Sendung?“

Helens Energie war erschöpft. Den Rest des Besuchs nutzte Peter dafür, Helen einige Sprachnachrichten vorzuspielen, die er in den letzten Wochen bekommen hatte. Diese berührten Helen sehr. Außerdem berichtete er ihr, was sich in den letzten Wochen alles in der Welt getan hatte. Immerhin war es einiges, das Helen entgangen war. Sie tasteten sich langsam voran, was diese am meisten interessierte. Und dann gab es da natürlich noch den neuesten Klatsch und Tratsch aus ihrem persönlichen Umfeld. Aber den überließ Peter dann doch lieber Katrin, die am Wochenende auf Besuch kommen wollte.

„Ich bin so, so froh, dass du wieder wach bist und den Anschlag überlebt hast. Ich war echt geschockt, als ich bei der Sendung den Knall gehört habe. Und dann war so lange nicht klar, ob du wieder aufwachst. Ich brauch‘ dich. Du bist etwas Besonderes, Helen. Wir hab‘n schon so ein schlechtes Gewissen, dass wir dich ermutigt hatten, bei der Sendung mitzumachen.“

„Mach‘ dir … keine Gedanken. Ich hab‘ das … entschieden. Wer weiß … was kommt.“

Da blitzte sie wieder auf, Helens hoffnungsvolle Art.

„Ich ruf‘ dich morgen früh an. Dein neues Handy liegt aufm Nachtisch. Dein altes ist seit dem Anschlag Geschichte. Ruh dich aus.“ Mit diesen Worten verabschiedete sich Peter.

Fragen und unbefriedigende Antworten

Als Peter am nächsten Morgen auf Helens neuem Handy anrief, schaffte es diese zuerst nicht, die richtige Taste zu drücken, um den Anruf entgegenzunehmen. Peter hatte mit dem Anruf bis 10:00 Uhr gewartet, weil er Helen die vom Arzt eingeforderte Ruhe gewähren wollte, um gut in den neuen Tag starten zu können. Dies hatten beide am Vortag so vereinbart. Als sie sich endlich mit dem neuen Handy vertraut gemacht hatte und kurz darauf Peter zurückrief, hatte Helen bereits einiges zu erzählen.

„Hi. ... war nichts mit ‘nem ruhigen Start ...“, klang ihre Stimme an sein Ohr.

„Hoffentlich nichts Schlimmes. Geht es dir gut?“

„Mir geht‘s gut. Ke... keine Panik. Eben war ... Polizei bei mir.“

Das war schneller gegangen, als Peter es erwartet hatte. Er hatte gestern Abend noch bei der Polizei angerufen und diese über das Aufwachen von Helen informiert. Ein Beamter hatte ihm kurz nach dem Anschlag seine Visitenkarte „für den Fall der Fälle“, wie er es damals formulierte, gegeben. Der Beamte hatte beim gestrigen, abendlichen Anruf die Freude mit Peter geteilt, dass Helen wieder aufgewacht war. Dass die ermittelnden Behörden jedoch so schnell agieren würden, das hätte Peter allerdings nicht gedacht.

„Und, wie lief das Gespräch? War es sehr anstrengend für dich?“

„Ich bin jetzt ... was müde ... ein bisschen verwirrt, aber ... Gespräch war ok.“

„Haben die schon eine Spur, wer hinter dem Anschlag stecken könnte? In der Presse hält sich die Polizei bisher sehr bedeckt.“

„Nee … tappen noch im Dunkeln … wie du und ich. Ich überleg‘ und überleg‘ schon. … Wer steckt dahinter? Warum in der Sendung? Als ich da war …?“

Helen versuchte, so gut sie sich erinnern und ausdrücken konnte, das Gespräch für Peter zusammenzufassen: Der Stationsarzt war wohl gegen 9:20 Uhr zu ihr gekommen und hatte gefragt, ob sie schon die Kraft hätte, der Polizei ein paar Fragen zu beantworten. Als sie dies nach kurzem Zögern bejaht hatte, wären eine Polizistin und ein Polizist zu ihr ins Zimmer gelassen worden. Deren Namen? Die hätte sie bereits wieder vergessen. Die Polizistin hätte ihre Visitenkarte auf den Tisch gelegt. Das Gespräch habe hauptsächlich sie geführt. Diese wusste Helens Vertrauen schnell zu erobern.

Das spätere Protokoll der Polizistin stellte das Gespräch ungefähr so dar: Nach einem kurzen Vorgeplänkel und der Versicherung, dass Helen Weber jederzeit sagen könne, wenn es ihr zu anstrengend wurde, hatten sie gestartet.

„Haben Sie eine Idee, wer den Anschlag verübt haben könnte?“ Darüber habe sie sich auch schon den Kopf zermartert, aber erfolglos. Helen Weber vermute, dass er gar nicht mit ihr zu tun habe, sondern ein Anschlag auf die Sendung gewesen sei.

„Haben Sie in der Vergangenheit schon einmal Drohungen bekommen?“ Nach kurzem Nachdenken habe Helen Weber diese Frage mit einem klaren „Nein“ beantwortet. Trotzdem habe es in den letzten Jahren immer mal wieder hitzige Diskussionen mit Leuten gegeben, die kein Interesse an Inklusion hatten und lieber ihren alten Stiefel weitermachen wollten. Aber Drohungen habe es keine gegeben.

„Was waren das für Diskussionen? Helen Weber habe sich bemüht, ihr von zwei Veranstaltungen, bei denen es besonders hoch hergegangen war, zu berichten.

Einmal sei sie mit Werkstatträten in einen heftigen Streit geraten. Das sei vor gut drei Jahren gewesen, als die Bundestagswahl nach dem Scheitern der rechten Regierung anstand. Eigentlich seien solche Auseinandersetzungen nichts Neues. Doch damals sei sie, Helen Weber, richtig in Rage geraten. Seit Jahren hätten sich die Werkstatträte nicht mit Ruhm bekleckert, wenn es darum gegangen sei, behinderte Menschen den Weg aus der Werkstatt auf den allgemeinen Arbeitsmarkt zu ebnen. Deren Anliegen sei es fast nur gewesen, die Situation innerhalb der Werkstätten zu verbessern und für eine faire Entlohnung zu streiten. Aber auch das zum Teil nur recht zaghaft. Dass viele Werkstatträte ständig davon redeten, wie furchtbar es auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt sei und dass vieles nicht funktioniere, was in den Gesetzen stehe, sei für Helen Weber absolut nicht zielführend und nervig gewesen. Laut Helen Weber würden viele Werkstatträte den Werkstattbetreibern das Wort reden und damit diejenigen, die es auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt versuchen wollten, entmutigen. Sie sei damals diese endlosen und scheinbar unnützen Debatten leid gewesen und ihr wäre der Kragen geplatzt. Helen Weber habe ihrem Frust freien Lauf gelassen und habe etwas von Steigbügelhaltern der Sklavenarbeit gerufen. Es sei fast zu einem Tumult gekommen. Die Werkstatträte hätten sich von Helen Webers Ausführungen angegriffen gefühlt. Aber Helen Weber vermutete, dass niemand von ihnen eine Bombe legen würde.

„Was genau passierte bei der zweiten Veranstaltung?“ Das sei geschätzte fünf Jahre her und bei einer Veranstaltung um das 20-jährige Jubiläum des Inkrafttretens der UN-Behindertenrechtskonvention, 2029, passiert. Helen Weber habe dort einen Vortrag mit guten Beispielen von Menschen, die es geschafft hatten, aus Einrichtungen auszuziehen, gehalten. Sie und andere Betroffene (behinderte Menschen) hatten davor erreicht, dass einige aus

Wohneinrichtungen in ihre eigene Wohnung ausgezogen waren. Im Anschluss an den Vortrag habe der Moderator sie gefragt, welche Hemmnisse es gäbe. Sie habe frei heraus erzählt, dass sie immer wieder erlebt hätten, dass Betreuer*innen der Wohneinrichtungen die Leute zum Teil klein machten, entmutigten und jeden ihrer Schritte nach draußen torpedierten. Sie habe damals von der Wohlfahrtsmafia gesprochen.

„Das hat Ihnen bestimmt keine Freunde eingebracht?“ Der Sturm der Entrüstung, der danach losgebrochen sei, klinge heute noch in Helen Webers Ohren. Aber es habe auch Spaß gemacht, in das Wespennest zu stechen.

„Können Sie sich vorstellen, dass Sie sich aus diesen Reihen jemanden so zum Feind gemacht haben, dass diese Person einen Anschlag auf Sie verüben würde?“ Helen Weber habe während ihres Gesprächs etwas länger über diese Frage nachgedacht. Sie können sich das aber nicht vorstellen. Sie habe zwar schon erlebt, dass manche Beschäftigte der Behindertenhilfe, die davon überzeugt seien, dass sie viel Gutes täten, biestig reagieren könnten. Vor allem, wenn das Image der Gutmenschen, wie Helen Weber sie bezeichnete, durch den Ansatz der Selbstbestimmung und Inklusion angekratzt würde. Helen Weber verneinte, dass sie sich vorstellen könnte, dass Beschäftigte der Behindertenhilfe zu Bomben greifen würden.

„Sie und Ihre Mitstreiter*innen sind vor Ort bekannt. Gibt es jemanden, der es auf Sie abgesehen hat und zu einem solchen Anschlag fähig wäre?“ Helen Weber habe diese Frage sehr zögerlich mit ‚Nein‘ beantwortet.

„Denken Sie gut nach, vielleicht gibt es ja doch eine Spur?“ Auch hier habe Helen Weber mit ihrer verneinenden Antwort lange gewartet. Die Polizistin notierte besonders dieses Zögern in ihrem Notizbuch als Erinnerung daran, Helens Umfeld in ihrer

Heimatstadt etwas genauer zu durchleuchten. Vielleicht steckte doch ein persönliches Motiv dahinter.

Auch Helen hatte eine Frage für die Polizeibeamtin und ihren Kollegen: „Wie ist … der Stand der Ermittlungen?“

Dieses Mal ergriff der Polizist das Wort und erzählte kurz, dass es bisher leider keine nennenswerten Spuren gäbe. Er versuchte Helen dahingehend zu beruhigen, dass es nach derzeitigem Stand der Ermittlungen keine Hinweise darauf gäbe, dass sich der Anschlag gegen sie persönlich gerichtet habe. „Aber wir können das nicht ganz ausschließen. Wir behalten das in unseren weiteren Ermittlungen allerdings im Blick.“

Bei den Ausführungen des Polizisten war es Helen warm geworden. Bisher hatte sie noch nicht ernsthaft darüber nachgedacht, dass ihr Leben weiterhin in Gefahr sein und ihr jemand vielleicht nach dem Leben trachten könnte.

„Sollte Ihnen noch irgendetwas einfallen oder irgendwer, der zu einer solchen Tat fähig sein könnte, zögern Sie nicht, mich anzurufen. Ich lege meine Visitenkarte auf den Tisch.“ Damit beendete die Polizistin die Befragung. Sie hatte bemerkt, dass Helen ins Schwitzen gekommen war. „Wir lassen Sie jetzt wieder in Ruhe. Das Gespräch mit uns war sicher sehr anstrengend für Sie. Wir kommen wieder auf Sie zu, wenn sich weitere Fragen oder Erkenntnisse ergeben. Vielen Dank erst einmal.“

„Ich denke weiter darüber nach.“

Peter lauschte Helens Bericht. Auch wenn Helens Zusammenfassung ihres Gesprächs mit der Polizei in Teilen bruchstückhaft war, war es für ihn erhellend. Und er bemerkte, dass auch bei ihm der Gedanke an eine weitere Gefährdung Helens langsam einsickerte. Sofort bemühte er sich, seine Befürchtungen zu verdrängen. Helen war fertig mit Sprechen. Peter war bestrebt, ihr keine weitere Anstrengung zu verursachen.

„Da hast du heute ja schon eine kräftige Dosis in Sachen Zurückkommen in diese Welt abbekommen. Ich hoffe, das hat dich nicht zu sehr angestrengt.“ Mit dieser Äußerung bot er Helen die Gelegenheit, das Telefonat zu beenden, um sich auszuruhen.

„… alles ok“, versicherte diese.

Damit verabschiedete sie sich von ihm bis zu dem für den Nachmittag vereinbarten Besuch.

Ernüchterung

Einer, der die Nachrichten der letzten Wochen besonders aufmerksam verfolgt hatte und fast schon besessen bemüht war, keine Meldung über den Anschlag zu verpassen, war Christof Zickler. Anfangs war er wie berauscht angesichts der vielen Berichte, die im Zusammenhang mit dem Anschlag veröffentlicht wurden. Er konnte kaum mehr schlafen, aus Angst etwas zu verpassen. Natürlich war er in erster Linie daran interessiert, wie weit die Ermittlungen der Polizei vorangeschritten waren. Aber auch bei den Inhalten der Medienberichte wollte er nicht die kleinste Kleinigkeit, den geringsten Nachrichtenbissen verpassen. Schließlich hatte er mit dieser, aus seiner Sicht, mutigen Tat all das ins Rollen gebracht.

Viel Honig konnte er anfangs aus einer Reihe von Nachrichten in den sozialen Medien saugen. Wobei seine Freude mit der Zeit getrübt wurde. In seiner Bubble wurde gejubelt, es gab viel Zustimmung dafür, dass es jemand „denen mal gezeigt hatte“. Mehr noch, so manche Fantasien blühten auf, wer die nächsten sein könnten. Aber einige dieser Äußerungen waren selbst ihm zu extrem. Christof Zickler wollte schließlich keinen Staatsstreich anzetteln. Er wollte nur diesem übertriebenen Inklusionsgetue und der Schlechtmacherei der Behinderteneinrichtungen eine Grenze setzen.

Langsam wandte er sich daher von so manchen einschlägigen Social-Media-Kanälen ab. Auch weil seine Tat dort fast genauso schnell in den Hintergrund geriet, wie sie anfangs gehypt worden war. Seine anfänglich empfundene Euphorie, ein großer Held zu sein und etwas Wichtiges vollbracht zu haben, wich langsam einer wachsenden Ernüchterung. Er konnte oder vielmehr durfte sich noch nicht einmal zu seiner Tat bekennen, wenn er nicht erwischt werden wollte. Das trübte seine Stimmung zusätzlich.

Sein Fix der ersten Tage verflog im Hinblick auf die sozialen Medien bereits während seiner ersten Urlaubswoche an der Ostsee. Und so wurden die drei Wochen, während denen er fernab weilte und wenig Kontakt zu seinen Lieben zu Hause hatte, schneller als geahnt lang für Christof Zickler. Schließlich war es auch das erste Mal, dass er so ganz für sich allein Urlaub machte.

„Du kommst bestimmt nach der ersten Woche wieder zurück“, hatte sein Vater ihm prophezeit, als er diesem beim Mittagessen mitgeteilt hatte, dass er drei Wochen ganz allein Urlaub machen würde.

„Ich brauche dringend eine Auszeit, in der mir niemand auf den Geist geht und ich mal wieder richtig durchatmen kann.“

Aber jetzt, nach nur einer Woche, war das Durchatmen für Christof Zickler nun mit viel Nachdenken verbunden. Und er wusste tatsächlich nicht mehr, was er mit sich allein anfangen sollte. Er war noch nie der Typ gewesen, der leicht Bekanntschaften oder gar Freundschaften mit fremden Menschen schloss. Und allein in ein Restaurant oder in eine Kneipe zu gehen, das war ganz und gar nicht sein Ding. So ernährte er sich hauptsächlich von Fischbrötchen und seinen spärlichen Einkäufen in dem kleinen Laden des Urlaubsortes. Viel Zeit verbrachte er vor dem Fernseher.

Anfangs wurden seine Fernsehzeiten noch vom Zappen zwischen verschiedenen Sendern beherrscht. Wie besessen suchte er nach Nachrichten und Berichten über den Anschlag und seine möglichen Hintergründe. Doch auch diese versiegten recht schnell. Übrig blieben nur gelegentliche Nachrichtenbissen. Am Restprogramm der vielen Fernsehkanäle konnte er sich nicht begeistern. Er war ein Schaffer, jemand, der nicht zu lange auf der Couch versacken konnte. Nach seinem anfänglichen Hoch, diese Tat wirklich verübt zu haben, wuchs die Unzufriedenheit bei Christof Zickler. Die Welt drehte sich weiter und der Anschlag verblaste zusehends.

Mit Müh und Not stand er die drei Wochen Ostseeurlaub letztendlich durch, freute sich aber vor allem auf die Rückkehr in seine gewohnte und überschaubare Welt. Dabei nagte es an seinem Ego, dass er zu Hause niemandem von seiner Heldentat berichten durfte. Für seine Familie und seinen Bekanntenkreis konnte er die Hand nicht ins Feuer legen. Er konnte sich einfach nicht sicher sein, dass diese ihn nicht verpfeifen würden, wenn er ihnen erzählte, dass er hinter dem Anschlag steckte. Wahrscheinlich würden sie ihm eine solche Tat ohnehin nicht zutrauen und ihn als Spinner bezeichnen. Das taten manche ohnehin schon, nach so manchen Diskussionen, die er mit ihnen geführt hatte. Seine Rückkehr aus dem Urlaub war also äußerst unspektakulär.

Die einen oder anderen fragten kurz, wo er gewesen war. Ein tieferes Interesse, was er im Urlaub erlebt hatte, konnte er bei niemandem ausmachen. So war das bei der vielen Rumreiserei der Leute eben mittlerweile leider. Niemand interessierte sich für die meist langweiligen Urlaubsberichte anderer, sondern erzählte lieber selbst, wo er gewesen war und vor allem, wo es demnächst hingehen würde.

Über den Anschlag auf Helen Weber und die Sendung Menschenrechte konkret sprach sowieso kaum noch jemand in seinem Umfeld. Dieser war inzwischen einige Wochen her und die anfängliche Aufregung in der Stadt war mittlerweile verflogen. Besonders ernüchternd war für Christof Zickler jedoch, dass, wenn er mit jemandem auf den Anschlag zu sprechen kam, diese meist mit Helen Weber und ihrem Schicksal mitfühlten. „Dass jemand aus unserer Stadt so etwas Schreckliches erleben muss. Dabei setzt sich die Frau doch nur für Behinderte ein.“ Selbst mit seinem Versuch, die Heroisierung von Helen Weber abzuschwächen und Verständnis für solche Taten anzudeuten, konnte er nirgends landen. In der Regel schauten sie ihn komisch an und das Thema wurde schnell gewechselt.

Spätestens als beim sonntäglichen Mittagessen sein Vater, ja, gerade sein Vater, der von Helen Weber und ihren Gefährten immer wieder für sein Werk geschmäht wurde, Verständnis für das Wirken von ihr äußerte, verlor Christof Zickler seinen Glauben an diese Welt. Sein Vater begann doch tatsächlich über einige Argumente dieser Enthinderungsgruppe nachzudenken. Er verurteilte den Anschlag aufs Schärfste, anstatt dankbar zu sein, dass es denen mal jemand gezeigt hatte.

„Du hast doch all die Jahre auf diese Inklusionsheinis heruntergeschaut und hast unbeirrt für die Behinderteneinrichtungen geackert. Und jetzt zweifelst du an deinem Werk?“ Christof Zickler konnte es nicht glauben.

„Stimmt“, so die kurze Antwort seines Vaters. Nach einer kurzen Pause ergänzte er: „Als wir damals angefangen haben, uns für Behinderte einzusetzen, haben wir uns auch gegen die bestehenden Verhältnisse gewehrt. Die Zeit hat sich rasant weiterentwickelt. Vielleicht sind heute Veränderungen auch wieder nötig

und die jungen Leute haben an der einen oder anderen Stelle recht?“

Christof Zickler verschluckte sich fast, als sein Vater dies sagte. Erst wusste er gar nicht, was er antworten sollte. Seine Mutter, die in der Familie die Vermittlungsrolle innehat, war die Sprachlosigkeit ihres Sohnes nicht entgangen und lenkte das Thema schnell auf das schöne Wetter an diesem Tag.

Dieser kurze Austausch mit seinem Vater hinterließ bei Christof Zickler einen bitteren, sehr fahlen Nachgeschmack. Er hatte diese Tat doch genau deshalb begangen, um Leuten wie seinem Vater Rückendeckung zu geben. Rückendeckung gegen diese Inklusionspropagandisten, die alles schlecht machten. Anstatt Ruhm und Ehre für sein konsequentes Handeln zu ernten, fühlte er sich mit seiner Meinung plötzlich noch isolierter als vorher. Und so begann für ihn nach den aufregenden Wochen der Vorbereitung und Durchführung des Anschlags und dem anschließenden Urlaub nun eine ziemlich dumpfe Zeit. Das hatte er sich ganz anders vorgestellt.

4 Wiedererwachende Kräfte

Schritt in die Öffentlichkeit

Je mehr sich Helens Gesundheitszustand in den nächsten Tagen stabilisierte, je länger sie Unterhaltungen führen konnte, ohne zu ermüden, umso mehr bedurfte es wichtiger Entscheidungen: Wann und wie sollten Helen und die Enthinderungsgruppe an die Öffentlichkeit gehen? Die Befürchtungen, dass an die Presse durchsickern könnte, dass Helen wieder aufgewacht war, nahmen zu. Klar, Katja Franke war es gelungen, der Enthinderungsgruppe die gute Nachricht über Helens Erwachen aus dem Koma verbunden mit einem absoluten Schweigegelübde zu überbringen. Dieses hatten die Gruppenmitglieder bisher vorbildlich eingehalten. Sie widerstanden allen Versuchungen in den sozialen Medien und bei direkten Kontakten, wenn sie auf Helen angesprochen wurden. Auch vonseiten des Krankenhauses war es erstaunlicherweise gelungen, dass nichts über Helens Zustand nach draußen drang. Und doch war es nur noch eine Frage von Tagen oder sogar Stunden, bis erste Pressevertreter*innen auftauchen-würden.

Letztendlich war es Helen selbst, die fast zwei Wochen nach ihrem Erwachen den Impuls und Startschuss für den Schritt an die Öffentlichkeit gab. Ihre Stimme war wieder gefestigter. Sie konnte ihre Gedanken wieder gut in Worte fassen. „Peter, ich glaube, ich bin so weit.“ Peter wollte nach einem längeren Besuch im Krankenhaus gerade gehen.

„Wozu genau bist du bereit?“ Erstaunen lag in seiner Stimme.

„An die Öffentlichkeit zu gehen. Da komm‘ ich nicht drum herum. Die warten sicher schon darauf, von mir und über meinen Zustand zu hören.“

Peter musste sich erst einmal wieder setzen. Er atmete tief durch. Katja und Katrin, die Feen der Öffentlichkeitsarbeit der Enthinderungsgruppe, und er hatten die letzten Tage bereits überlegt, wie sie Helen beibringen konnten, dass sie bald einen Schritt in die Öffentlichkeit gehen musste. Wie sollten sie ihr diesen schwierigen, aber notwendigen Schritt nahebringen? Keiner hatte bisher einen passenden Moment gefunden. Und so schoben alle drei dieses Thema immer wieder auf. Es passte zu Helen, dass sie diese für sie sicherlich nicht einfache Herausforderung jetzt selbst angehen wollte.

„Wie schwer fällt dir das?“ Peter griff Helens Vorlage vorsichtig auf. Er wollte sie nicht drängen. Er ahnte bereits, was auf sie zukommen könnte und befürchtete, dass es für sie herausfordernd werden würde, das Geschehene intensiv zu reflektieren und in der Öffentlichkeit darzustellen.

„Meine Gedanken drehen sich ständig im Kreis: Was ist bei dem Anschlag genau passiert? Warum? Bringt doch nichts. Die Öffentlichkeit, alle, die meine Geschichte verfolgt hab‘n, haben doch ein Recht drauf, mehr zu erfahren. Sie sollen hören, wie‘s mir geht.“

„Das kann aber ganz schön anstrengend für dich werden!“ Trotz seines Einwands war Peter froh, dass nun ein Weg beschritten werden konnte, der Helen wieder zurück ins Leben und ihr so wichtiges Wirken führen sollte.

„Mach‘ dir nicht so viele Sorgen. Ich schaff‘ das. Du weißt, die Sache ist mir wichtig. Es geht nicht einfach um mich. Es geht um unsere Sache. Wir müssen weiter machen. Wir wollen ein inklusives und gleichberechtigtes Leben für uns und viele behinderte Menschen. Mitten in der Gesellschaft und nicht in Sonderwelten.“

Das war eine klare Ansage. Bei nüchterner Betrachtung hatte Peter von Helen nichts anderes erwartet. Aber bei allem, was sie und auch er in den letzten Wochen durchgestanden hatten, musste er ihre Größe und Klarheit erst einmal sacken lassen.

Nach gefühlten zehn, aber real gerade einmal einer halben Minute, machte Peter ihr einen Vorschlag: „Natürlich stehen wir an deiner Seite. Lass‘ uns mal mit Katrin und Katja besprechen, wie wir das genau aufziehen können. So, dass es für dich nicht zu anstrengend wird, aber eine breite öffentliche Wirkung hat.“ Helen nickte, was Peter aufgrund seiner Sehbehinderung allerdings entging. Als sie dies an seinem immer noch fragenden Blick merkte, entschuldigte sie sich für ihre für ihn unsichtbare Kommunikation und bestätigte ihm seinen Vorschlag mit Worten.

Peter ergriff gleich die Initiative. Zuerst rief er Katrin über den Außenlautsprecher seines Handys an, sodass Helen mithören konnte. Katrin war diejenige unter ihnen, deren Terminkalender in der Regel gut gefüllt war. Sie schlug denselben Abend um 19 Uhr für ihren Austausch vor. Als nächstes funkte Peter Katja von der Enthinderungsgruppe an.

„Klar machen wir das so. Ich sag‘ meinen Sporttermin ab, aber das ist es mir allemal wert. Dann gibt es heute Abend eben gutes Gehirnjogging“, bestätigte Katja den anvisierten abendlichen Austausch über eine WhatsApp-Konferenz. „Wenn ihr wollt, mache ich schon mal einen Vorschlag für das weitere Vorgehen und recherchiere ein bisschen.“

Sowohl Helen als auch Peter nahmen ihr Angebot mit Freude an. Beide kannten Katja gut und hatten daher nichts anderes von ihr erwartet. Katja hasste es nämlich, in Besprechungen zu gehen, ohne konkrete Vorschläge oder Pläne zum weiteren Vorgehen parat zu haben. Sie war und blieb eine unverbesserliche

Pragmatikerin. Aber genau so jemand war nun für das weitere Vorgehen gefragt.

Pressegespräch im Krankenhaus

Dass der Schritt an die Öffentlichkeit nach Helen Webers Erwachen nicht ohne sie erfolgen würde, das war allein schon aufgrund eines von der Behindertenbewegung häufig bemühten Spruches gesetzt: „Nichts über uns ohne uns.“ Dieser Slogan der internationalen Behindertenbewegung war auch für das Pressegespräch Programm, zu dem Helen zusammen mit der Enthinderungsgruppe eingeladen hatte.

Zunächst hatte es einiger Überzeugungskraft gegenüber dem Chefarzt bedurft, dass Helen mittlerweile nicht nur bereit war, sondern sich auch fit genug fühlte, sich den Anstrengungen des angesetzten Pressegesprächs zu unterziehen. Als nächstes musste die Erlaubnis eingeholt werden, den Aufenthaltsraum der Station für das Pressegespräch zu nutzen. Helens Krankenzimmer wäre dafür viel zu eng gewesen. Die Enthinderungsgruppe war geübt darin, ungewöhnliche Aktionen zu organisieren, sodass das Einholen dieser Erlaubnis ein Kinderspiel für sie war.

Schwieriger war die Entscheidung, welche Medienvertreter*innen angesichts der begrenzten räumlichen Möglichkeiten und im Sinne einer Nichtüberforderung von Helen eingeladen werden sollten. Wie so oft erwiesen sich Katjas Recherchen und Vorschläge als äußerst hilfreich. Sie hatte einen guten Mix von Vertreter*innen verschiedener Medien zusammengestellt, der von Katrin durch einige persönliche Kontakte zu einzelnen Journalist*innen ergänzt wurde. Sie hatten sich schließlich auf zwölf Personen geeinigt. Zusammen mit drei Kamerateams sorgten sie zwar für Enge im Aufenthaltsraum, aber diese Mischung sollte eine gute Verbreitung in den Medien sicherstellen. Alle, die von

Katja zu dem recht kurzfristig anberaumten Pressegespräch eingeladen wurden, hatten zur Überraschung und Freude von Helen und ihren Freund*innen ihre Teilnahme zugesagt.

Über eine Zusage freute sich Helen besonders: Auch Klaus Kerzer, der Moderator der Sendung Menschenrechte konkret, wollte mit einem Kamerateam kommen. Er wollte in die nächste Sendung einen Bericht über das Pressegespräch und Helens Gesundheitszustand einbauen. Sowohl er selbst als auch seine Kolleg*innen waren schließlich vom Anschlag betroffen. Schon allein deshalb hatte Helen vor dem Pressegespräch mit ihm telefoniert. Sie war froh zu hören, dass alle zwar mit einem gewaltigen Schrecken, aber ohne größere Blessuren davongekommen waren. Der Anschlag hatte in der Redaktion für erhebliche Unruhe gesorgt. „Aber irgendwie hat uns der Anschlag auch gestärkt. Wir sind jetzt umso mehr überzeugt davon, wie wichtig unsere Sendung ist. Wir müssen unbedingt weitermachen."

In der Vergangenheit hatte die Enthinderungsgruppe bereits an manch ungewöhnlichen Orten Pressegespräche durchgeführt. Begonnen hatten sie damit vor den Treppen des Rathauses ihrer Stadt. Ein anderes Mal hatten sie einen Stein des Anstoßes vor eine Werkstatt für behinderte Menschen platziert, um auf die geringe Bezahlung weit unter dem Mindestlohn und die kaum nennenswerte Vermittlungsquote auf den allgemeinen Arbeitsmarkt hinzuweisen. Schließlich hatten sich einige zusammen mit einer Aktionsgruppe von Kletter*innen von einer Brücke abgeseilt und die Presse dort hängend über ihre Anliegen informiert.

Dieses Mal agierte Helen aus ihrem Krankenbett heraus. Es wurde in den Aufenthaltsraum ihrer Station im Krankenhaus geschoben. Zwar konnte sie inzwischen in ihren Rollstuhl umsteigen, um die Toilette zu benutzen. Für ein längeres Pressegespräch im Sitzen reichte ihre Energie aber noch nicht.

Helen hatte immer wieder die noch weitverbreitete Praxis so mancher Pressevertreter*innen beklagt, über die Köpfe behinderter Menschen hinweg zu berichten und über diese, statt mit ihnen zu sprechen. Das passierte vor allem dann, wenn die Personen einen Rollstuhl nutzten oder Lernschwierigkeiten hatten. Jetzt, da Helen sogar im Bett lag, ergriff sie zu Beginn des Pressegespräches bewusst und sofort selbst das Wort.

„Danke für ihr großes Interesse. Lassen Sie mich meine Mitstreiter*innen vorstellen."

Im Anschluss an die Vorstellung übergab Helen das Wort an Katja. Diese übernahm die Moderation der Pressekonferenz. „Lassen Sie mich zur Einführung einige wenige Sätze zur Enthinderungsgruppe sagen." Gesagt getan, weiter ging's. „Wir sind natürlich und vor allem unendlich froh, dass Helen Weber wieder aus dem Koma erwacht ist. Wir freuen uns, dass sie sich heute den Fragen der Journalist*innen stellen wird. Zum Ablauf: Zunächst wird Katrin Grund Helen Weber zu den Geschehnissen und ihrem Zustand interviewen. Danach können Sie gerne Fragen stellen. Frau Weber hat auf die Teilnahme eines Arztes am Pressegespräch bewusst verzichtet. Es geht heute nicht um medizinische Details. Helen Weber und ihren Mitstreiter*innen geht es hauptsächlich um das Wirken der Enthinderungsgruppe, weswegen Frau Weber in der Sendung Menschenrechte konkret war, auf die ein Anschlag verübt wurde."

Mit diesen Worten leitete Katja Franke an Katrin Grund und Helen Weber über. Um der offensichtlichen Frage, wie es Helen geht, gerecht zu werden, packte Katrin diese Frage im Gespräch mit Helen als erstes an. Dabei siezte sie Helen, wie von dieser gewünscht.

„Wie geht es Ihnen?"

„Ich freue mich, dass es mir wieder recht gut geht. Zumindest so gut, dass ich heute zu Ihnen sprechen und hoffentlich auch Ihre Fragen beantworten kann. Mir fehlen die Eindrücke und Erinnerungen an die Tage, als ich im Koma gelegen bin. Medizinisch betrachtet habe ich zwei Knochenbrüche, die mir noch zu schaffen machen. Aber ich kann schon wieder kurz meinen Rollstuhl nutzen. Ich arbeite hart dran, diese Zeiten zu verlängern. Das wird wohl noch ‘n bisschen dauern. Ich bin oft noch sehr müde. Das hat mit dem Schock zu tun. Und dem langen Koma. Mein Körper erholt sich noch. Aber es wird langsam besser.“

„Medizinisch gesehen haben Sie anscheinend unheimliches Glück im Unglück gehabt, auch wenn damit sicherlich noch viele Anstrengungen für Sie verbunden sind. Was hat der Anschlag psychisch mit Ihnen gemacht? Können Sie dazu etwas sagen?“

Die gemeinsam abgesprochene Interviewform gab Helen die Möglichkeit, zwischen den Fragen immer wieder durchzuatmen und sich zu sortieren. Dabei half es, dass Helen die Fragen kannte und sich vorher darauf vorbereiten konnte.

„Das kann ich vielleicht später mal genau sagen. Gerade träume ich viel über einen großen Knall. Und habe extreme Atemnot. Die Träume plagen mich. Und ich frage mich, wie es nach dem großen Knall weitergegangen ist. Ich erinnere mich nicht. Warum hat jemand diesen Anschlag verübt? Manchmal hab‘ ich leichte Panik. Dann kommen Gefühle hoch. Aber zum Glück kann ich das grade ganz gut im Zaum halten. Ich hab‘ im Leben schon viel erlebt und erleben müssen. Ich hoffe halt, dass ich bald wieder hergestellt bin. Meinen Rollstuhl hatte ich schon vorher. Ich weiß, wie ich damit leben kann. Ich brauch‘ sicher mehr Unterstützung als früher. Damit ich wieder richtig ins Leben zurückkehren kann.“

Das war das Stichwort für Katrin, um zu dem überzuleiten, wofür Helen sich engagierte.

„An was erinnern Sie sich von dem Anschlag am meisten?“

„Es gab ‘nen großen Knall. Dann war‘s dunkel. Ich bekam ganz schlecht Luft. Und ich hatte immer mehr Schmerzen. Aber ich erinnre mich vor allem, als jemand ‚Ich will raus‘ gerufen hat, Die Worte sind mir nach ‘m Koma als erstes in den Sinn gekommen. Als ich aufgewacht bin.“

„Hat das etwas mit Ihrem Engagement zu tun, warum Sie zu Gast im Studio von Menschenrechte konkret waren?“ Katrins Frage bot Helen die Steilvorlage für das Thema, um das es ihr bei diesem Pressegespräch hauptsächlich ging.

„Ja. Davon bin ich überzeugt. Ich wollt‘ in der Sendung vor allem über unsere Bewegung für die Selbstbestimmung und Inklusion behinderter Menschen berichten. ‚Ich will raus‘, den Satz hab‘ ich, hab‘n wir in den letzten Jahren von so vielen behinderten Menschen gehört. Wir hab‘n mit ihnen dafür gekämpft, dass sie aus Heimen ausziehen konnten. Wir hab‘n sie unterstützt, von der Werkstatt für behinderte Menschen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt zu wechseln. Und mit Eltern hab‘n wir darum gerungen, damit ihre Kinder statt auf eine Sonderschule wie alle anderen Kinder auch in einer ganz normalen Schule unterrichtet werden. Davon wollt‘ ich unbedingt in der Sendung erzählen. So schade, der Anschlag hat das verhindert. Ich selbst hatte viel Glück. Und ich hatte auch die Kraft, mich aus den Sonderwelten und ihren Strukturen zu befreien. Wir von der Enthinderungsgruppe machen so viel, um anderen behinderten Menschen zu einem inklusiven Leben mit der Unterstützung, die sie brauchen, zu verhelfen. Das machen auch viele andere Organisationen. Das kostet ganz schön viel Energie. Wahrscheinlich hab‘ ich diesen Ausruf, der von jemandem im Studio nach dem Anschlag

gekommen sein muss, darum immer noch im Ohr. Die Sache, mit der ich ‚Ich will raus' verbinde, ist ein ganz großer Teil in meinem Herzen", rundete Helen das Interview im Rahmen des Pressegesprächs ab.

Während Helens Ausführungen war es mucksmäuschenstill in dem kleinen, beengten Raum der Klinik. Katja räusperte sich etwas verhalten, um zu den Fragen der Journalist*innen überzuleiten.

Die Vertreterin der Deutschen Presseagentur ergriff als erste das Wort. „Frau Weber, würden Sie nach diesem schrecklichen Anschlag erneut als Studiogast in die Menschenrechtssendung gehen?"

Helen musste kurz nachdenken. „Ja, wenn ich noch einmal eingeladen würde. Aber dann wäre ich wahrscheinlich noch aufgeregter als beim ersten Mal. Ich hätte sicher einige schlaflose Nächte vorher. Aber das wäre es mir für die Sache allemal wert. Es ist 'ne tolle Sendung. Und ich finde, dass nicht genug über die Menschenrechte von behinderten Menschen berichtet werden kann." Während sie das sagte, richtete Helen ihren Blick auf den Moderator der Sendung Menschenrechte konkret, Klaus Kerzer.

Es folgten eine Reihe von Fragen zu Helens Gesundheitszustand, die sie möglichst kurz beantwortete. Sie wollte keine Krankenstory liefern. Zwei Fragen beschäftigten sich mit dem Wirken der Enthinderungsgruppe, die Peter und Katja gerne, aber mit gebotener Kürze beantworteten. Deren Betonung lag dabei auf der Notwendigkeit eines generellen Denkwechsels mit klaren, gesetzlich verankerten Regelungen für inklusive Angebote in der Behindertenpolitik. Beide machten deutlich, dass behinderte Menschen von Appellen und schönen Worten allein keinen Zugang zu nicht barrierefreien Gebäuden oder zu fehlenden

Dienstleistungen für ein selbstbestimmtes Leben mitten in der Gemeinde bekämen.

Wie zu erwarten, blieb Helen auch nicht von der Frage verschont, ob es bei dem Anschlag jemand auf sie persönlich abgesehen haben könnte. „Haben Sie eine Ahnung, wer einen solchen Anschlag auf Sie verübt haben könnte?“ Die ntv-Vertreterin bohrte weiter nach. „Scheinbar gibt es kaum Spuren, die auf Täter hinweisen, Bekennerschreiben hat es wohl auch keines gegeben.“

„Ich darf nicht zu viel darüber nachdenken. Hat der Anschlag mir persönlich gegolten? Da setzt ganz schön schnell ein Gedankenkarussell ein. Und das belastet mich ziemlich. Ich hoffe nicht. Ich wüsste auch nicht warum. Ich fühle vor allem mit den Sendungsmacher*innen. Ihnen hat dieser Anschlag auch zugesetzt. Danke Klaus Kerzer und seinem Team für den tollen Blumenstrauß, den Sie hier sehen. Danke für die Geradlinigkeit und den Mut der Sendungsmacher*innen. Wir treten dafür ein, dass es behinderten Menschen besser geht. Dass sie wie alle anderen friedlich mittendrin leben können. Dass ich und sie, wir, unseren Beitrag für die Gesellschaft leisten. Wir wollen nicht ausgesondert lernen, leben und arbeiten müssen. Ja, es gibt wahrscheinlich finanzielle und persönliche Interessen und Verwicklungen in dem überkommenen Aussonderungssystem. Aber dafür einen Anschlag zu verüben – und das auf mich – das will ich mir nicht vorstellen.“

Nach 45 Minuten war Helen die Erschöpfung anzumerken. Aber auch die Fragen der Journalist*innen schienen erschöpft und die Luft im Raum ziemlich verbraucht. Katja, mit ihrem guten Gespür für die Moderation von Veranstaltungen und Pressekonferenzen, wusste, wann es Zeit war, zum Ende zu kommen. Und genau dieser Punkt war nun erreicht. Sie bedankte sich bei den

Pressevertreter*innen und bot an, sie bei weiteren Fragen kontaktieren zu können. Zügig verteilte sie die vorbereiteten Pressemappen, die auch ihre Visitenkarte enthielten.

„Danke, dass Sie alle hier waren. Bitte berichten Sie unbedingt und viel mehr aus dem Blickwinkel behinderter Menschen.“ Mit diesen ermutigenden Worten bedankte sich Helen bei den anwesenden Journalist*innen. Anschließend wurde Helen in ihrem Bett zurück in ihr Zimmer geschoben.

Nach dieser Anstrengung und der damit verbundenen Aufregung und Konzentration hielt Helen einen langen Mittagsschlaf. Peter befürchtete fast schon, sie sei wieder ins Koma gefallen. Katrin und Katja und er saßen nach ihrer Pause über eine Stunde an Helens Bett, ohne dass sie Anzeichen des Aufwachens zeigte.

Dieser Pressetermin war also geschafft. Peter war erleichtert. Gleichzeitig suchte er auf seinem Handy nach den ersten Meldungen. Schnell wurde er auf verschiedenen Kanälen fündig. Als Peter und Helen abends gemeinsam die Tagesschau anschauten, hüpfte Helen fast aus dem Bett. Die Hauptnachrichtensendung fokussierte sich in ihrem kurzen Ausschnitt aus dem Pressegespräch im Krankenhaus auf eine gute Aussage von Helen. Selbst der sonst eher nüchterne Peter kriegte sich kaum mehr ein vor Freude darüber. In den letzten Jahren war es immer schwieriger geworden, gute Berichte in den herkömmlichen Medien zu platzieren. Meist dominierten Krisen, Kriege, politische Skandale oder Streitereien der Parteien die Hauptnachrichten. Auf diesen öffentlichkeitswirksamen Sprung aus ihrer Bubble stießen Peter und Helen mit einem Kuss und Krankenhausmineralwasser an.

Bis fast 22 Uhr waren sie mit begeisterten Anrufen von Mitgliedern der Enthinderungsgruppe beschäftigt. Am meisten freute sich Helen über den Anruf von Bernd Friedrich, der selten und sehr ungern telefonierte. Mit ihm und Klaus Kriske, der sie

grüßen ließ, hatte sie damals den Brand in der Werkstatt für behinderte Menschen gelegt. Eine Aktion, die nun im Nachhinein betrachtet, so viel für Helen ins Rollen gebracht und letztendlich so vielen behinderten Menschen zu mehr Freiheit verholfen hatte.

Eine losgetretene Welle

Helen hatte mit allem gerechnet, aber nicht mit dem, was auf den Pressetermin folgte. Was langsam mit dem von der Enthinderungsgruppe bejubelten Bericht in der Tagesschau und einigen anderen Medienmeldungen begonnen hatte, entwickelte sich in den folgenden Tagen zu einem ausgemachten Öffentlichkeits-Tsunami. Die Berichte über ihr Erwachen aus dem Koma und ihre damit verbundene Geschichte schienen einen neuralgischen Punkt getroffen zu haben, der bei vielen etwas auslöste.

Zuerst die breite Berichterstattung über den Anschlag am 26. März 2034, dem 25. Jahrestag des Inkrafttretens der Behindertenrechtskonvention in Deutschland. Jetzt Helens öffentlich gemachtes Erwachen. Beide Ereignisse verfolgten auch Menschen, die sonst nichts mit Politik oder Behindertenthemen zu tun hatten. Das Internet und verschiedenste sozialen Medien waren voll von Kommentaren und guten Wünschen für Helens Genesung. Erstaunlich war, dass diese Anteilnahme über das persönliche Interesse an ihr hinauszugehen schien. Plötzlich wurden vermehrt Geschichten in den sozialen Medien verbreitet, in denen es um Benachteiligungen behinderter Menschen, aber auch um Veränderungen hin zu mehr Inklusion ging.

An Helen ging dieser Rummel in ihrer weitgehend geschützten Höhle des Krankenhauszimmers mehr oder weniger vorbei. Katja hatte sich bereit erklärt, die Welle des öffentlichen Interesses zu kanalisieren und Medienanfragen zu beantworten. Damit hatte

sie alle Hände voll zu tun. Da es ein bundesweit beachtetes Thema war, hatten sich einige Verbände und engagierte Einzelpersonen der Behindertenbewegung unterstützend mit Katja vernetzt. Eine ähnliche Welle öffentlichen Interesses hatte es bisher selten in der Geschichte der Behindertenbewegung gegeben.

Im Mai 2016 hatten sich einige behinderte Menschen in der Bannmeile des Berliner Reichstags am Geländer des Spreeufers über Nacht angekettet. Auch damals war das Medieninteresse ebenfalls kaum zu bewältigen gewesen. Phasenweise gaben damals fünf Aktivist*innen gleichzeitig Interviews und managten den Presserummel. Damals ging es um die Forderung für verpflichtende Regelungen zur Barrierefreiheit im Behindertengleichstellungsgesetz und um Unterstützungsleistungen für behinderte Menschen im Rahmen des Bundesteilhabegesetzes.

Jetzt, im April 2034, ging es wieder um die Anliegen behinderter Menschen. In zum Teil ganzseitigen Berichten wurde, ausgehend von dem Anschlag auf Helen Weber, aufgezeigt, was nötig ist, um behinderten Menschen eine gleichberechtigte Teilhabe zu ermöglichen und Inklusion umzusetzen. Von Behördenvertreter*innen und Politiker*innen wurden Stellungnahmen eingefordert, warum dies alles so lange dauere oder warum behinderten Menschen, die in Einrichtungen lebten oder arbeiteten, nicht geholfen würde, wenn diese inklusiver leben wollten. Ihre öffentlichen Antworten wurden von den Medien zum Teil eindeutig kommentiert oder um Stellungnahmen von Vertreter*innen der Behindertenverbände ergänzt.

Erstaunlich, wie sich der Slogan „Ich will raus“, den Helen im Pressegespräch gut in ihrem Statement platziert hatte, durch die vielen Berichte und Kommentare zog und damit fortpflanzte. Das Salz in der Suppe waren bei dem Presserummel nämlich die behinderten Menschen, die sich nun verstärkt trauten, genau

diesen Satz öffentlich zu sagen. Es war fast so, als hätte dieses Gefühl, dieses Ziel, lange in ihnen geschlummert. Nun brach es sich bei vielen mit der Äußerung des Satzes „Ich will raus“ Bahn.

Vor fünf Jahren hatte kaum mehr jemand außer einigen Unverbesserlichen der Behindertenbewegung von der UN-Behindertenrechtskonvention gesprochen. Damals wurde Inklusion von Gegner*innen als Ideologieprojekt und in einem negativen Sinne als woke abgetan. Der Sog zurück in die Behinderteneinrichtungen war in vollem Gange. Damals wäre eine solche Welle öffentlichen Interesses an behinderten Menschen und ihren tatsächlichen Lebensrealitäten undenkbar gewesen. „Bisher weitgehend unsichtbare Bürger*innen werden nun endlich sichtbar“, hatte eine weithin bekannte Aktivistin der Behindertenbewegung diese Entwicklung kommentiert. Diese Gegenbewegung zu dem erfolgten Rückfall in finstere Zeiten der Behindertenpolitik erstaunte sogar die größten Skeptiker*innen der Behindertenbewegung.

Den Aktivist*innen der Enthinderungsgruppe war klar: Jetzt mussten sie die Berichterstattung in den Medien so mitgestalten, damit es nicht bei einem kurzzeitigen Sturm im Wasserglas blieb. Jetzt waren wirklich alle gefordert, die sich mit der Inklusion behinderter Menschen verbunden fühlten. Sie mussten das Momentum für konkrete Veränderungen nutzen.

Immer mehr behinderte Menschen wandten sich an die Enthinderungsgruppe und Beratungsstellen. Die Devise war eindeutig: „Ich will raus“. Raus aus Wohneinrichtungen in eigene Wohnungen. Raus aus Werkstätten für behinderte Menschen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt. Raus aus Sonder- und Förderschulen, rein in inklusive Schulen. Diesem Ansturm gerecht zu werden, das war ein richtig großes Rad, das nun gedreht werden musste und die Kräfte vieler engagierter Menschen mit und ohne Behinderungen erforderte.

Anträge mussten gestellt, bezahlbare und barrierefreie Wohnungen gefunden und last but not least die Kostenträger zur Umorientierung herausgefordert werden. Nach jahrelangem Stillstand war selbst die Politik endlich auf dem Sprung, die gesetzlichen Regelungen im Sinne eines echten Wunsch- und Wahlrechts behinderter Menschen zu verbessern. Auf Initiative der Enthinderungsgruppe bildete sich ein wachsendes Netzwerk. Zusammen versuchten sie, vor Ort Pat*innen für behinderte Menschen, die inklusiv leben und arbeiten wollten, zu finden.

Helen konnte nach einigen Wochen endlich aus dem Krankenhaus zurück zu Peter in ihre gemeinsame Wohnung ziehen. Sie brauchte einige Tage, um die Entwicklungen zu erfassen und mental zu verarbeiten.

„Ich hätt‘ nie gedacht, dass wir eine solche Welle lostreten, niemals.“ Helen sagte diesen Satz in den letzten Tagen wieder und wieder vor sich hin – und zu Peter.

Jetzt, da sie wieder am heimischen Küchentisch saßen, an dem Helen früher oft geklagt hatte, dass nichts voranging, konnten beide die offensichtliche Dynamik kaum mehr fassen.

Peter war inzwischen bei seiner Arbeit im ambulanten Dienst wieder voll eingespannt. Die Kundenzahl konnte in den letzten Wochen erheblich gesteigert werden. Zum Glück gab es wieder mehr Menschen, die Assistenz für behinderte Menschen leisten wollten. Und zum Glück waren viele für den Job geeignet. Trotzdem, der ambulante Dienst war längst am Limit. Über 400 behinderten Menschen konnte der Dienst mittlerweile ein Leben außerhalb von Sondereinrichtungen ermöglichen.

Nach ihrer Rückkehr aus der Klinik übernahm Helen nach kurzer Zeit von zu Hause aus die Aufgabe, behinderte Menschen zu beraten, wie sie ihre Assistent*innen selbst suchen und managen konnten. Das machte ihr richtig Spaß. Sie liebte es zu

telefonieren. Und selbst wenn sie nicht mehr im Rollstuhl sitzen konnte, konnte sie diese Arbeit auch vom Bett aus bewerkstelligen. Sie beriet behinderte Arbeitgeber*innen über eine Hotline dabei, ihre Assistent*innen eigenverantwortlich auszusuchen und anzustellen. Dies geschah in enger Zusammenarbeit mit der Ende 2025 gegründeten bundesweiten Genossenschaft für behinderte Arbeitgebende. Diese betrieb vor allem eine gute Lobbyarbeit, Beratung und bot Hilfe bei der Abrechnung an.

Für heute Abend hatte sich Helen mit Katrin, Katja, Claudia und Klaus von der Enthinderungsgruppe verabredet. Die Zeiten waren wild, bewegt und sehr bewegend. Endlich bot sich ihnen die Gelegenheit, die Entwicklungen zu reflektieren. Wie immer, leckerer Wein und kühle Säfte durften nicht fehlen. Alle Beteiligten rieben sich immer noch die Augen, was in den letzten Wochen losgetreten worden war. Helen war ihnen allen unendlich dankbar, wie sie sich in den letzten Monaten, noch mehr als früher schon, ins Zeug gelegt hatten.

Alle schilderten, mal nacheinander mal durcheinander, ihre Aktivitäten und Eindrücke der letzten Zeit. Katja wagte einen Blick zurück, zurück in ihre Anfangszeiten. Nostalgische Erinnerungen an die Vermittlung erster Jobs auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt für behinderte Menschen, die vorher in der Werkstatt kaum eine Chance hierzu bekommen hatten, wurden ausgegraben. Dabei geriet Claudia, wie so oft, ins Referieren über die gesetzlichen Rahmenbedingungen damals und heute.

Beschwipst vom dritten Glas Rotwein unterbrach Helen Claudias Redefluss. „Wow, so unheimlich viel Geschichte und so viele Geschichten! Wir hab‘n schon noch unendlich viel zu tun. Aber die Geschichten ermutigen vielleicht andere, auch aktiv zu werden.“

Katrin hob ihr Glas und prostete angesichts Helens Worte allen zu. „Das können wir wirklich mit Fug und Recht festhalten. Aber ich schreibe kein Buch mehr.“

„Schade!“

„Oh, wie traurig.“

„So schade.“

Die zahlreichen Rufe klangen fast wie ein Chor.

„Aber mal im Ernst“, verschaffte sich Katja inmitten des Gejohles langsam Gehör. Gewohnt pragmatisch fuhr sie fort: „Mensch, erinnert euch. Wir haben fast bei null angefangen und uns Stück für Stück vorarbeiten müssen. Und wir haben immer wieder Neuland beschritten. Wir müssen unsere Erfahrungen und vor allem die Geschichten der vielen behinderten Menschen, die wir und andere auf ihrem Weg zu mehr Selbstbestimmung begleitet haben, wirklich festhalten.“

Stille. Eine Denkpause trat ein. Immer mehr Blicke wandten sich Katrin zu. Sie hob ihre Hände und winkte vehement ab.

„Nein, nein und nochmals nein! Ich hab‘ den Roman damals aus einer anderen Situation heraus angepackt. Klar hat‘s auch Spaß gemacht. Aber es war unendlich viel Arbeit und hat Nerven gekostet, bis der Roman Zündeln an den Strukturen veröffentlicht war. Und hey, inzwischen hat sich so vieles verändert. Für so ein Geschichten-Werk brauchen wir jemanden aus der Behindertenbewegung. Die Person muss selbst behindert sein. Sie muss ihre eigenen Erfahrungen einbringen. Als Nichtbehinderte bin ich da nicht die Richtige.“

Die Gäste der gemütliche Runde gerieten ein wenig ins Murren. Klaus Kriske brauchte wegen seiner Sprachbehinderung und nach dem zweiten Glas Wein etwas länger, etwas zu sagen. Auch er versuchte sein Glück, Katrin umzustimmen. „Du hast dich

damals so toll auf uns eingelassen. Auf unsere Sichtweise als Enthinderungsgruppe.“

Es half alles nichts. Schließlich leuchteten ihnen Katrins Argumente ein. Doch woher nehmen, wenn nicht stehlen. Niemand von ihnen war in der Lage, ein solches Buch zu schreiben. Es brauchte ein Buch, das diese Geschichte und die vielen Geschichten in einer gut lesbaren Form vermitteln konnte. Fachbücher gab es schon mehr als genug. Und dann noch die vielen Informationen der Künstlichen Intelligenz. Mit einem Buch dagegen anzukommen, war schwieriger denn je.

„Die Idee ist echt interessant. Dafür müssen wir etwas Gehirnschmalz einsetzen“, fasste Katja die Diskussion zusammen.

Strukturiert, wie sie war, merkte sie noch an, das Thema auf die Tagesordnung des nächsten Treffens der Enthinderungsgruppe zu setzen. Ihr sinnierend ausgesprochener Schlusssatz „Ich mach‘ mir mal ein paar Gedanken dazu“, ließ allerdings einiges erwarten. Meistens blieben solche Sätze von Katja nicht ohne praktische Folgen.

Spurensuche vor Ort

Die nette Polizistin, die Helen kurz nach ihrem Erwachen aus dem Koma mit ihrem Kollegen im Krankenhaus besucht und zu der sie schnell Vertrauen geschöpft hatte, hatte Helen immer wieder kontaktiert. Einmal war sie noch in die Klinik gekommen. Später telefonierten sie hin und wieder miteinander. So auch an diesem Morgen.

Dieses Mal versuchte die Ermittlerin Franziska Kurz – Helen konnte sich mittlerweile ihren Namen merken – Helen Weber vor allem zu beruhigen. „Es gibt nach wie vor keine Anzeichen, dass der Anschlag Ihnen persönlich gegolten hat.“

Gleichzeitig ermunterte sie Helen aber auch, wie schon im Krankenhaus, weiter darüber nachzudenken, ob es in ihrem Umfeld nicht doch Menschen gab, die die Polizei einmal genauer unter die Lupe nehmen sollte. „Leider sind die Tatmotive so verschieden. Manchmal kommt man selbst kaum darauf, dass jemand einen Groll gegen einen hegt“, sagte Franziska Kurz.

„Groll? – Groll gegen mich?!“ Der Gedanke triggerte Helen und sie begann der Polizistin etwas mehr von ihrem Engagement der letzten Jahre zu erzählen.

„Als ihre Freundin Katrin Grund den Roman über die Brandstiftung in der Werkstatt für behinderte Menschen veröffentlicht hatte, wie war das damals?“ fragte Franziska Kurz.

Helen kam verstärkt ins Nachdenken über diese Zeit vor gut zehn Jahren. „Der Roman hat damals ‘nen ziemlichen Aufruhr in der Stadt verursacht. Vor allem die Leute von der Werkstatt und deren Trägerverein hab‘n sich unendlich aufgeregt. Die hab‘n damals viele Spenden eingesammelt und hab‘n ‘ne neue und noch größere Werkstatt aufgebaut. Der Roman, der war ganz sicher ein Stich gegen ihr Ego. Und gegen ihre Art von Behindertenfürsorge.“

„Kann ich Sie vor Ort besuchen? Können wir uns etwas mehr Zeit nehmen und uns über diese Zeit und andere Fragen austauschen?“

Helen war nicht wirklich scharf darauf, noch mehr Zeit für die anscheinend erfolglose Tätersuche aufzuwenden. Aber sie mochte die Ermittlerin, also willigte sie ein. Sie vereinbarten für kommende Woche einen Termin, Treffpunkt war das Café Charlie. Zu Hause oder gar an ihrer Arbeit wollte sie auf keinen Fall Besuch von der Polizei.

„Sie kommen aber in Zivil, bitte?“ Helen befürchtete, dass in der Stadt getuschelt werden würde, würde man sie nach all dem Rummel mit einer Polizistin in Uniform sehen.

„Klar, wenn das für Sie wichtig ist.“

Als sich beide im Café Charlie in einer ruhigen Ecke gegenübersaßen, brauchte es etwas Zeit, bis das Eis zwischen ihnen gebrochen war. Helen beunruhigte es nach wie vor, wenn sie es mit der Polizei zu tun hatte. Immerhin war sie damals an der zum Glück bisher nicht aufgeklärten Brandstiftung an der Werkstatt beteiligt gewesen. Irgendwie befürchtete sie nach wie vor, dafür irgendwann einmal zur Rechenschaft gezogen zu werden. Katrins Beruhigungsversuch, dass die Ermittlungen schon längst eingestellt worden waren, half ihr dabei nur bedingt. Der Eisbrecher der Unterhaltung beider Frauen war der leckere Mohnkuchen. Schon damals, vor zwölf Jahren, als sich Helen zum ersten Mal mit der damaligen Volontärin der Lokalzeitung und ihrer inzwischen besten Freundin Katrin im Café Charlie getroffen hatte, gab es diesen. Irgendwie hatte das traditionelle Rezept die Zeit überdauert und der Mohnkuchen war noch so gut wie eh und je.

„Sie haben berichtet, dass es damals einigen Wirbel gab, als der Roman über die Brandstiftung an der Werkstatt für behinderte Menschen veröffentlicht wurde. Das kann ich mir gut vorstellen. So eine Brandstiftung ist ja eine reale und heftige Sache“, griff Franziska Kurz den Faden aus ihrem letzten Telefonat wieder auf. „Hatten Sie denn mit dem Roman direkt zu tun?“

„Ja, in gewisser Weise schon.“ Helen versuchte vorsichtig das Thema weg von der Brandstiftung zu lenken. „Wir von der Enthinderungsgruppe hab‘n damals viel Öffentlichkeitsarbeit für den Roman gemacht. Und natürlich hab‘n wir immer wieder ehrlich gesagt, wie wir die Werkstatt finden. Eben nicht gut. Ich war im Roman ja so eine Art Galionsfigur. Ich war die, die recht

schnell eine Arbeitsstelle außerhalb der Werkstatt beim ambulanten Dienst bekommen hat. Ich war das Vorzeigebeispiel, was und wie es gehen kann. Vor allem das mit dem Budget für Arbeit.“

„Hm.“ Die Polizistin ließ Helen etwas Zeit zum weiteren Nachdenken. Sie hatte das Gefühl, dass da noch mehr war.

„Jetzt, wo ich darüber nachdenke, Katrin Grund und ich waren ein gutes Gespann bei Lesungen zum Roman. Damals gab‘s ‘ne ganze Menge Lesungen. Gleich im ersten Jahr über 20 Stück, manche auch online. Wir haben sogar einige Anfragen abgesagt. Es waren einfach zu viele. Das war echt ‘ne bewegte Zeit.“

„Wie liefen Ihre Lesungen ab?“

„Katja Franke ist eine von uns von der Enthinderungsgruppe. Sie hat einen Plan für die Lesungen geschrieben. Der war richtig gut. Wir haben es dann immer so ähnlich gemacht. Katrin hat ins Thema eingeführt, warum und mit wem sie den Roman geschrieben hat. Ich hab‘ als frühere Werkstattbeschäftigte erzählt, warum wir echte Alternativen zur Arbeit in Werkstätten für behinderte Menschen brauchen. Dann hab‘n wir einige Texte aus dem Roman vorgelesen. Dazwischen hab‘n wir was zu den einzelnen Teilen erklärt. Und wissen Sie, was richtig cool war?“ Helens Frage war rein rhetorischer Art.

„Manchmal hat sogar ‘ne blinde Frau aus Frankfurt unsere Texte vorgelesen. Mit ihrem Braille-Computer. Sie liest richtig, richtig gut vor. Die hat auch schon Lesungen im Dunkeln gemacht. Unsere Lesungen waren echt immer sehr bunt!“

„Wurde dort auch kontrovers diskutiert?“ Franziska Kurz witterte eine Spur.

„Oh ja“, entfuhr es Helen. „War schon richtig spannend. Und ging manchmal auch zur Sache. Klar, wir kommen mit ‘nem Buch, bei dem die Werkstatt in Brand gesteckt wurde. Oft waren

auch Beschäftigte aus Werkstätten bei Lesungen. Die hatten natürlich auch oft Angst. Als ob wir ihre Werkstätten abbrennen würden. Manche hab‘n aber auch von ihren schlechten Erfahrungen in Werkstätten für behinderte Menschen erzählt. Und manche hatten richtig gute Beispiele. Dass es eben auch anders gehen kann. Also die von den Sonderwelten waren oft nicht so glücklich mit uns.“

„Damals hat die örtliche Polizei zur Brandstiftung ermittelt. Ich habe mich erkundigt. Der zuständige Polizeikommissar, der mittlerweile übrigens im Ruhestand ist, hat sich daran erinnert, dass es nach dem Erscheinen des Romans eine anonyme Anzeige gab. Darin wurde behauptet, dass die Autorin oder deren Umfeld etwas mit der Brandstiftung zu tun haben könnten. Was halten Sie davon?“ Franziska Kurz‘ Fragen wurden bohrender. Das war der Moment, in dem Helen all ihre Erfahrung und inneren Kräfte aufbieten musste, um sich und die anderen bloß nicht in Schwierigkeiten zu bringen.

„Das klingt aber komisch. Warum soll jemand, der so was macht, darüber offen in ‘nem Roman schreiben.“ Helen war mit sich und ihrer Antwort einigermaßen zufrieden.

„Ganz ehrlich, so ähnlich hat es mir der Kommissar auch geschildert. Die Ermittlungen wurden dann ja endgültig eingestellt. Interessant finde ich aber, wer damals eine solche anonyme Anzeige erstattet haben könnte. Und warum anonym?“

Diese Frage bot Helen einigen Stoff zum Nachdenken. Katrin hatte ihr damals berichtet, dass ihr der Kommissar von einer anonymen Anzeige erzählt hatte. Katrin und Helen hatten der Sache dann aber keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt. Doch jetzt, da es den Bombenanschlag während der Sendung gegeben hatte und sie direkt davon betroffen war, bewegte Helen der Gedanke an diese anonyme Anzeige noch einmal ganz anders.

„Kann man herausbekommen, wer hinter so ‘ner Anzeige gesteckt hat?“ Helen erkundigte sich ganz vorsichtig bei der Polizistin.

„Leider nein. Sie war damals schon nicht zuzuordnen – und heute wohl erst recht nicht mehr. Aber wir sollten zumindest wachsam sein. Wer weiß, vielleicht gibt es da doch größeren Groll gegen Sie und Ihre Mitstreiter*innen. Wobei, der Weg von einer anonymen Anzeige hin zur Verübung eines Bombenanschlags ist schon recht weit“, räumte die Ermittlerin ein.

Sie winkte die Bedienung zum Zahlen herbei und dankte Helen für ihre Zeit. „Ich hoffe, ich habe sie nicht über Gebühr beansprucht?“, fragte sie etwas gestelzt.

Sie vereinbarten in Kontakt bleiben zu wollen. Franziska Kurz plante weitere zwei Tage in der Stadt zu sein, um sich noch etwas umzuhören, wie sie das nannte. Für ihre Behörde war es kein Meisterstück, bei diesem so Aufmerksamkeit erregenden Anschlag noch immer über keine nennenswerte Spur zu verfügen.

„Wo wollen Sie sich umhören?“ versuchte Helen beim Verabschieden noch herauszubekommen. Die Ermittlerin wiegelte die Frage mit einer genuschelten Antwort ab. Helens Gedanken waren schnell wieder bei der anonymen Anzeige von damals. Bestand da vielleicht doch ein Zusammenhang?

Die Enthinderungsgruppe blickt zurück

Beim nächsten Treffen der Enthinderungsgruppe fragten sich einige Mitglieder, was sich hinter dem Tagesordnungspunkt „Geschichte und Geschichten“ verbergen könnte. Auf die entsprechende Antwort mussten sie nicht lange warten.

Katja eröffnete die Sitzung. „Wie immer starten wir mit unseren Erfolgen. Dann müssen wir überlegen, wie wir mit einigen Anfragen umgehen sollen. Und wir sollten uns für das nächste Treffen

zum Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention der Stadt abstimmen. Und dann habe ich noch den Punkt ‚Geschichte und Geschichten' auf die Tagesordnung gesetzt. Ihr wollt sicher wissen, was damit gemeint ist?"

Katja blickte in die Runde, wartete die Antworten aber erst gar nicht ab und fuhr fort: „Es muss wohl besser ‚Unsere Geschichte und Geschichten' heißen. Aber das ist mir zu spät aufgefallen. Wir müssen unbedingt mal überlegen, ob und wie wir unsere Geschichte als Enthinderungsgruppe aufschreiben. Es gibt so, so viele Geschichten, die wir und andere erlebt haben. Die dürfen nicht verloren gehen. Aber da reden wir dann nachher drüber. Zum Schluss haben wir wie immer den Punkt ‚Sonstiges' auf unserem Programm. Gibt es weitere Vorschläge für die Tagesordnung?" Katja sprach heute besonders flott; sie versuchte voranzukommen.

Claudia brachte noch einen Punkt für Sonstiges ein: Informationen zu einer geplanten Gesetzesreform. Endlich konnte mit dem ersten Tagesordnungspunkt begonnen werden.

Fast von Beginn an hatte es sich die Enthinderungsgruppe zur Regel gemacht, ihre Treffen mit Erfolgsschilderungen oder guten Nachrichten zu beginnen. Der Alltag der Gruppenmitglieder und alles, was es für sie zu tun gab, war zu oft entmutigend. Schon allein deshalb war Katja dieser Punkt heilig. „Sonst laufen wir bald nur noch wie frustrierte Zombies rum. Wir müssen unsere Erfolge sehen und feiern". Mittlerweile liebten die Gruppenmitglieder diesen ersten Tagesordnungspunkt. Einige kamen vielleicht auch nur deshalb zum Gruppentreffen.

„Wer hat Erfolge zu vermelden?"

Sofort meldete sich Claudia. Die blinde Juristin arbeitete seit über zehn Jahren in der Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatungsstelle und hatte so gut wie immer Erfolge zu vermelden.

Sie kämpfte zuweilen wie eine Löwin für und mit den Ratsuchenden, die zu ihr kamen. Mittlerweile verfügte sie über sehr gute Kontakte zu einzelnen Behördenvertreter*innen. Vor allem, nachdem sie privat einige behinderte Menschen vor Gericht unterstützt hatte, die ihnen zustehenden Leistungen durchzusetzen, hatten einige Mitarbeitende aus den Behörden Respekt vor ihr. Besonders ihre Kompetenz im juristischen Bereich wurde geschätzt. Sie war eine ausgewiesene Expertin des Bundesteilhabegesetzes und hatte sich bei den Diskussionen während der Erarbeitung des Gesetzes aktiv mit eingebracht.

„Claudia, was gibt‘s zu berichten?“

„Dieses Mal habe ich gleich zwei große Erfolgsgeschichten. Eine unserer Ratsuchenden hat bei der Antidiskriminierungsstelle des Bundes eine Eingabe wegen der Diskriminierungen bei ihrer Wohnungssuche eingereicht. Endlich haben wir bei der städtischen Wohnbaugesellschaft eine barrierefreie Wohnung für sie gefunden. Und dann gibt es einen Erfolg bei der Schlichtungsstelle des Bundes. In Zukunft sind die Durchsagen in den Bussen und Bahnen verpflichtend. Solche Durchsagen gehören zur Barrierefreiheit. Das haben wir jetzt schriftlich. Wenn ihr also zum Beispiel eine Haltestelle verpasst, weil es keine Durchsage gab oder die schlecht zu hören war, dann könnt ihr was machen. Ihr dürft mit dem Taxi zu eurem Ziel fahren. Und dann die Taxiquittung bei den Verkehrsbetrieben einreichen. Die Kosten müssten dann problemlos erstattet werden. Und die Fahrer*innen werden gerügt. Sonst gebt mir Bescheid.“

Es gab noch mehr zu berichten. Aber Claudia wollte die Aufmerksamkeit der Gruppe nicht überstrapazieren. Sie wusste um ihren Ruf, etwas zu viel und zuweilen auch zu kompliziert zu reden. Außerdem meldete sich Klaus Kriske.

Er platzte fast vor Stolz. „Ich hab‘ jetzt endlich einen festen Job. In der Stadtbibliothek.“ Applaus brandete auf, noch um einiges stärker als bei Claudias Erfolgsberichten. Alle wussten, dass Klaus damals, nachdem die Werkstatt abgebrannt war, neben Helen einer der ersten war, der diese verlassen hatte. Viele Jahre hatte er sich mit alternativen Arbeitsplätzen über Wasser gehalten. So konnte er zwar außerhalb der Werkstatt arbeiten, aber sein Lohn war ähnlich gering wie in der Werkstatt. Seit einigen Monaten machte Klaus ein Praktikum in der Stadtbibliothek. Ein Kommunalpolitiker hatte ihm dazu verholfen. Und jetzt wurde daraus ein richtiger Job.

„DAS BUDGET FÜR ARBEIT HAT MIR HIERFÜR DIE TÜREN GEÖFFNET.“ Klaus Kriske ließ diese für ihn so wichtigen Worte laut und deutlich von seinem Talker aussprechen. Er hatte sie zuvor zu Hause vorbereitet und dort eingetippt.

Die Sitzung hatte ganz nach Katjas Geschmack begonnen. Nun plätscherte sie jedoch etwas vor sich hin. Der Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention, an dem die Stadt nun schon länger arbeitete, war ein zähes Unterfangen. Nichts ging so richtig voran und das machte alle mürbe. Gefühlt hatten sie ihre Stadtoberen über Jahre hinweg zum Jagen tragen müssen, bis diese endlich beschlossen hatten, so wie andere Städte auch, einen entsprechenden Aktionsplan zu erstellen. Dieser mühsame Prozess war im Vergleich zu dem, was sie in den letzten Jahren sonst für behinderte Menschen in der Stadt bewegt hatten, richtig peinlich. Die Kommunalpolitik kam in dieser Sache einfach nicht in die Pötte. Deshalb wollten sie, die Enthinderungsgruppe, Druck machen und in der nächsten Planungssitzung vorbereitet und koordiniert auftreten.

Nach der zähen Debatte rund um den Aktionsplan war eine kleine Pause geplant.

„Halt,“ warf Katja ein, „ich habe noch was vergessen. Ihr glaubt es nicht. Ich habe eine Anfrage von einem Vorstandsmitglied vom Trägerverein der Lindentalwerkstatt bekommen. Ja, von denen“, bestätigte Katja die verwunderten Blicke. „Sie wollen sich mit uns über Möglichkeiten zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention austauschen. Was das auch immer bringt, ich bin dafür, dass wir ihr Gesprächsangebot annehmen. Helen, wollen wir zwei das machen?“ Sie und die Gruppe waren sich schnell einig. Wer sonst hätte es auch machen wollen?

Endlich Pause. Die wenigen Raucher*innen der Gruppe waren schneller draußen, als man hinterherschauen konnte.

„Wollen wir weitermachen?“ Bernd Friedrich legte großen Wert auf Ordnung, auch bei ihren Sitzungen. Ordnung war ihm als Hausmeistergehilfe der örtlichen Grundschule inzwischen in Fleisch und Blut übergegangen. Auch er war früher in der Werkstatt für behinderte Menschen beschäftigt gewesen. Nun liebte er seinen Job an der Grundschule, an der es immer viel zu räumen und vorbereiten gab, über alles. Er war zwar nicht selbst der Hausmeister, sondern nur der Hausmeistergehilfe. Doch alle nannten ihn „Hausmeister“ – und er ließ sich das auch gerne gefallen.

„Danke, Bernd.“

Katja war für seinen Ordnungsruf dankbar und führte in den nächsten Tagesordnungspunkt ein. „Ich muss euch vorwarnen. Der Tagesordnungspunkt ist nach ein paar Gläschen Wein und bei einem Treffen mit Katrin, Helen, Klaus und mir entstanden. Doch so beschwipst ist die Idee auch wieder nicht. Deshalb steht das Thema heute auf der Tagesordnung.“

„Im Wein steckt viel Wahrheit“, kam ein Zwischenruf.

„Na, das hoffe ich mal bei diesem Punkt.“ Claudia war leicht skeptisch.

„Wir haben in den letzten Jahren so viel gemacht. Und so viel erreicht. Jetzt leben viel mehr behinderte Menschen selbstbestimmt. Und inklusiver. Wir sind schon so was wie eine Befreiungsbewegung.“

„Das stimmt. Ihr habt mir geholfen. Ich hab‘ mein Leben umgekrempelt“, unterbrach eine junge Frau Katjas Worte. „Und zwar zum Guten“, legte sie nach. Maja Tas war seit zwei Jahren in der Enthinderungsgruppe aktiv. In dieser Zeit hatte sie es geschafft, aus einem Wohnheim für behinderte Menschen in eine eigene Wohnung mit entsprechender Assistenz zu ziehen.

Beflügelt von Majas mutmachendem Beispiel fuhr Katja fort. „Aber genau diese Geschichte unserer Gruppe und die vielen Geschichten einzelner Menschen sind kaum bekannt oder aufgeschrieben. Wisst ihr, wann mir das besonders aufgefallen ist, beim 25. Jubiläum des Inkrafttretens der UN-Behindertenrechtskonvention? Ohne den Anschlag auf die Sendung Menschenrechte konkret, in der Helen war, und der dann die Medien beherrscht hat, hätte es wohl nur die Lobhudelei der Einrichtungsträger gegeben. Die verkaufen alles für Inklusion. Gut, ein paar gute Entwicklungen gibt’s schon. Und ein paar Organisationen machen auch ganz gute Sachen. Aber wer nimmt die UN-Behindertenrechtskonvention schon so ernst wie wir? Wer tritt so entschlossen für deren Umsetzung ein? Wir müssen unsere Geschichte und alle damit verbundenen Geschichten unbedingt dokumentieren. Die gehören einfach in die Öffentlichkeit.“

Katja beendete ihre Ausführungen, mit denen sie in diesen Tagesordnungspunkt einleitete. Die Stille nach ihrem Statement hielt nicht lange. Erste mahnenden Worte eines jungen und recht neuen Mitglieds der Gruppe durchbrachen sie.

„Wollen wir jetzt auch, wie so viele andere, ständig über unsere ‚Heldentaten' reden? Es gibt doch noch so viel zu tun. Und täglich und überall Diskriminierungen?"

In Katja zuckte es, gleich zu antworten. Damit sich die Diskussion entwickeln konnte, hielt sie sich aber zurück.

„Stimmt schon", pflichtete eine Teilnehmerin ihm bei, „aber wir dürfen es den anderen nicht überlassen, die Geschichte aus deren Blick zu erklären. Nicht kampflos. Wir haben in den letzten Jahren so viel für Inklusion getan."

Dies rief Claudia auf den Plan. „WIR haben so viel erreicht und WIR haben unsere Rechte durchgesetzt. Und auf einmal glaubt jeder, dass er es gewesen ist. Das nervt mich manchmal so richtig."

Helen hatte schon zu Beginn der Diskussion ihre Hand gehoben. Endlich erteilte Katja ihr das Wort.

„Ich hab' im Krankenhaus viel nachgedacht. Bei Menschenrechte konkret sollt' ich ja über unsere Arbeit berichten. Über unsere Erfolge und Herausforderungen. Ich hab' das nur gemacht, weil unsere Geschichten so stark sind. Und stark machen. Halt Empowerment. Wir haben so viel gemacht. Wir haben schon so viele behinderte Menschen unterstützt. Ich wusste erst gar nicht, wo ich anfangen sollte. Ich hätte mich in den vielen Geschichten bestimmt verloren. Aber dann ‚Peng', der Knall, der Bombenanschlag. Ich konnt' sie gar nicht mehr erzählen."

Helen musste kurz pausieren. Ihre Erinnerungen an den Anschlag kamen wieder hoch. Als sie sich gefangen hatte, war sie bereit weiterzusprechen. „Schaut mal die vielen Presseberichte in den letzten Wochen. Klar, da ging's um mich. Zum Glück aber auch um unsere Sache. Unsere Arbeit ist so wichtig. Und halt auch unsere Geschichte. Wir sind nun mal 'ne Befreiungsbewegung. So viele behinderte Menschen sind noch in den Strukturen

und Einrichtungen gefangen. Jeder, dem wir Mut machen können, ist ein riesiger Gewinn für uns alle. Jeder kann was bewegen, was verändern."

Helen kam zum Abschluss ihrer Gedanken. Dabei betonte sie einige Worte besonders, um deren Wichtigkeit hervorzuheben. „Ich finde auch: WIR müssen UNSERE Geschichte aufschreiben. Es sind UNSERE Geschichten. Wie? Keine Ahnung."

Jetzt geriet die Diskussion so richtig in Fahrt. Katja erinnerte aufgrund der fortgeschrittenen Zeit alle immer wieder daran, sich möglichst kurz zu fassen. Das Thema hatte bei der Enthinderungsgruppe definitiv einen Nerv getroffen. In einigen Minuten würde bereits der Fahrdienst eines Teilnehmers vor der Tür stehen. Katja mischte sich deshalb in die Diskussion ein.

„Die Zeit ist vorangerückt. Wir müssen langsam zum Ende kommen. Darf ich einen Vorschlag machen?" Einige Gruppenmitglieder nickten, also fuhr sie fort: „Wir selbst schaffen das, glaub' ich, nicht. Wer von uns kann unsere Geschichte gut aufschreiben? Wer hat Zeit dafür? Das soll ja keine trockene Dokumentation werden. Wir brauchen keinen Historiker. Katrin, 2023 bei deinem Roman Zündeln an den Strukturen über den Werkstattbrand kam das richtig gut an. Vielleicht können wir dran anknüpfen. Katrin, du kannst das aber nicht machen. Dieses Mal muss es jemand aus der Behindertenbewegung sein."

Katjas Worte wurden erneut durch kräftiges Nicken und zustimmendes Gemurmel der Gruppe bestätigt. „Die meisten von euch kennen doch Ottmar Miles-Paul. Er war bei verschiedenen Veranstaltungen dabei. Und schreibt dauernd Presseberichte. Der hat uns damals beim Roman beraten. Und der hat das Nachwort geschrieben. Ich hab' ihn gestern angerufen und die Idee für 'nen weiteren Roman erzählt."

„Ist der nicht schon fast 70? Peter dachte laut nach. Er hatte ihn erst kürzlich in Berlin getroffen.

„Stimmt. Das hat er gestern auch als erstes zu mir gesagt. ‚Aber, ‚Alter schützt vor Dummheiten nicht‘, hab‘ ich geantwortet. War vielleicht ein bisschen keck. Aber er hat darüber gelacht.“

Katja berichtete der Gruppe weiter von ihrem Telefonat mit Ottmar. Sie hatte ihm versichert, dass er für das Schreiben nicht viel Reisen müsse und dass viel über Onlineschaltungen besprochen werden könnte. Abschließend zog sie ihren Trumpf aus dem Ärmel.

„Und hey, er denkt tatsächlich darüber nach. Der ist wie eh und je neugierig. Er liebt immer noch die Geschichten von behinderten Menschen. Und gute Nachrichten zur Inklusion. Da passt kein Blatt Papier zwischen unseren und seinen Ansichten. Das hab‘ ich gleich gemerkt. Wir haben gut 20 Minuten miteinander telefoniert. Und das war richtig nett.“

„Und“, fragte Claudia, „macht er’s? Wir haben doch gar kein Geld.“

„Geld ist für ihn kein Thema – hat er gesagt.“ Katja zitierte ihn. „Wenn ich was gut und wichtig fand‘, dann hab‘ ich das immer angepackt. Mit oder ohne Geld. Ich denk‘ mal ernsthaft über die Idee nach.“

„Eine Sache ist ihm aber wichtig!“ Mit ihrem etwas lauteren Ausruf unterbrach Katja das aufkommende Gemurmel in der Gruppe.

„Und das wäre?“ Helen war neugierig.

„Er will den Roman nicht allein, also nicht nur unter seinem Namen veröffentlichen. Er findet, dass die Geschichten ja unser Erfolg als Enthinderungsgruppe sind. Und er braucht eh jemanden

von uns als Ansprechpartner*in. Er will die Person mit als Autor*in nennen.“

Das machte für alle Zuhörenden Sinn. Langsam richteten sie ihre Blicke auf Helen. Claudia Liese ergriff als Erste das Wort.

„Helen, ich hab‘ dich bequatscht, zu Menschenrechte konkret zu gehen. Da fühle ich mich noch immer schuldig. Ich finde, du wärst die Beste für den Job. Du kennst unsere Geschichte. Du hast immer eine wichtige Rolle gespielt. Und du konntest in der Sendung vieles nicht sagen, was dir wichtig war. Katrin und du, ihr habt doch damals auch schon zusammen an dem Roman gearbeitet. Du bist unsere Pragmatikerin. Du weißt, dass ein solches Buch nicht alles abdecken kann. Und es darf natürlich nicht zu trocken werden. Du bist für mich die Richtige!“

Mit Helens Zusage, sich gut zu überlegen, ob sie das in ihrer derzeitigen Situation emotional und zeitlich schaffen könne und mit Ottmar reden zu wollen, ob er für so ein Projekt bereit wäre, konnte Katja die Sitzung schließen.

Was diese Sitzung für die Enthinderungsgruppe – vor allem aber für Helen – nach sich ziehen würde, konnte zu diesem Zeitpunkt niemand erahnen.

Zweifel und schlechte Träume

Die vielen Nachrichten, die nach Helen Webers Aufwachen aus dem Koma veröffentlicht wurden, bewegten nicht nur die Enthinderungsgruppe, sondern noch jemand anderen ganz besonders. Dieser freute sich ganz und gar nicht über sie. Es war Christof Zickler, der die Berichterstattung sehr aufmerksam verfolgte. Die Berichte brachten ihn anfangs innerlich zum Kochen. Vor allem ärgerte ihn, wie die Franke von dieser sogenannten Enthinderungsgruppe das alles öffentlich zelebrierte. Eine Pressekonferenz mit Helen Weber aus dem Krankenbett heraus, diese

Inszenierung ärgerte ihn unbändig. Einige Tage lang wusste er nicht, wohin mit seiner Wut. Gut, dass er ledig war – spätestens in diesen Tagen hätte sich eine Frau wohl von ihm getrennt. An der Arbeit hatten sie ihn bereits einige Mal ermahnt und gefragt, was denn mit ihm los sei. Er sei so mürrisch, dabei habe er sich doch im Urlaub drei Wochen lang erholen können.

Offen und ehrlich beantworten konnte er solche Fragen nicht. Vorsichtige Versuche, seinen Ärger über die Berichte anzusprechen, waren an der Arbeit kläglich gescheitert. Helen Webers Schicksal entfachte bei seinen Kolleg*innen viel Sympathie für sie. Sie hielten mit ihren Meinungen nicht hinter dem Berg und äußerten sie recht ausführlich. Vor allem die Mitarbeiterinnen seiner Behinderteneinrichtung schienen eine Weile lang kaum mehr ein anderes Thema zu kennen. Andauernd lamentierten sie darüber, wie schlimm es für Helen Weber sein müsse, mit den Albträumen eines solchen Anschlags zu leben. Helen Webers kritische Positionen gegenüber Behinderteneinrichtungen schienen bei seinen Kolleginnen dabei keine Rolle zu spielen.

„Christof, ganz ehrlich, diese Helen Weber hat doch irgendwie recht. Unsere Arbeitsbedingungen hier sind wirklich nicht gut. Ehrlich, ich wollte hier nicht leben müssen, wär‘ ich behindert.“

Das hatte ihm erst kürzlich eine Kollegin gesagt. Und dabei war sie noch nicht einmal eine Praktikantin. Die schlugen in der Regel mit solchen Ideen auf und mussten erst einmal zurechtgestutzt werden. Oft klagten die Praktikant*innen über die aus ihrer Sicht eingeschränkten Möglichkeiten der Einrichtung. Nein, die Kollegin, die sich so kritisch über die Situation in der Wohneinrichtung geäußert hatte, war eine Gruppenleiterin, die seit 20 Jahren in der Einrichtung arbeitete.

„Aber denk‘ doch mal nach. Wie würde es den Menschen gehen, wenn sie nicht hier leben könnten. Die würden doch

untergehen in dieser harten, nur auf Profit ausgerichteten Gesellschaft“, hatte er ihr entgegnet.

Mit seinem Argument lief er bei seiner Kollegin ins Leere. Sie hatte erst letztens eine ehemalige Bewohnerin mit ihrer Assistentin beim Shoppen in der Innenstadt getroffen.

„Klar, es ist sicher nicht leicht da draußen. Und ja, unsere Arbeit ist verdammt wichtig. Aber es geht halt auch anders und besser. Wenn wir mit unseren Bewohner*innen shoppen gehen wollen, ist das doch schon fast ein Staatsakt,“ hatte sie gegenüber Christof Zickler ihren Frust rausgelassen.

Er konnte dazu nicht viel sagen, Shoppen war ohnehin nicht sein Ding. Er stand eher auf das Kickern mit dem neulich gespendeten, tiefergelegten Inklusionskicker. Die Bewohner*innen hatten sich mächtig darüber gefreut. Das Leuchten in ihren Augen bei den ersten Spielen würde er so schnell nicht vergessen. Und der Pressebericht über die Spende des Kickers kam richtig gut.

„Dann können wir unseren Laden ja zu machen“, hatte er am Ende der Shopping-Diskussion mit seiner Kollegin frustriert geknurrt und sich in seine Gruppe zurückgetrollt.

Christof Zickler saß auf seiner Terrasse und reflektierte den aus seiner Sicht beschissenen Tag. Ihm kam ein Vergleich in den Sinn. Er erinnerte sich noch gut an den Werkstattbrand oder besser gesagt an die infame Brandstiftung vor etwa zwölf Jahren. Die hatte seinen Vater damals ins Mark getroffen. Er brauchte einige Wochen, um wieder in Tritt zu kommen und am Wiederaufbau der Werkstatt konstruktiv mitzuwirken. Die Energie war damals von jetzt auf gleich wie die Luft aus einem Luftballon aus dem Körper seines Vaters gewichen. Rückblickend hatte der Brand, bei dem Gott sei Dank niemand zu Schaden gekommen war, aber doch einiges Gutes zur Folge gehabt.

Die damals schon recht veraltete Werkstatt wurde erstaunlich zügig neu aufgebaut. Im Vergleich zu vorher konnten so fast 100 Plätze mehr für neue Beschäftigte geschaffen werden. Die Erweiterung bot viele neue Möglichkeiten. Die Inklusionsbemühungen der Enthinderungsgruppe bereiteten der Werkstatt und dem Trägerverein damals nur zeitweilig Probleme. Einige behinderte Beschäftigte, darunter aufmüpfige und ein paar richtig produktive, hatten mit der Unterstützung dieser Enthinderer zwar die Werkstatt verlassen. Aber durch die gute und intensivierte Zusammenarbeit der Werkstatt und des Fördervereins mit den Förderschulen und den Kostenträgern waren letztendlich viel mehr behinderte Beschäftigte nachgerückt.

„Also, was soll‘s“, murmelte Christof Zickler vor sich hin und lenkte sein Augenmerk darauf, was sein Anschlag im Lichte der letzten Wochen demgegenüber gebracht hatte. Außer dem kurzfristigen Jubel und digitalen Schulterklopfen aus seiner Social Media Blase war so gut wie nichts von dem Anschlag übriggeblieben. Ganz im Gegenteil! Die öffentliche Sympathie für Helen Weber und ihre Enthinderer hatte enorm zugenommen. Vorher hatte kaum jemand aus seinem Umfeld über sie gesprochen, nun waren sie in aller Munde. Und das auch noch in einer positiven Art und Weise. Das kotzte ihn an, ernüchterte ihn aber auch, als er, sein Bierglas in der Hand, diese Entwicklung genauer betrachtete. „Und diese Franke hat’s gar nicht erwischt. Die macht munterer denn je weiter.“ Er war wieder in seinem üblichen Schimpfmodus angelangt.

Mit Helen Weber hatte er eigentlich keine Probleme. Irgendwie tat sie ihm sogar leid, als er sie in den Nachrichten so in ihrem Krankenbett liegen sah. Und wie es der Teufel wollte, wäre er ihr gestern fast über den Weg gelaufen. Er war in der Innenstadt unterwegs, als Helen Weber genau in diesem Moment mit einer

Frau aus dem Café Charlie kam. Hätte er nicht schnell die Richtung gewechselt, wäre er ihr direkt in die Arme gelaufen. Als er beobachtete, wie sie sich in ihrem Rollstuhl mühsamer als früher bemühte, voranzukommen, hatte sie ihm tatsächlich leidgetan.

Er war ja kein Unmensch, er war auch nicht behindertenfeindlich, sondern er wollte nur helfen. Und genau deshalb hatte er auch den Anschlag verübt. Er wollte sich damit hinter all diejenigen stellen, die Gutes taten, aber ständig von den Inklusionsagitatoren angegriffen wurden, ohne sich richtig wehren zu können.

Heute war er an seiner Arbeitsstelle, im Behindertenwohnheim, der gleichen Frau, mit der Helen Weber gestern aus dem Café gekommen war, begegnet. Sie war zusammen mit der Einrichtungsleiterin unterwegs. Dieses Mal trug sie eine Polizeiuniform. Den Schreck, der ihm dabei in die Glieder fuhr, konnte er nur schwerlich überspielen. Er hatte beide wortkarg gegrüßt und war seiner Wege gegangen. Ja, das war definitiv die gleiche Frau, die tags zuvor mit Helen Weber aus dem Café gekommen war. Daran gab es für ihn keinen Zweifel. Er hatte gestern schon den strengen Blick der Frau gespürt. Jetzt, da sie eine Uniform trug, dominierte ihr Blick die gesamte Szenerie. Es war förmlich zu spüren, dass mit ihr im Falle eines Falles nicht gut Kirschen essen war.

Diese kurze Begegnung auf dem Gang hatte bei ihm Angst ausgelöst. Angst, die er in seiner Magengegend spürte. Christof Zickler wollte auf keinen Fall wegen seiner Tat erwischt werden. Er hatte sie so akribisch vorbereitet. „Was um Himmels willen macht die Polizistin in unserer Stadt? Wir sind über 400 Kilometer von Berlin entfernt. Und vor allem, was machte die in meinem Wohnheim? Das kann doch kein Zufall sein?“ Die Fragen schwirrten wie wild durch seinen Kopf. Das konnte nur mit dem Anschlag zu tun haben. Sie hatte ja tags zuvor auch mit Helen Weber gesprochen. Nach der Begegnung auf dem Gang hatte er sich nicht

getraut, die Einrichtungsleiterin direkt auf den Besuch der Polizistin anzusprechen. Dabei hätte er so gerne gewusst, was diese wollte. Aber er durfte keine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Seine Chefin würde von sich aus bestimmt nichts über diesen Termin erzählen. Vorsichtige Nachfragen bei zwei Kolleginnen hatten ihn auch nicht weitergebracht. Also musste er die Sache erst einmal mit sich allein ausmachen.

So saß Christof Zickler, hadernd mit sich und der Welt, an diesem schönen Frühlingsabend, der für ihn gar nicht so schön war, auf seiner Terrasse. Seine Gedanken landeten immer wieder bei dem Anschlag. Wären es doch nur Gedanken gewesen, wäre er vielleicht beruhigter gewesen. Die Albträume, die ihn seit einigen Tagen jedoch heimsuchten, machten ihm langsam, aber sicher zu schaffen. Beim ersten Mal träumte er davon, wie Helen Weber ins Studio rollte. Dann der Knall, Rauch stieg auf. Dieser Traum hatte ihn noch nicht sehr beunruhigt, obwohl er damit endete, dass Hände nach ihm griffen, als er wegzurennen versuchte.

Inzwischen suchten ihn solche Träume in unterschiedlichen Varianten zum Teil zweimal pro Nacht heim. Er begann sich daher ernsthafte Sorgen zu machen. Seine Albträume machten es ihm immer schwerer, sich zu beruhigen und wieder einzuschlafen. All das begann an seinem ohnehin flatterigen Nervenkostüm zu nagen. Er musste seine Gereiztheit unbedingt überwinden. Sie könnte ihn Kopf und Kragen kosten. Das war das letzte, was Christof Zickler wollte. Es reichte ihm schon völlig, dass er bei allem Übel zunehmend Zweifel an, der von ihm verübten und anfangs von ihm und anderen so bejubelten Tat hegte. Verhören würde er nur schwer standhalten. Und vor allem für den Knast war er nicht geschaffen. So viel wusste er trotz seines Zorns auf diese Enthinderungsgruppe und die Franke genau.

5 Munter ans Werk

Wir packen es an

Als ich Katja Franke anrief, war ihre Anspannung förmlich anzumerken. Wir waren so verblieben, dass ich mich bei ihr melden würde. Melden, sobald ich über ihre Idee nachgedacht hatte, einen Roman über die Geschichte der Enthinderungsgruppe und die damit verbundenen persönlichen Geschichten zu schreiben. Ich hatte mich entschieden und wollte sie nun nicht länger auf die Folter spannen.

„Hi Katja, passt es gerade mit dem Anruf?“ Katja bejahte. „Also, ich hab‘ über euren Einfall nachgedacht und finde ihn klasse. Ich hab‘ in letzter Zeit sowieso immer wieder mit anderen aus der Behindertenbewegung philosophiert, wie wir unsere Geschichte bewahren und öffentlich zugänglich machen können. Eure Roman-Idee ist dufte. Darauf sind wir selbst noch gar nicht gekommen. Je länger ich darüber nachdenke, umso mehr fesselt sie mich. Wir könnten es für eure Geschichte von der Enthinderungsgruppe mal ausprobieren, ob die Romanform dafür passt. Oder habt ihr schon jemand anderes gefunden? Sonst pack‘ ich das gerne mit euch an. Aber nicht vergessen, das hab‘ ich ja schon beim letzten Mal gesagt, ich bin eher der Propagandist als ein Romanschreiber. Ich bring‘ also nicht so viel Erfahrung mit.“

„Super“ klang Katjas Stimme an mein Ohr erleichtert. „Ich hatte schon Angst, dass du absagst. Deine Rückmeldung hat ja etwas länger gedauert. Aber wir brauchen uns keinen Stress zu machen. Wir können dir dafür ohnehin nichts zahlen. Alles, was wir schaffen, ist für uns und hoffentlich viele andere ein Gewinn. Allein würden wir das sowieso nicht hinkriegen.“

Katjas Worte beruhigten mich ungemein. Trotz meiner fast 70 Jahre, die ich mittlerweile auf dem Buckel hatte, war ich immer noch fleißig am Arbeiten. Jetzt mussten wir aber erst einmal Material finden und vor allem überlegen, wie wir das Projekt gemeinsam und ohne zu viel Aufwand hinbekommen konnten. Als erstes wollte ich wissen, wer von der Gruppe verantwortlich an dem Projekt mitmachen würde.

„Helen Weber. Sie ist die richtige. Ich habe erst gestern mit ihr gesprochen. Sie will sich endgültig entscheiden, sobald du und sie mal eure Vorstellungen besprochen habt. Ich sage ihr Bescheid, dass du mit im Boot bist. Dann soll sie dich in den nächsten Tagen anrufen.“ Katja war hörbar entzückt. Ergänzend fügte sie hinzu, dass Helen in diesem Fall die zentrale Ansprechpartnerin für mich wäre und die Enthinderungsgruppe uns beiden absolut vertraue. „Ich weiß, wie das ist, wie schnell viele Köche den Brei verderben können. Deshalb legen wir das Projekt ganz in eure Hände, in Helens und deine.“

„Na, du hast echt Ahnung wie ich ticke.“ Diese Klarheit, genau diese war mir wichtig. Ich hatte keine Zeit und auch wenig Nerv, um Dinge zu zerreden. Das passierte leider sowieso noch viel zu oft. Ich war und blieb ein gnadenloser Pragmatiker. Für gute Vorschläge war ich zwar stets dankbar, aber Verzögerungen oder langwierige Abstimmungsprozesse kannte ich aus meiner politischen Arbeit zu Genüge. So etwas konnte ich nicht gebrauchen.

„Schon klar. Das war ja schon bei deinem Nachwort für Katrin Grunds Roman so. Ohne deine Art wäre der Roman bis heute noch nicht veröffentlicht. Also packt die Sache so an, wie das für euch passt. Wenn du was brauchst oder ich helfen kann, ruf‘ mich einfach an,“ bot Katja an.

„Brauch‘ ich hoffentlich nicht.“ Schmunzelnd ergänzte ich ihr Angebot, sie jederzeit anrufen zu können, um den Zusatz, sie

deshalb auf keinen Fall aus dem Schlaf reißen zu wollen. Ich war hoffnungsfroh und kündigte an, dass wir, Helen und ich, das Projekt in einem halben Jahr schaffen könnten. Ein ehrgeiziges Ziel war immer gut. Bei mir durften Projekte nicht zu lange dauern.

„Habt ihr euch schon Gedanken über ‘nen Verlag gemacht? Das könnte eine größere Hürden für die Veröffentlichung werden.“

Katja zögerte kurz. „Ich neige zu einem der Verlage, die die Bücher nach Bestellung drucken und verkaufen, sodass man nicht in Vorlage gehen muss. Wir haben kein Geld, das wir vorlegen können und eine lange Verlagssuche ist auch nicht mein Ding.“

So, wie Katja das schilderte, klang es plausibel für mich. Und ganz ehrlich, insgeheim war ich auch nicht davon überzeugt, dass der Roman ein solcher Renner werden würde, dass wir das volle Programm eines großen Verlags brauchten. „Das mit dem selbst Veröffentlichen passt für mich. Ich höre mich mal um.“

„Also dann auf eine gute Zusammenarbeit. Vorausgesetzt Helen macht mit. Ich freu‘ mich drauf. Toll, dass du das mit uns anpackst. Das wird ein Abenteuer, hoffentlich mit vielen guten Geschichten.“ So beendete Katja unser Gespräch, jedoch nicht ohne mir zur Sicherheit Helens Telefonnummer zu geben, auch wenn diese mich anrufen wollte.

Helens Anruf ließ nicht lange auf sich warten. Noch am selben Abend klingelte gegen 19.30 Uhr mein Handy. Etwas verschüchtert fragte sie, ob ein Anruf um diese Zeit ok wäre, sonst könnten wir auch morgen telefonieren.

„Hi Helen. Alles gut. Ich nehm‘ sowieso nur ab, wenn‘s passt. Ich hab‘ mir deine Nummer heute gespeichert und eben deinen Namen auf dem Display gesehen. Deinen Anruf nehm‘ ich besonders gern an.“ Nach diesem anfänglichen Geplänkel folgte meine wichtigste Frage.

„Wie geht‘s dir gesundheitlich nach dem Anschlag?“

„Meine Knochen tun mir von den Brüchen immer noch weh. Und so beweglich bin ich auch nicht mehr. Ich brauch‘ jetzt halt mehr Assistenz als früher. Aber das sind Kleinigkeiten im Vergleich zu den großen Problemen in der Welt“, beruhigte sie mich. Ich bin halt grad gefordert. Trotzdem geht viel. Ich bin echt auf unser Buchprojekt gespannt. Katja meinte, dass du das auf keinen Fall ohne jemand von uns veröffentlichen willst.“

In diesen Worten erkannte ich die Helen von früher. Ihre direkte und zielgerichtete Art, ohne dabei andere überfahren zu wollen, hatte mir schon früher gefallen. Dass gerade sie gewollt oder zufällig ein Opfer des Anschlags vor einigen Monaten geworden war, war mir immer noch unverständlich.

„IHR von der Enthinderungsgruppe, genau IHR habt ja schließlich die Arbeit gemacht. Da will ich mich nicht mit fremden Federn schmücken. Hast du denn Lust, als Mitautorin eine zentrale Rolle im Roman zu spielen? Ich fänd’ es super. Ich hab‘ auch schon ‘ne Idee. Bin gespannt, wie du sie findest.“ „Schieß los“, forderte mich Helen zum Weitererzählen auf.

Meine Ideen sprudelten nur so aus mir heraus.

„Wie wär’s, wenn wir deinen Auftritt zum 25-jährigen Jubiläum in der Sendung Menschenrechte konkret und den Anschlag als Aufhänger für den Roman nehmen? Wir knüpfen daran an und tasten uns langsam an die Arbeit der Enthinderungsgruppe heran. Dazu gehören die einzelnen Geschichten behinderter Menschen auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung und Inklusion. Wir bauen immer wieder Rückblicke auf das ein, was unsere Behindertenbewegung bereits erreicht hat. Ohne zu verschweigen, was noch zu tun ist. Das ist ‘ne große Gratwanderung. Mit der werden wir sicher zu kämpfen haben. Erinnerst du dich an die angeberischen Lobhudeleien von Trump? Und wie die

Rechten das hierzulande in den letzten Jahren nachgesabbelt haben? Übertriebene Lobhudeleien will hierzulande bestimmt niemand mehr lesen oder hören. Deshalb müssen wir hier einen guten Weg finden!“

Stille am anderen Ende der Leitung, für mindestens eine halbe Minute.

„Habe ich was Falsches gesagt?“

„Nein, nein. Ich hänge nur noch an der Frage, ob wir den Anschlag und meine Geschichte wirklich als Aufhänger nehmen sollen. Das ist ja fast Selbstbeweihräucherung. Ich bin ja deine Mitautorin.“

„Helen, sei nicht so bescheiden. Die, die dir deshalb an den Karren fahren wollen, die halten wir gemeinsam aus. Was du erlebt hast, hat viele Menschen berührt. Das hat unserer Bewegung eine neue Aufmerksamkeit gegeben. Und der Slogan ‚Ich will raus‘ ist einfach klasse. Du warst in deinem Leben immer wieder so mutig. Das darf ruhig auch mal gewürdigt werden. Ich würde das ohne Bedenken als Aufhänger nehmen. Und es ist schließlich eine Sache, die immer noch nicht aufgeklärt ist. Also wer den Anschlag verübt hat, meine ich.“

„Okay, lass' es uns einfach probieren. Ich kann ja dazwischenfunken, wenn‘s mir zu heftig wird“, willigte Helen ein.

„Bitte unbedingt dazwischenfunken. Genau darum arbeiten wir zusammen am Roman. Das Buch soll ganz in eurem Sinne sein.“

Wir waren uns einig, auch ohne formalen Handschlag. Ging ja durchs Telefon auch nicht.

“Helen, bitte frag‘ Katrin Grund noch, ob sie uns die Endredaktion machen und beim Kampf gegen den Fehlerteufel helfen kann? Der schleicht sich bestimmt ein.“

„Mach‘ ich.“

Zum Abschluss verabredeten wir einen Zoom-Termin für unseren ersten Online-Austausch. Ich wollte Helen so richtig ausfragen. Online war das perfekte Medium dafür: kein Reisen, ich konnte unser Gespräch aufzeichnen und anschließend alles Gesagte besser bearbeiten. Die Corona-Pandemie war großer Mist gewesen. All das unglaubliche Leid und die Isolation. Aber die Pandemie hatte uns vor über zehn Jahren schnell die Online-Kommunikation in großem Stil beschert.

Unseren ersten Online-Austausch wollten Helen und ich der Zeit nach dem Erscheinen des Romans Zündeln an den Strukturen widmen. Die damit verbundenen Aktivitäten hatten die weitere Entwicklung der Enthinderungsgruppe maßgeblich geprägt.

Somit hatten wir während unseres Telefonats alles eingetütet. Helen und ich konnten demnächst also munter ans Werk gehen. Ich schickte Katja eine kurze Textnachricht. „Alles in Butter. Wir können loslegen.“ Ihre prompte Antwort waren vier Grinsegesichter mit drei Ausrufezeichen.

Nach der Veröffentlichung von Zündeln an den Strukturen

Wie verabredet konzentrierten wir uns in unserer ersten Online-Session auf die Zeit nach dem Erscheinen des Romans im Jahr 2023. „Das passt gut. Wir wurden bei den Lesungen immer wieder gefragt, wie‘s denn mit der Geschichte weiterging. Und wie das mit dem Budget für Arbeit genau funktioniert“, berichtete Helen.

Zündeln an den Strukturen war im August 2023 erschienen. Erst einmal passierte nicht viel. Außer, dass Katrin und Helen das Werk stolz in den Händen hielten und den Mitgliedern der Enthinderungsgruppe präsentierten. Das Buch erschien jedoch genau zur rechten Zeit. Kurz danach stellte das Bundesministerium

für Arbeit und Soziales eine Studie zum Entgelt in Werkstätten für behinderte Menschen und zu alternativen Beschäftigungsmöglichkeiten auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt vor. Die Zahlen waren ernüchternd, ja beschämend für das deutsche Werkstätten-System. Eine jährliche Vermittlungsquote von 0,35 % und ein durchschnittliches Werkstattentgelt von 226 Euro im Monat konnte niemand schönreden.

Auch die Staatenprüfung Deutschlands vor dem Ausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderungen der Vereinten Nationen war für die Bundesregierung blamabel. Die schleppende Umsetzung der von Deutschland 2009 ratifizierten UN-Behindertenrechtskonvention wurde heftig kritisiert. Der Ausschuss beurteilte besonders das System der Werkstätten kritisch. Er forderte dringende Reformen mit klaren Strategien für Veränderungen hin zu einer inklusiven Beschäftigung behinderter Menschen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt ein.

Erste Medienberichte nach Erscheinen des Romans, initiiert durch die Enthinderungsgruppe, passten gut zu diesen politischen Entwicklungen. Der Roman war die menschliche Begleitmusik zu den meist theoretischen und abgehobenen politischen Veröffentlichungen und Stellungnahmen. Mit den Geschichten von Helen und ihren Gefährt*innen bot der Roman konkrete Gesichter, die die Benachteiligung behinderter Menschen in Werkstätten verkörperten.

Nach einem Bericht des Evangelischen Pressedienstes über den Roman und die Situation in Werkstätten gingen eine Reihe von Anfragen bei der Enthinderungsgruppe für Lesungen und Stellungnahmen ein. Vor Ort hatte das Anzeigenblatt eine Presseinformation der Gruppe zum Roman wortgetreu abgedruckt. Daraufhin brach ein von den Betreibern der Lindentalwerkstatt initiierter Sturm der Entrüstung aus. Katja hatte dies damals großes

Vergnügen bereitet. „Leute, lasst die ruhig toben. Es gibt doch keine bessere Werbung für den Roman. Und für unsere Sache. Wir können denen für ihre künstliche Aufregung dankbar sein. Jetzt sind die mal in der Defensive. Niemand hat sich je ernsthaft um die Missstände in der Werkstatt gekümmert. Jetzt ist bei denen mal Dampf in der Hütte und die müssen sich rechtfertigen."

Einer der Höhepunkte der 25 Veranstaltungen zum Roman war eine Lesung in den Räumlichkeiten einer Werkstatt für behinderte Menschen mit fast 150 Teilnehmer*innen. Dabei war es hoch hergegangen. Den Werkstattbeschäftigten war vorher eingeredet worden, dass die Gegner die Werkstätten schließen wollten und sie dann auf der Straße sitzen. Je länger das Gespräch jedoch dauerte, umso eher trauten sich behinderte Beschäftigte Ungerechtigkeiten bezüglich des geringen Lohns und der begrenzten Vermittlungsmöglichkeiten auf den allgemeinen Arbeitsmarkt anzusprechen.

Vor allem waren es die guten Beispiele zur Beschäftigung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt, die bei solchen Veranstaltungen zeigten, dass es Alternativen gab. Und dass diese Alternativen besser gefördert und bekannt gemacht werden müssen. Helen wurde dabei nicht müde zu berichten, wie das mit dem Budget für Arbeit bei ihr genau funktioniert.

Das Budget für Arbeit war 2023 weder bekannt, noch wurde viel dafür getan, dass es mehr genutzt wurde. Dabei war die im Bundesteilhabegesetz geschaffene Förderung für die Teilhabe am allgemeinen Arbeitsmarkt als Alternative zur Werkstatt bereits seit 2018 in Kraft. So gut wie niemand hatte Interesse daran, außer wenige behinderte Menschen, die dafür warben. Helen nahm sich oft Urlaub, um mit Katrin Grund an Lesungen mitzuwirken. „Und weißt du was. Ich glaub', dass das Budget für Arbeit auch heute immer noch viel zu wenig bekannt ist", unterbrach ich

Helens Erzählung. „Claudia hatte das mit dem Budget für Arbeit damals ganz gut erklärt“, erinnerte sie sich:

„Die Idee des mit dem Bundesteilhabegesetz eingeführten Budgets für Arbeit ist ganz simpel. Das Geld, das sonst als Eingliederungshilfe an die Werkstatt für behinderte Menschen gezahlt wird, geht mit dem Budget für Arbeit als Lohnkostenzuschuss an ganz normale Arbeitgeber. Diese können damit behinderte Menschen im Rahmen eines richtigen sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplatzes beschäftigen. Es gibt zusätzlich zu einem recht hohen Lohnkostenzuschuss auch Geld für die Assistenz behinderter Menschen am Arbeitsplatz, wenn diese gebraucht wird. Diese Mittel können zum Beispiel für eine Anleitung oder andere Unterstützungen am Arbeitsplatz eingesetzt werden.“

Chancen des Budgets für Arbeit genutzt

So, wie Helens Wechsel von der Werkstatt für behinderte Menschen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt mit Hilfe des Budgets für Arbeit lief, so lief das auch bei vielen anderen behinderten Menschen, die sich auf den Weg zu mehr Inklusion machten.

Eine wichtige Zutat für Helens Erfolg war ihr guter Unterstützungskreis gewesen. Dessen Mitglieder streckten ihre Fühler für mögliche Praktikumsplätze außerhalb der Werkstatt aus. Ihr Unterstützungskreis bestand aus der Enthinderungsgruppe. Peter, ja Peter, wurde Helens Schlüsselperson. Ihren späteren Lebensgefährten und Ehemann hatte sie in der Enthinderungsgruppe kennengelernt. Peter hatte seine Chefin, die Geschäftsführerin des ambulanten Dienstes, nach dem Werkstattbrand nach einem Praktikumsplatz für Helen gefragt. Anfangs etwas verschüchtert, fuchste sich Helen erstaunlich schnell in den Pfortendienst und weitere Tätigkeiten beim ambulanten Dienst rein.

Helens Stärke war das Telefonieren. Bald übernahm sie bei der Assistenzvermittlung die Aufgabe, Assistent*innen als Krankheitsvertretungen zu finden. Nach wenigen Monaten bot die Geschäftsführerin des ambulanten Dienstes Helen an, sie im Rahmen des Budget für Arbeit zu beschäftigen.

Mit dem Entwurf eines Arbeitsvertrags und Claudias juristischem Beistand ging dann alles recht schnell. Dabei war das Budget für Arbeit in ihrer Stadt für die meisten noch Neuland. Mit der Zusage für die Förderung in der Tasche konnte der ambulante Dienst Helen tatsächlich mit einem richtigen Arbeitsvertrag, einem richtigen Lohn und ganz regulär sozialversichert einstellen. Selbst Helens Antrag auf Assistenz am Arbeitsplatz wurde bewilligt. Das hatte damals niemand so zu hoffen gewagt: Helen war der Sprung auf den allgemeinen Arbeitsmarkt schon nach wenigen Monaten geglückt.

Davor hatte sich jahrelang in der Werkstatt nichts, aber auch gar nichts für Helen bewegt. Das hatte sie klein gemacht. Die „richtige Stelle“, wie Helen ihre Arbeit beim ambulanten Dienst noch heute bezeichnete, „die hat mir damals geholfen. Ich hab‘ mehr und mehr Selbstbewusstsein bekommen. Und dann die Lesungen. Die haben mich auch immer sicherer gemacht. Auf einmal konnte ich, die frühere Werkstattbeschäftigte, meine Erfahrungen an andere behinderte Menschen weitergeben. Ich war so was wie ein Vorbild und eine Unterstützerin.“ Helen pausierte, als sie mir das in unserer ersten Austauschrunde erzählte. Ihr war anzumerken, wie sehr sie dies bewegte.

„Und auf einmal hab‘ ich beim ambulanten Dienst neue Aufgaben bekommen. Die wollten tatsächlich mich, die graue Maus, für ihre Öffentlichkeitsarbeit. Ich sollte als selbst behinderte Frau in der Öffentlichkeit die Interessen des Dienstes und dabei vor allem behinderter Menschen vertreten. Aber genug über mich.“

Helen wollte unbedingt noch erzählen, was sich für andere Werkstattbeschäftigte in der Zeit nach dem Werkstattbrand getan hatte. Schließlich sei sie nicht die Einzige, die damals in ihrer Stadt den Sprung aus der Werkstatt geschafft habe.

Zum Beispiel Bernd Friedrich. Bernd Friedrich hatte direkt nach dem Werkstattbrand einige Treffen für Werkstattbeschäftigte organisiert. Dabei entdeckte er sein organisatorisches Talent und seine Fähigkeit anzupacken. Sein Traum, sich an einem kleinen Cateringangebot für Veranstaltungen zu versuchen, klappte leider nicht. Aber er gab nicht auf. Er war ein Kämpfer und suchte weiter. Schließlich vermittelte ihn ein ehemaliger Lehrer an eine Grundschule. Dort wurde händeringend jemand gesucht, der bei Hausmeisteraufgaben helfen konnte. Anfangs war Bernd noch recht verunsichert. Doch der altgediente Hausmeister hatte ein gutes Händchen für ihn. Und so ließ sich Bernd mit der Zeit weder von den Schüler*innen noch von den Lehrer*innen mehr so schnell verunsichern.

Nach einem Jahr stimmte die Schule endlich seiner Beschäftigung im Rahmen des Budgets für Arbeit zu. Wieder einmal stellte sich Claudia Liese als Schlüsselperson heraus. Ihre Expertise als eine der Berater*innen der ortsansässigen Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatung kam Bernd sehr gelegen. Ein Vorteil war, dass Bernd nicht mehr als 20 Stunden arbeiten wollte. So war der Eigenanteil für die Kosten beim Budget für Arbeit für die Grundschule recht gering. „Der Bernd, der arbeitet bis heute in der Grundschule. Der ist nie wieder zurück in die Werkstatt, auch nicht in die neue. Sein Spitzname ist jetzt ‚Hausmeister'."

Den Eltern für Inklusion war es darüber hinaus gelungen, Beschäftigungsmöglichkeiten in Supermärkten und anderen Bereichen anzuleiern. Diese Beispiele verbreiteten sich in andere Regionen. So entstand Stück für Stück ein Netzwerk, das die

Möglichkeiten einer „kleinen Enthinderungsgruppe“, wie Helen diese liebevoll nannte, weit überstiegen.

Gut war, dass die Enthinderungsgruppe weitgehend unabhängig war und nicht von Geldgebern oder der Spendenbettelei abhängig war. Der Nachteil war, dass man hin und wieder Geld brauchte, um Aktionen durchführen zu können. Mit Neid blickten sie daher zuweilen auf die vielen Wohlfahrtsorganisationen und Einrichtungsbetreiber, die viel Geld abgriffen. Auch wenn ihre Projekte kaum Wirkung für eine nachhaltige Inklusion zeigten und behinderte Menschen selbst selten beschäftigt wurden. Die Inklusionsprofiteure, wie Katja so manche Projektbetreiber und Leistungsanbieter zuweilen nannte, hatten in dieser Zeit noch Hochkonjunktur.

„Wir von der Enthinderungsgruppe konnten solche Organisationen und Projekte frei heraus kritisieren. Zum Glück hatten wir gute Partner. Die waren auf unsrer Wellenlänge und für die Lobbyarbeit fürs Budget für Arbeit wichtig. Mit der Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland (ISL) haben wir kurz nach der Veröffentlichung des Romans einen Seelenverwandten gefunden. Die Akteur*innen hatten 1990 einen Verband gegründet, der von Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen selbst vertreten und gemanagt wird. Als bundesweit agierender Verband hatten sie bereits einige Erfahrungen mit dem Budget für Arbeit. Sie hatten sich auch bei der Lobbyarbeit für das Bundesteilhabegesetz, in dem die Regelungen zum Budget für Arbeit aufgenommen wurden, hervorgetan“, erinnerte sich Helen. „Diese Zusammenarbeit begann im Jahr 2024 richtig aufzublühen. Ja, im April 2024 wurde mit deren Hilfe ein bundesweites Netzwerk von behinderten Menschen gegründet, die nicht in einer Werkstatt für behinderte Menschen arbeiten (wollen). Das verhalf der Sache zu einer breiteren Wirkung.“

„Wie ging das dann weiter."

„Auch wenn das Netzwerk langsam mit Online-Austauschtreffen startete, zeigten wir schnell Präsenz. Bereits im ersten Jahr hatten wir einen Termin mit dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales und konnten unsere Sicht der Dinge einbringen. Bisher waren dort hauptsächlich die Werkstattleitungen und Werkstatträte, die zum Teil ganz andere Aufgaben und Interessen haben, präsent. Jetzt redeten wir mit und machten auf Lücken im Gesetz aufmerksam. Die Lobby der Werkstätten war aber nach wie vor überwältigend, sodass Gesetzesänderungen immer wieder aufgehalten oder abgeschwächt wurden. Aber wir waren da und konnten andere behinderte Menschen ermutigen, den Schritt auf den allgemeinen Arbeitsmarkt ebenfalls zu wagen. Und wir hatten die Erfahrungen und konnten entsprechende Tipps geben."

„Das fiel auch in die Zeit, in der die Enthinderungsgruppe sich entschied, sich auf die Unterstützung behinderter Menschen zu konzentrieren, die zum Ausdruck brachten, dass sie sich verändern wollen?", überlegte ich laut.

„Ja, da kam der Spruch ‚Ich will raus' auf, der eine Art Befreiungsbewegung auslöste."

An diesem Punkt waren sowohl Helen als auch ich erschöpft.

Viel Stoff, viele Informationen. Trotzdem verabredeten wir uns für die kommende Woche zur gleichen Zeit zum nächsten Online-Interview. Noch während ich den Button Meeting verlassen anklickte, überlegte ich, wie ich ihre vielen Informationen sinnvoll und nicht zu überfordernd für Leser*innen zusammenfassen könnte. Ein Gedanke hatte mich besonders gepackt: Die Behindertenbewegung verstand sich damals zunehmend als Befreiungsbewegung. Daher war ich schon jetzt auf den nächsten Austausch mit Helen gespannt. Wir wollten Katja mit dazu einladen.

„Sie war ein entscheidender politischer Kopf unserer Befreiungsbewegung. Sie kann viel berichten.“

Helen war sich sicher, Katja Franke für den Online-Austausch gewinnen zu können.

Der Anruf

Helen nahm sich an diesem Donnerstag frei. Sie hatte das Gefühl, etwas langsamer machen zu müssen. Sie wollte ihren noch fragilen Körper nicht zu sehr überfordern. Ihre Chefin im ambulanten Dienst, bei dem sie bereits kurz nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus wieder stundenweise angefangen hatte zu arbeiten, ließ Helen diesbezüglich viele Freiheiten. Sie war einfach froh, dass Helen so unbeschadet aus dem Koma aufgewacht und wieder da war. Sie war es auch, die vorgeschlagen hatte, dass Helen anfangs von zu Hause aus arbeiten und telefonisch beraten konnte. Doch der Anschlag wirkte bei vielen aus ihrem Umfeld nach. Helen hatte oft das Gefühl, wie ein rohes Ei behandelt zu werden. Am heutigen Donnerstag stand für sie nun aber erst einmal richtig Ausschlafen auf dem Programm. Und tatsächlich gewährte ihr ihre innere Uhr einige Stunden mehr Schlaf.

Gegen 9:30 Uhr war es aber vorbei damit. Ihr Handy klingelte so penetrant, dass sie es nicht ignorieren konnte. Obwohl Helen den Anruf noch sehr müde annahm, meldete sie sich in ihrer gewohnt formalen Art. „Weber.“ Sie hatte vorher nicht aufs Display geschaut. Schlagartig war sie wach, als sie Klaus Kerzers Stimme erkannte. Der Moderator von Menschenrechte konkret hatte sich schon öfter vorgenommen, Helen anzurufen. Es war aber immer wieder etwas dazwischengekommen. Und irgendwie schwang auch bei ihm eine gewisse Unsicherheit mit, denn er wollte Helen auf keinen Fall in ihrem Genesungsprozess zu sehr behelligen oder gar neuen Stress verursachen.

„Hallo Helen.“ Seine Stimme fühlte sich für Helen wie aus einer anderen Zeit an. „Ich bin’s, Klaus. Ich hoffe, es passt. Ist es okay, dass ich anrufe?“. Der Moderator tastete sich vorsichtig voran.

„Klaus, ich hab‘ dich sofort erkannt.“ Bereits während des Vorgesprächs im Studio hatte sie Vertrauen zu ihm gefasst. Für die Sendung hatte Helen ihn darum gebeten, gesiezt zu werden, privat duzten sie sich. „Schön, deine Stimme zu hören. Geht‘s dir und den anderen gut?“

„Das hoffe ich vor allem von dir. Alles ok. Wir haben uns nach dem Anschlag zum Glück schnell wieder berappelt. Ich wollte mich mal melden.“ Schnell kam er zum eigentlichen Grund seines Anrufs. „Da gibt es noch eine unerledigte Angelegenheit.“

Helen wusste genau, worauf er anspielte. Schließlich war die Sendung mit ihr durch den Bombenanschlag unterbrochen worden und sowohl der Reportagebericht als auch der zweite Teil ihres Interviews standen noch aus.

„Stimmt. Seid ihr noch am Thema dran? Passt‘s denn irgendwann noch mal?“

„Und ob wir da noch dran sind. Wir müssen die Reportage über die Machenschaften in der Behindertenhilfe und -politik wahrscheinlich noch einmal aktualisieren. Das Thema ist aber noch heiß. Diesen Monat werden wir einen kleinen Teil der Sendung dazu nutzen, den Anschlag anhand deiner Genesung aufzuarbeiten. Da haben wir gute Bilder von der Pressekonferenz aus dem Krankenhaus und einige gute Aussagen von dir. Aber eigentlich ...,“ Klaus Kerzer kam kurz ins Stocken, seine Frage fiel ihm nicht leicht. „... eigentlich, ganz ehrlich, was denkst du, schaffst du es, noch einmal zu uns als Studiogast zu kommen, um das fortzusetzen, was wir begonnen haben. Wenn‘s dir körperlich oder psychisch nicht möglich ist, verstehen wir das natürlich. Aber von uns aus, wir würden sehr gerne mit dir am Thema dranbleiben.“

Die Frage bewegte etwas in Helen. Auch sie hatte ab und an schon überlegt, ob das Begonnene irgendwann einmal zu Ende gebracht werden konnte. Diese Gedanken hatte sie dann meist schnell von sich geschoben. Ein gewisses Unbehagen hatte sie dabei beschlichen. Ja, sie zweifelte sogar, ob die von Menschenrechte konkret das nach diesem Anschlag überhaupt wagen würden. Ihr Auftritt im März bezog sich damals auf das konkrete Datum des 25-jährigen Jubiläums des Inkrafttretens der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland. Wenn sie wieder auftreten würde, wäre das vielleicht so was wie ein billiger Nachklapp? Helen zögerte angesichts seines Angebots etwas.

„Du kannst dir das in Ruhe überlegen“, platzte Klaus Kerzer in ihre Überlegungen.

„Ich glaube, das muss ich nicht“, hörte sie sich antworten. „Das wird echt nicht einfach für mich. Ich zittere schon jetzt, wenn ich dran denke, dass ich an den Tatort zurückkehre. Aber wahrscheinlich ist‘s für mich auch wichtig. Dieses Mal komm‘ ich aber nicht allein. Ich würde gerne Unterstützung mitbringen.“

„Wunderbar! DANKE, danke.“ Kerzer machte seiner Erleichterung Luft.

„Aber wie wollt ihr das jetzt machen? Braucht ihr nicht ‘nen Aufhänger, mit dem ihr das Thema gut verbinden könnt? Ich will nicht, dass es nur um mich und mein Schicksal geht.“

„Hast du vielleicht eine Idee aus eurem Bereich? Gibt‘s da grad‘ ein aktuelles Thema?“

„Unser Roman? Vielleicht unser Roman,“ platzte es aus Helen heraus. „Wir schreiben an einem Roman über unsere Geschichte. Und über Geschichten von behinderten Menschen, wie sie sich auf den Weg gemacht haben. Zu mehr Inklusion und Selbstbestimmung. Ich schreib‘ da mit. Mist, dann geht‘s doch wieder um mich. Moment!“ Helen hielt kurz inne. „Mir fällt noch was ein.

Claudia Liese, unsere Juristin in der Enthinderungsgruppe, hat bei unserer letzten Sitzung so ein neues Gesetz erwähnt. Die Bundesregierung will eine Gesetzesreform in den Bundestag eingebringen. Claudia findet die Ansätze für das Gesetz ziemlich spannend. Dann ist da sicher was dran. Es geht darum, dass behinderte Menschen, die klar sagen, dass sie aus einer Behinderteneinrichtung ausziehen oder von einer Werkstatt für behinderte Menschen raus auf den allgemeinen Arbeitsmarkt wollen, wirklich dabei unterstützt werden sollen. So wollen die die neue Strategie für mehr Inklusion mit Leben füllen. Das würd' doch prima zu uns passen. Unser Slogan ist doch auch ‚Ich will raus'."

Helen war auf ihre Idee richtig stolz, auch wenn sie etwas konfus von ihr vorgetragen wurde. Würde Klaus Kerzer darauf anspringen? Sie wollte nicht schon wieder so stark im Mittelpunkt stehen. Ganz und gar nicht. Schließlich war noch immer nichts über das Motiv des Bombenanschlags bekannt.

„Interessant." Am anderen Ende der Leitung arbeitete es bereits wie wild im Kopf des Moderators. „Mensch Helen. Wir haben schon nach einem passenden Aufhänger gesucht. Euer Buch, wenn das bald erscheint, das wär' so ein kleiner Aufhänger. Aber wenn das Gesetz wirklich kommt und was bringt, das wär' doch eine große Sache. Wir recherchieren mal. Und wenn du mehr weißt, hast du unsere Kontaktdaten der Redaktion noch?"

„Ja. Mein Computer war beim Anschlag zum Glück nicht dabei. Es hat nur mein altes Handy erwischt."

„Was meinst du, wahrscheinlich späterer Herbst, oder? Das passt auch grob in unsere Sendungsplanung. Lass uns mal in Verbindung bleiben", schloss Klaus Kerzer den formalen Aspekt ihres Gesprächs. „Aber Helen, jetzt aber mal ehrlich: Wie geht es dir wirklich? Hast du den Anschlag psychisch einigermaßen weggesteckt?"

Helen schilderte kurz, dass sie hin und wieder noch vom Anschlag träumte, es aber besser würde. Auch Klaus Kerzer gab zu, dass er immer noch in Stress geriet, wenn es ihm in Räumen zu eng wurde. „Mein Gehör hat etwas gelitten. Aber das kommt gerade wieder in Ordnung."

Sie versprachen sich, in Verbindung zu bleiben. „Helen, das mit deinem Studiobesuch, das müssen wir unbedingt hinkriegen – und wenn es das Letzte ist, was ich für diese Sendung tue."

Mit dieser starken Bemerkung beendete er ihr Telefonat.

Befreiungsbewegung behinderter Menschen

Es war kein Problem für Helen, Katja Franke davon zu überzeugen, beim nächsten Online-Treffen dabei zu sein. Dafür musste sie zwar ihren Sporttermin absagen, aber Katja konnte gar nicht anders, sie hatte die Idee mit dem Roman ja angezettelt.

„Den Sprung von der Selbsthilfe zur Selbstvertretung behinderter Menschen, den können mittlerweile viele Leute nachvollziehen. Aber wie seid ihr denn damals darauf gekommen, euch als Befreiungsbewegung behinderter Menschen zu bezeichnen?" Diese Frage hatte ich mir als Einstieg in unser Online-Interview zurechtgelegt.

„Das hat mit der Antritts-Vorlesung von ‘ner Professorin an unserer Uni zu tun. Sie hat sich mit einigen Befreiungsbewegungen beschäftigt. Dann hat sie deren Merkmale als Grundlage genommen, um die Aktivitäten der früheren Krüppelbewegung und der Selbstbestimmt Leben Bewegung behinderter Menschen zu beurteilen," erinnerte sich Katja. „Ich weiß noch ganz genau, wie das war. Nach der Vorlesung gab’s Snacks und Getränke. Und da hab‘ ich mich mit einigen darüber in die Haare gekriegt, ob man das überhaupt so vergleichen darf."

Ein Vertreter einer Behinderteneinrichtung habe ihr gegenüber lauthals verkündet, die Situation behinderter Menschen in Deutschland sei doch nicht vergleichbar mit einer Befreiungsbewegung wie in Südafrika gegen die Apartheid oder die massive Unterdrückung ganzer Völker in Südamerika.

„Ich war mir damals noch unsicher. Aber als der Einrichtungsvertreter unsere Unterdrückung einfach so abgetan hat, das war mir eins zu viel. Sein Gerede hat einige Diskussionen losgetreten, nicht nur bei den Snacks und Getränken nach der Vorlesung."

Auch Helen begann sich zu erinnern. „Richtig. Und danach hab'n wir mindestens zweimal in der Enthinderungsgruppe und in der Kneipe bis spät in die Nacht darüber diskutiert. Weißt du noch, als wir hin- und herüberlegt hab'n, was unsere neuen Schwerpunkte sein soll'n. Katja, da hast du noch mal gesagt, dass wir Teil einer Befreiungsbewegung behinderter Menschen sind. Das war SO wichtig!"

Es gelang mir, Katjas und Helens Rückschau zu unterbrechen und selbst etwas einzuwerfen. „Das mit der Befreiung war selbst in der Behindertenszene so 'ne Sache. Ich erinnere mich gut. Ich hab' damals immer wieder dazu etwas geschrieben. So viele unfruchtbare Diskussionen mit Vertreter*innen von Werkstätten und Werkstatträten. Die sind nie müde geworden zu betonen, wie toll es ihnen in der Werkstatt gefällt. ‚Die Werkstätten dürfen auf keinen Fall geschlossen werden.' Das war DAS Argument von den Werkstattleitungen, das wie eine Sau durchs Dorf getrieben wurde. Dabei waren Schließungen von Werkstätten damals weitab jeglicher politischen Realität. Aber damit haben sie den Werkstattbeschäftigten Angst eingejagt. Und mit großem Erfolg. Da war nicht viel mit Befreiung. Sondern es gab sogar erheblichen Widerstand von denjenigen, die gar nicht befreit werden wollten. Ihre Hauptforderung nach Mindestlohn in Werkstätten

stand für sie an erster Stelle. Viele Offizielle haben so getan, als ob sie die Forderung unterstützen, aber getan haben sie dafür so gut wie nichts. Sie wurden damals so richtig verarscht.“

Ich konnte förmlich hören, dass ich mit meinen Erinnerungsbrocken bei Helen einen Nerv getroffen hatte.

„Genau!!! Das hat uns damals fast in den Wahnsinn getrieben. Klar, wir hab‘n einigen behinderten Menschen geholfen. Sie hab‘n es gegen alle Widerstände und trotz mangelnder Hilfe geschafft, ihren Weg aus den Werkstätten auf den allgemeinen Arbeitsmarkt zu gehen. Aber das hat uns ganz schön viel Kraft und Zeit gekostet. Und dann die vielen anderen: manchmal Betreuer*innen von Werkstätten und Wohnheimen, aber oft auch Werkstatträte. Die hab‘n uns mit ihren endlosen Diskussionen oft unsere kostbare Zeit gestohlen. Also, einigen behinderten Beschäftigen hab‘n wir erst einmal ganz gut weitergeholfen, am Ende sind die allermeisten dann aber doch in ihren Wohnheimen und Werkstätten geblieben.“

„Das war so frustrierend. Das hat uns an unserer Mission ernsthaft zweifeln, aber doch nicht ganz verzweifeln lassen“, fügte Katja hinzu.

„Was passierte dann?“ hakte ich bei ihr nach.

„Dann gab‘s eine der denkwürdigsten Sitzungen der Enthinderungsgruppe. Erst mal ging‘s richtig hoch her, als unsere pragmatische Claudia ihren Aufschlag wagte. Zu der Zeit arbeitete sie schon bei der Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatungsstelle. Und als Juristin hatte sie auch schon so manche Beratungserfahrung. Lange Rede, kurzer Sinn: Sie war der Meinung, dass wir uns vorrangig um diejenigen kümmern sollten, die klar sagten, dass sie ihr Leben verändern und inklusiv leben wollten. Und dass sie auch bereit waren, daran aktiv mitzuwirken. Das war absolut keine einfache Diskussion in der Gruppe.“

„Und wie nahm die Befreiungsbewegung dann Fahrt auf?“

„Das fügte sich in der zweiten Sitzung dann plötzlich wie von selbst. Peter, der hatte ja schon viele Erfahrungen durch seine Arbeit im ambulanten Dienst. Er hat uns allen am Ende des ersten Treffens eine Hausaufgabe mit auf den Weg gegeben. Jeder von uns sollte darüber nachdenken, wieviel Zeit und Energie er oder sie selbst hatte, um andere behinderte Menschen längerfristig und verlässlich zu beraten und zu begleiten. Und schwupps, bei der nächsten Sitzung lagen die Antworten sozusagen auf dem Tisch. Die Hausaufgabe brachte zu Tage, wie begrenzt unsere Ressourcen tatsächlich waren.“ Ich konnte Katja jetzt noch ihre Betroffenheit darüber anhören.

„Katja, vergiss‘ nicht das Wichtigste. Damit war unser Slogan ‚Ich will raus‘ geboren“, warf Helen ein. „Wir hab’n gemerkt, dass es für die Zukunft viel besser war, sich auf diejenigen zu konzentrieren, die sich aus ihren massiven Abhängigkeiten von Einrichtungen befreien wollten. Und wir hatten eine große Hoffnung: Vielleicht würden sie dann ihre Erfahrungen an andere weitergeben. Halt wie eine Art Schneeballeffekt. Und das ist dann zum Teil auch so passiert. Das war bei uns in der Stadt die Geburtsstunde unserer Befreiungsbewegung. Die behinderten Menschen mussten sich vor allem selbst aus den in hohem Maße abhängig machenden Strukturen und Einrichtungen befreien wollen. Aber dabei spielte die Hilfe von außen eine wichtige Rolle.“

„War diese Entscheidung im Nachhinein betrachtet der richtige Weg? Habt ihr das Gefühl, dass es zu echten Befreiungen kam?“ Unser Austausch zu diesem Thema neigte sich langsam dem Ende entgegen, doch das wollte ich unbedingt noch wissen.

Helen und Katja überlegten kurz, schließlich waren sie große Freundinnen derartiger Reflexionen.

Helen setzte zuerst an: „Meine persönliche Geschichte ist eine Erfolgsgeschichte, finde ich. Für mich war es eine große Befreiung, aus dem Wohnheim auszuziehen. Und ich hab‘ mich aus den Fängen der Werkstatt befreit. Ich hat‘ richtig viel Glück. Ich hab‘ so viel Unterstützung bekommen. Und auf einmal war ich ein Vorbild. Ich hab‘ danach viele Menschen kennengelernt. Und selbst ‘nen kleinen Beitrag geleistet. Ich hab‘ andren behinderten Menschen geholfen, Türen zu öffnen. Ich glaub‘ schon, dass das für sehr viele im Nachhinein betrachtet eine Befreiung war.“

„Wie siehst du das, Katja?“

„Na ja, ich habe diese Diskussion damals ja mit angezettelt. Claudia und ich haben sie zusammen in die Gruppe eingebracht. Deshalb müssen das andere bewerten. Nicht ich mit meiner eigenen, recht festgefahrenen Meinung. Mich haben die vielen Gespräche aufgebaut. Ich habe damals mit so vielen behinderten Menschen gesprochen. Sie haben sich auf den Weg zu mehr Inklusion gewagt. Und sie haben einiges geschafft. Sie und ich haben uns einfach erst mal gefreut. Irgendwie ist‘s uns halt trotz vieler Widerstände gelungen, die Türen von aussondernden Einrichtungen mit all ihren Zwängen ein Stück weit aufzustoßen. Das hat sich ab 2026 und erst recht 2029 aber leider, leider wieder geändert. Erst wurde es in so manchen Behinderteneinrichtungen wieder schwieriger als vorher. Und unter der damaligen rechten Bundesregierung hat sich die Situation ab 2029 noch mehr verschärft. Da wurde alles offensichtlich: Personalmangel, Kürzungen und die unsäglichen Strukturen in Einrichtungen. Da zeigten sich die Freiheitseinschränkungen und Menschenrechtsverletzungen dieses Aussonderungssystems so richtig.“ Katja sprach offensichtlich aus Erfahrung. „Während der Corona-Zeit mussten viele behinderte Menschen ja schon erleben, wie schnell Teilhaberechte über Gebühr eingeschränkt werden können.“

„Und wie wird das heutzutage gesehen?“ Diese Frage musste jetzt noch unbedingt sein.

„Heute sagen mir sogar Leute, die damals eingefleischte Einrichtungsbefürworter waren, dass wir behinderte Menschen nie wieder in solche Situationen bringen dürfen und dass wir alles für echte Inklusion tun müssen. Es ist klar wie Kloßbrühe, wenn behinderte Menschen Teil ihrer Stadt oder Gemeinde, halt mitten in der Gesellschaft präsent sind, kann man ihnen ihre Teilhabe und Menschenrechte nicht ganz so leicht rauben, wie in Einrichtungen fernab der Öffentlichkeit.“

Damit war unsere Energie für diesen Austausch aber endgültig aufgebraucht. Wir verabredeten, uns das nächste Mal mit den sogenannten Ich will raus-Pat*innen zu beschäftigen.

Katja schob noch ihrerseits eine Frage nach. „Und, Ottmar, was bastelst du aus dem heutigen Gespräch?“

Gute Frage, nächste Frage. Ich war selbst noch ratlos, wie ich das Erzählte in den Roman einbauen könnte. Mit zuversichtlichem Ton versprach ich ihnen, die Vorschläge für das erste Kapitel am Wochenende zu mailen.

Zufällige Begegnung

Es gibt keine Zufälle. Diese Weisheit hatte Christof Zickler zwar viele Male gehört und schon selbst in verschiedenen Situationen zitiert. Dass er selbst einmal in einen solch seltsamen Zufall geraten würde, auf den zudem der Spruch ‚Man begegnet sich immer zweimal im Leben‘ passte, hätte er nie gedacht. Die flüchtige Begegnung in seiner Wohneinrichtung mit der Polizistin, die er vor kurzem mit Helen Weber beim Verlassen des Café Charlie gesehen hatte, war für ihn schon ein gewisser Zufall gewesen.

Jetzt auch noch das. Ausgerechnet er musste bei einem Konzert in der Stadthalle neben Helen Weber sitzen. Das forderte ihn

gewaltig heraus. Als er die Karten für das Benefizkonzert gekauft hatte, waren nur noch wenige Plätze verfügbar. Und so hatte er sich zusammen mit einem Kollegen für die Plätze ganz rechts in der zweiten Reihe entschieden. Dieser überließ ihm den Außenplatz. Er nahm ihn gerne. So konnte er seine langen Beine besser ausstrecken. Da war ihm noch nicht bewusst, dass sich neben den Außenplätzen der ersten und zweiten Reihe die Rollstuhlplätze befanden. Und ausgerechnet auf einem dieser Plätze saß nun, man glaubt es kaum, Helen Weber in ihrem Rollstuhl. Direkt neben ihm. Sie war erst kurz vor Beginn des Konzerts mit einer Freundin in den Saal gerollt. Ihre Freundin, auch Rollstuhlfahrerin, saß auf dem Rollstuhlplatz in der ersten Reihe, direkt vor Helen. An Flucht war für Christof Zickler nicht mehr zu denken. Das hätte eine schwer erklärbare Aufmerksamkeit erregt, zumindest bei seinem Kollegen.

„Guten Abend“, begrüßte Helen Weber ihren Platznachbarn in ihrer unbefangenen Art.

Für sie war er ein Unbekannter, den sie noch nie gesehen hatte. Für ihn war Helen Weber jemand, die mittlerweile seine Träume beherrschte, und das in einem sehr anstrengenden Sinne. Ihm blieb nichts anderes übrig als Helen Weber möglichst freundlich zurückzugrüßen. Er schaffte es, sich danach sehr schnell seinem Kollegen zuzuwenden, um jeder weiteren Kommunikation mit Helen Weber aus dem Wege zu gehen.

Seine Flucht nach links nützte ihm, aus seiner Sicht unglücklicherweise, nur kurze Zeit etwas. Helen Weber sprach ihn erneut an und fragte nach, ob er ihr kurz den Programmzettel ausleihen könne. Die Zettel hatten auf den Sitzen aller Zuschauer*innen gelegen. Aber: kein Sitz, kein Zettel. Und so standen den Rollstuhlnutzer*innen keine Programme zur Verfügung.

„Die vergessen uns Rollis immer“, kommentierte Helen ihre Bitte.

„Gerne.“ Christof Zickler bemühte sich erneut um Freundlichkeit und händigte ihr das Programm aus, nicht ohne für sich zu bemerken, dass es sich bei Helen Weber dem Grunde nach um eine freundliche und nette Person zu handeln schien.

Fortan konnte er sich nicht richtig auf das Konzert konzentrieren, obwohl ihm der Musikmix gefiel, den die Künstler*innen für ihr Konzert zugunsten des örtlichen Hospizvereins ausgewählt hatten. Immer wieder blickte er vorsichtig nach rechts zu Helen Weber, die das Konzert sichtlich genoss. Hin und wieder lehnte sie sich nach vorne und tauschte sich kurz mit ihrer Freundin aus. Das Konzert steuerte unaufhaltsam auf die Pause zu. Entsprechend bereitete sich Christof Zickler gedanklich darauf vor, unter dem Vorwand, dringend auf die Toilette zu müssen, schnell entschwinden zu können.

Die Pause begann. Er zwängte sich an Helen Weber vorbei und entschuldigte sich kurz. Auf der Toilette angekommen, nutzte er die Zeit, um in der Kabine kräftig durchzuatmen. Da saß er nun im Konzert neben der Frau, der er Schaden zugefügt hatte. Und die ihm immer wieder in seinen Albträumen erschien. Er hatte es schon mit Schlaftabletten versucht, aber im Schnitt suchten ihn diese Träume trotzdem jede zweite oder dritte Nacht heim.

Nach seiner Toiletten-Durchschnauf-Pause traf er in der Eingangshalle auf seinen Kollegen. Dieses Mal begleitete er diesen sehr gerne nach draußen zum Rauchen. Heute war ihm selbst das egal. Sonst vermied er es als Nichtraucher bei den wie Schlote rauchenden Menschen zu stehen und deren Qualm einzuatmen. Trotz des Rauchs tat ihm die frische Luft gut. Und so konnte er, seine Sinne gut geschärft, wieder zurück in den Konzertsaal. Und neben Helen Weber sitzen. Zwar fragte er seinen

Kollegen noch, ob er nicht den Außenplatz haben wolle, aber der lehnte freundlich ab. Helen Weber stand bereits wieder mit ihrem Rollstuhl auf dem angewiesenen Stellplatz. Als sie beide kommen sah, machte sie ihnen höflich Platz. So kamen sie gut an ihr vorbei und setzten sich auf ihre Plätze.

Er konnte es kaum fassen. Da fing sein Kollege nun ein Gespräch mit Helen Weber darüber an, wie ihr das Konzert gefalle und wie es mit der Barrierefreiheit hier in der Stadthalle bestellt sei. Helen hielt ihre Antworten recht kurz, wollte dann aber doch wissen, warum er einen solchen Blick für Barrierefreiheit habe.

„Christof und ich arbeiten zusammen in einer Wohneinrichtung für Behinderte. Da sind wir es schon gewohnt, mit unseren Bewohner*innen auf die eine oder andere Barriere zu stoßen."

Christof Zickler war beunruhigt. Warum mussten die sich jetzt auch noch darüber austauschen und warum nannte der Kollege ihre Namen. Helen wäre nicht Helen, hätte sie nicht wissen wollen, wie oft die Leute aus dem Wohnheim denn rauskämen, zum Beispiel zu Konzerten wie diesem. Christof Zickler saß zwischen seinem Kollegen und Helen Weber, hielt sich aber komplett aus der Unterhaltung raus.

Sein Kollege erzählte sofort und frei heraus, dass das nur selten der Fall wäre. „Es gibt einfach zu wenig Personal. Und die Kostenträger machen da auch nicht mit."

Zum Glück begann genau an diesem Punkt die zweite Hälfte des Konzertes. Christof Zickler hätte es den beiden zugetraut, sich für einen Besuch von Helen Weber in der Einrichtung zu verabreden, nur um zu schauen, was vielleicht doch in Sachen mehr Teilhabe möglich wäre. Glücklicherweise kehrte Ruhe im Saal ein und er konnte wieder durchatmen.

Obwohl Helen Weber gleich nach dem Konzert mit einem kurzen Abschiedsgruß gemeinsam mit ihrer Freundin davonrollte,

verschwand sie nicht aus seinen Gedanken. Weder an diesem noch an so manch anderen Abenden. Es war eben etwas ganz anderes, jemanden aus der Ferne pauschal zu hassen, oder abends ein paar Stunden neben der Person verbracht zu haben und zu bemerken, dass diese doch eine recht angenehme Ausstrahlung hatte. Er bemerkte, wie sich neben der Ernüchterung bezüglich der Wirkung seines Anschlags weitere Zweifel in seinen Gedanken einnisteten. Wie es langsam begann, ihm leid zu tun, dass er ihr ein solches Leid angetan und fast ihr Leben zerstört hatte.

Ganz anders ging es ihm bezüglich Katja Franke. Er hoffte inständig, dass er dieser nicht über den Weg lief. Er hatte sich diese Woche mal wieder über eine ihrer Aussagen in der Zeitung heftig aufgeregt. „Die spinnt doch. Die macht mich rasend."

Bei seinem Vater lief er mit seinem Ärger komplett ins Leere. „Mensch Junge, lass' die Leute doch in Ruh. Wir müssen ja nicht alles mögen und gutheißen, aber irgendwo haben die auch Recht." Die Worte seines Vaters saßen.

Ihre kurze Diskussion fand während ihres samstäglichen Mittagessens statt. Sein Bruder Ingo war aus der Wohneinrichtung da. Das konnte ihm leider nicht sehr oft ermöglicht werden. In letzter Zeit hatte Ingo wiederholt angedeutet, dass es ihm in der Werkstatt nicht mehr richtig gefalle. Irgendein Betreuer machte ihm anscheinend Stress. Und einer seiner guten Freunde war vor kurzem aus dem Wohnheim ausgezogen.

„Warum kann ich nicht wo anders wohnen und draußen arbeiten?" Mit ‚draußen' meinte Ingo eine Arbeit außerhalb seiner Werkstatt für behinderte Menschen.

Christof Zickler glaubte nicht an große Veränderungen für seinen Bruder. Die Möglichkeiten waren nun einmal begrenzt. Trotzdem, seine Klagen bereiteten ihm zunehmend Sorgen. Denn

so richtig viele Freunde hatte Ingo nicht. Und dass es seinem Bruder gut ging, das war Christof Zickler sehr wichtig.

Viel zu tun für Claudia Liese

Nicht nur Katja, Peter und Helen, sondern auch Claudia hatte in diesen Wochen viel zu tun. Je mehr Überstunden die Juristin der Enthinderungsgruppe in der Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatungsstelle schrubbte, umso mehr vertrieb sie damit ihr schlechtes Gewissen. Es plagte sie noch immer, dass sie zusammen mit Katja Helen überredet hatte, als Studiogast in die Sendung Menschenrechte konkret zu gehen. Dass sie dort bei dem Anschlag fast ihr Leben verloren hatte, war für sie immer noch nicht fassbar. Die nun durch die vielen Anfragen entstandene zusätzliche Arbeit nahm Claudia daher gern auf sich.

Jahrelang hatte sie sich dafür eingesetzt, dass die aus Mitteln des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales geförderte Beratungsstelle möglichst viele behinderte Menschen erreichte. Ihr lagen vor allem behinderte Menschen am Herzen, die inklusiver leben und arbeiten wollten. In den letzten Jahren hatten sie, ihrer Ansicht nach, richtig gute Arbeit geleistet. Inzwischen waren sie weit über die Grenzen ihrer Stadt hinaus bekannt. Sie spezialisierte sich zunehmend auf Menschen, die außerhalb von Sonderstrukturen und selbstbestimmter leben wollen. Ihre Expertise: knifflige juristische Fragen im Zusammenhang mit Persönlichen Budgets und der Durchsetzung von Assistenz. Durch ihre zusätzliche anwaltliche Tätigkeit konnte sie unabhängig von ihrer Beratungsarbeit so manche Erfolge erzielen.

Die mit der umfassenden Berichterstattung über Helen und das Wirken der Enthinderungsgruppe verbundenen zusätzlichen Beratungsanfragen zeigten erste Erfolge. Sie hatte in den Wochen nach dem Anschlag bereits acht behinderten Menschen konkrete

Schritte für ihren Weg aus Wohneinrichtungen aufzeigen können. Und einige waren auf dem Sprung, die Werkstatt zumindest für ein Praktikum zu verlassen. Ihr größter Erfolg: Eine Reihe von Budgets für Arbeit waren endlich bewilligt worden.

Claudias größte Hilfe war das breite Netzwerk, das sie und andere in den letzten Jahren aufgebaut hatten, und das sich in vielerlei Hinsicht bewährt hatte: Die bundesweite Hotline zum Persönlichen Budget und Budget für Arbeit, an der einige Zentren für selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen mitwirkten, war ein wichtiger Tippgeber. Oft half es schon, den Ratsuchenden einen Paragrafen zu nennen und ihnen diesen zu erklären. Damit konnten sich die Leute weiter auf den Weg machen. Ergänzend gab es ein gutes regionales Netz meist selbst behinderter Berater*innen. Auch an sie konnten Leute verwiesen werden. Zusätzlich zur Arbeit in den Beratungsstellen hatten sich Claudia und einige andere Jurist*innen und rechtsbewanderte Berater*innen zu einer juristischen Austauschgruppe zusammengeschlossen. Bei guten Erfolgsaussichten unterstützten sie behinderte Menschen, ihre Rechte einzuklagen. Highlights waren für Claudia aber, wenn Probleme auf dem kleinen Dienstweg, wie sie es nannte, geregelt werden konnten.

Claudia bearbeitete immer wieder Mitarbeiter*innen der Kostenträger, um nach Wegen für eine bessere Teilhabe zu suchen. Also diejenigen, die für die Bearbeitung und die Bescheide von Anträgen zuständig sind. Was anfangs nicht leicht war, funktionierte nun, da die Juristin ein gewisses Renommee hatte, erstaunlich gut. Manchmal war sie selbst überrascht, warum manche Dinge sich plötzlich so einfach regeln ließen, während dies früher fast undenkbar schien. Ein kurzer Draht zu einigen Vorgesetzten der Sachbearbeiter*innen erleichterte zudem die Lösung einer Reihe von Problemen.

Claudia Liese wusste genau, dass ihr kurzer Draht in die Verwaltung nicht daran lag, dass sie eine so nette Person war. Zuweilen war sie anstrengend, das war ihr selbst sehr bewusst. Da machte sie sich keine Illusionen mehr. Die gewachsene Offenheit der Behörden hatte entscheidend damit zu tun, dass sie und andere behinderte Jurist*innen ein aufs andere Mal Recht bekommen hatten. Ihr Rat wurde mittlerweile sogar von der Regierung gesucht.

Oft verließ die blinde Frau erst spät abends ihr Büro.

„Claudia, nimm‘ doch wenigstens ein Taxi, dann musst du nicht mitten in der Nacht durch die Stadt geistern.“

Der Appell ihrer Kolleg*innen verhallte jedoch. Und die Drohung, ihr ein Bett in ihr Büro zu stellen und ihre Wohnung zu kündigen, half auch nicht. Claudia liebte die Ruhe und frische Luft, wenn sie spät abends das Büro verließ. Dabei tastete sie sich mit ihrem Blindenstock behände und gezielt durch die Stadt nach Hause. Zum Glück wurde sie bisher nie angepöbelt oder gar bedroht. Sie war davon überzeugt, dass der Selbstverteidigungskurs, den sie in jungen Jahren absolviert und immer wieder aufgefrischt hatte, ihr wahrscheinlich mächtig Selbstbewusstsein und Sicherheit verlieh. Vielleicht schreckte das schon potenzielle Übeltäter ab. So hoffte sie das zumindest.

An diesem Abend machte sie gegen 23:00 Uhr Schluss. Die letzte Mail war versandt. In ihr ging es um rechtliche Argumentationshilfen für den Kollegen einer anderen Beratungsstelle. Der Kostenträger hatte auf die unverhältnismäßigen Mehrkosten einer ambulanten Unterstützung gegenüber den bisherigen Kosten im Wohnheim verwiesen. Aufgrund dieser Begründung hatte der Kostenträger den Antrag einer behinderten Frau auf Auszug aus der Einrichtung und die Übernahme der Assistenzkosten im ambulanten Bereich abgelehnt.

Claudia schickte ihrem Kollegen einige Formulierungsvorschläge für den Widerspruch. Befreundete Anwält*innen hatten mittlerweile ähnliche Fälle vor Gericht gewonnen. Natürlich rieb Claudia Liese genau diese Erfolge den Vertreter*innen der Kostenträger immer wieder unter die Nase. Schlussendlich konnten dadurch so manche Verhandlungen vor Gericht verhindert werden. Und behinderte Menschen bekamen ihr Recht manchmal schneller als erwartet. Verfahren, die sich zum Teil über mehrere Jahre hinzogen, kannte sie zu Genüge. Und genau deshalb versuchte sie genau solche Verfahren zugunsten der betroffenen behinderten Menschen so weit als möglich zu verhindern.

Ich will raus-Pat*innen

Der nächste und mittlerweile dritte Online-Austausch mit Helen war für mich besonders spannend. Es ging darum, wie die Enthinderungsgruppe es geschafft hatte, ihre Ideen in die Breite zu tragen. Und vor allem, wie behinderte Menschen, die sich klar geäußert hatten, inklusiver und selbstbestimmter leben zu wollen, dabei konkret unterstützt wurden.

Rückmeldungen

Doch zuvor kam für mich ein entscheidender Moment, der für das Wohl und Wehe meiner weiteren Arbeit an dem Roman entscheidend war. In unserer Vorabsprache hatten Katja, Helen und ich festgelegt, locker an die Sache herangehen zu wollen. So weit so gut. Aber ob ich die Erwartungen der Enthinderungsgruppe oder besser gesagt von Helen und Katja erfüllte, das war eine ganz andere Sache.

Die Stunde der Wahrheit nahte, als ich das Online-Treffen eröffnete und Helen die für sie typische „Hallo Ottmar – alles gut bei dir?“ Begrüßungsfrage stellte.

„Ich sitz‘ gerade im Schwarzwald. Da ist es herrlich kühl und nicht so stickig wie in der Stadt. Wie geht es dir, Helen?“

Helen berichtete kurz, wie genervt sie von der Physiotherapie war, die sie aufgrund ihrer Knochenbrüche immer noch machen musste. „Die rauben mir so viel Zeit.“

Ich wollte nicht unhöflich erscheinen, aber ich konnte meine Neugier nicht länger zurückhalten und preschte vor. „Helen, was hältst du von den ersten Kapiteln vom Roman?“

Die kurze Pause, die daraufhin folgte, verunsicherte mich ziemlich. Völlig zu Unrecht – Helen hatte sich zum Glück nur selbst am Computer aus Versehen stumm geschalten. Sie brauchte kurz, ihr Mikrofon wieder freizuschalten. „Sorry.“

Dann legte Helen endlich los. „Katja und ich sind begeistert. Toller Einstieg in den Roman. Ich hab‘ ein paar Ideen für kleine Änderungen. Die kann ich dir wahrscheinlich übermorgen mailen.“

Ich war schon einmal etwas erleichtert. Trotzdem hakte ich nach. „Und was ist mit den anderen Teilen?“

„Von der Sache her hast du den Nagel auf den Kopf getroffen. Man merkt halt, dass du dich gut mit dem Thema auskennst. Aber erinnerst du dich noch ans Schreiben mit Katrin? Wir müssen wieder an einigen Stellen am Text schleifen. Du beschreibst die Dinge einfach zu fachlich. Das müssen du und wir noch etwas besser in ‘ne Romanform bringen. Sonst legen einige Roman-Leser*innen das Buch gleich wieder weg. Wer liest in unserer kurzlebigen Zeit schon gerne komplizierte Sachverhalte? Das langweilt Leute oft. Vor allem, wenn sie bis jetzt wenig mit dem Thema zu tun hatten.“

Mit Helens Kritik konnte ich gut leben. „Genau das hat mich beim Schreiben geplagt. Die Balance zwischen der fiktiven Geschichte des Romans und den realistischen Inhalten, die wir ja

auch vermitteln wollen, hinzubekommen, das ist ein sehr schmaler Grat. Ich seh‘ schon, da müssen wir noch dran feilen. Ihr habt damals Zündeln an den Strukturen einen Reportage-Roman genannt. Jetzt versteh‘ ich, warum ihr das gemacht habt. Sollen wir daran anknüpfen? Schließlich wollen wir ja auch einige Inhalte vermitteln, die anderen in ihrem Wirken für mehr Inklusion hoffentlich helfen können. Und das Wirken eurer Enthinderungsgruppe und eure Geschichten wollen ja auch erzählt werden. Und, wie immer, meine Sätze sind auch noch viel zu lang.“

Ich erntete für meine Ausführungen Helens Zustimmung und versprach, darüber mit Katja zu reden. Danach konnten wir zum Thema übergehen, das wir uns für heute vorgenommen hatten.

Gleich zu Beginn fragte mich Helen, ob es für mich in Ordnung war, wenn sie Claudia Liese, die Juristin der Enthinderungsgruppe, anrief, um sie heute hinzuziehen. „Sie war und ist heute immer noch die treibende Kraft für das Netzwerk der Ich will raus-Pat*innen. Sie kann uns sicher einiges erzählen. Ich habe sie gestern gefragt, ob sie Zeit hat. Wir haben Glück.“

Ich kannte Claudia von einigen Begegnungen und schätzte sie sehr. Da ich mir für diesen Abend nichts anderes vorgenommen hatte, freute ich mich, sie wieder zu treffen. Während Helen sie anrief und ihr die Zugangsdaten mailte, holte ich mir etwas zum Trinken und zum Knabbern. Bei allem, was Claudia vermutlich zu erzählen hatte, würde der Abend sicherlich länger werden.

Erste Pat*innen

Claudia freute sich genauso wie ich, dass wir uns mal wieder trafen, obwohl es nur online war. Das letzte Mal hatten wir bei den Inklusionstagen in Berlin länger zusammengesessen. Beim anschließenden Kneipenbesuch hatte Claudia wie immer viel zu erzählen gehabt. Schließlich hatte sie die Behindertenpolitik der

letzten 20 Jahre nicht nur mitverfolgt, sondern durch ihren juristischen Input immer wieder entscheidend mitgeprägt.

Ich lauschte ihren Erzählungen gerne, da diese oft auch lustige Aspekte enthielten. So trocken, wie manche behaupteten, war diese Topjuristin gar nicht. Heute Abend gab es für mich mächtig viel zu lauschen. Schon bei meiner Frage, wie das damals mit den Pat*innen losgegangen war, startete Claudia sofort durch.

„Du musst wissen, der Anstoß für unsere erste Patin kam damals von außen. Zuvor hatten wir in der Enthinderungsgruppe entschieden, uns auf diejenigen zu konzentrieren, die klar und deutlich signalisierten, dass sie ihr Leben verändern wollen. Aber wir hatten dafür noch keinen Plan. Das war so Mitte 2025. Kurz darauf rief eine Beraterin aus Bayern bei mir an."

„Ausgerechnet aus Bayern?" warf ich ein und unterbrach Claudias Redefluss.

„Oh ja! Bayern spielte ab da eine wichtige Rolle in der Entwicklung. Damals wurde dort alles als Inklusion verkauft, sogar die schlimmsten Sondereinrichtungen. Das war furchtbar."

„Ich erinnere mich. Der Spruch der Landesregierung war, dass Werkstätten Teil eines inklusiven Arbeitsmarktes seien. Glaubst du's? Die hab'n deren Definition von Inklusion immer wieder als Argument gegen Veränderungen angeführt." Helen wurde es bei ihrem Einwurf wieder ganz schummrig vor Ärger. „Aber zurück zu unsrer ersten Ich will raus-Patin", gab sie das Wort an Claudia zurück.

„Ach ja." Claudia nahm Claudia den Faden wieder auf. „Unsere erste Anfragende rief aus einer Beratungsstelle in Bayern an. Sie schilderte mir die Geschichte einer behinderten Frau, die unbedingt aus der Werkstatt für behinderte Menschen raus wollte. Sie wusste nicht, wie sie die Frau gut unterstützen konnte, damit dies möglich wurde. Ich wollte ihr wie gewohnt die verschiedenen

zentralen Paragrafen dazu runterbeten. Zum Glück kriegte ich die Kurve. Stattdessen erzählte ich ihr kurz, wie es Helen und einigen anderen gelungen war, den Weg aus der Werkstatt auf den allgemeinen Arbeitsmarkt zu schaffen.“

„Mensch Claudia, da übertreibst du aber. So kurz war das, was du ihr erzählt hast, bestimmt nicht“, warf Helen schmunzelnd ein.

„Na gut, einigermaßen kurz. Ich schilderte ihr auf jeden Fall, wie das bei uns gelaufen war.“ Da war sie wieder, die ausschweifende Claudia. Sie begann detailliert zu erzählen, wie es gewesen war. „Die Beraterin war vom Budget für Arbeit als Lohnkostenzuschuss angetan. Dass man den Job aber selbst finden musste, das hat sie eindeutig überfordert. Also haben wir zusammen überlegt, welche Möglichkeiten sie als Beraterin hatte. Ich hab‘ ihr ausführlich erklärt, wie wichtig örtliche Netzwerke sind. Das war der Schlüssel. Dabei fiel ihr eine Bekannte ein, die die Ruhe weghabe, recht gewissenhaft wäre und der Inklusion wichtig sei. Wenn ich mich richtig erinnere, hieß die Bekannte Andrea.“ Claudia war im Redefluss. „Ich hab‘ der Beraterin dann vorgeschlagen, die Bekannte zu fragen, ob sie nicht ‘ne Art Patenschaft übernehmen kann. Sie könnte die Frau auf deren Weg aus der Werkstatt unterstützen und mit anderen vernetzen. Aber da hab‘ ich nicht drüber nachgedacht, dass die Idee von Pat*innen für uns SO wichtig werden würde. Ab da haben wir immer wieder von Pat*innen gesprochen. “

So einfach können große Ideen und Bewegungen also entstehen, dachte ich für mich und nutzte Claudias Redepause, um mich aktiv einzubringen. „Und, hat es die Frau dann geschafft?“

„Na ja, anfangs war’s ehrlich gesagt schon holprig. Niemand wusste so recht, was und wie man’s genau schaffen würde. Wir haben also erst mal geschaut, ob die Frau aus der Werkstatt und die Patin matchten, wie wir das damals schick nannten. Die zwei

haben Gott sei Dank gut zusammengepasst. Das hab'n wir gleich nach dem ersten Treffen gemerkt. Dann kam die große Herausforderung: 'nen Job zu finden. Da war die Beraterin wieder super. Diese hat das Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung ins Spiel gebracht. Keiner wusste ja so richtig, welche Stärken und Interessen die behinderte Frau mitbrachte. Und was sie sich wünschte, wo sie gerne arbeiten wollte."

Claudia machte eine kurze Verschnaufpause. Wir sahen, dass sie etwas trank, dann fuhr sie fort. „Als es später darum ging, wie das mit dem Budget für Arbeit genau funktioniert, da hat mich ihre Patin Andrea angerufen. Das war okay für mich. Da kannte ich das schon. Ich hatte zu dem Zeitpunkt schon mit drei weiteren Patinnen zu tun. Alles Frauen. Ich habe die dann irgendwann miteinander vernetzt. Lange Rede kurzer Sinn. Die Frau aus der Werkstatt hat mit der Unterstützung eines Cousins einer Freundin einer Freundin von Andrea, oder irgendwie so, tatsächlich eine Praktikumsstelle gefunden. Knapp ein Jahr später hat sie ihren ersten richtigen Arbeitsvertrag unterschrieben. Das Budget für Arbeit hat ihr zu 'nem richtigen Job verholfen."

„Das war damals 'ne Initialzündung. Wir waren alle unheimlich stolz, alle Beteiligten. Aber besonders die Frau, die aus der Werkstatt raus konnte, selbst. Ich glaube, die heißt Friederike. Wir haben darüber immer wieder berichtet, so dass bei uns und in anderen Ecken Deutschlands auch Patenschaften entstanden sind. Irgendwann, ich weiß gar nicht mehr genau wann, hab'n wir regelmäßige Online-Austauschtreffen für Pat*innen angeboten. Das war anfangs bombig. Ein richtiges Feuerwerk an Energie. Und dann hat sich gleichzeitig auch noch das Netzwerk behinderter Menschen, die es auf den allgemeinen Arbeitsmarkt geschafft hatten, gegründet. Die wollten andere mit ihren Erfahrungen

unterstützen.“ Helen ließ es sich nach Claudias langer Geschichtserzählung nicht nehmen, diesen Aspekt zu ergänzen.

Schlüssel zum Erfolg

„Was waren denn Schlüssel für den Erfolg der Pat*innen?“ Meine Neugier war geweckt.

„Friederike hat mir später mal erzählt, wie wichtig ihre Patin für sie war. Endlich eine Ansprechpartnerin von außerhalb der Werkstatt zu haben, die sie unabhängig und in ihrem Sinne unterstützt hat. In der Werkstatt war sie immer wieder auf Granit gestoßen. Dauernd hatte man ihr erzählt, dass das alles nicht ginge. Alle, fast alle, haben ihren Wunsch nach einem Job außerhalb der Werkstatt ignoriert. Sie hat nur einmal ein ganz kurzes Praktikum machen können. Aber ohne gute Unterstützung. Die Werkstatt wollte Friederike nicht gehen lassen. Sie war so was wie ein Goldesel für sie. Sie konnte richtig gut arbeiten“, berichtete Helen.

„Goldesel? Helen, was meinst du damit?“, bohrte ich nach.

„Für jede behinderte Person in der Werkstatt fließt gutes Geld vom Träger der Eingliederungshilfe. Warum sollen die dann jemandem ernsthaft zu einem richtigen Job verhelfen?“. Claudia war mit ihrer Antwort schneller.

„Aber die haben doch auch viele Leute auf ausgelagerten Arbeitsplätzen beschäftigt, oder?“

Mein Einwand zog wieder einmal etwas längere Ausführungen von Claudia nach sich. Kurzzusammenfassung: Werkstätten erhielten für die Beschäftigung behinderter Menschen auf ausgelagerten Arbeitsplätzen weiterhin Geld vom Kostenträger. Außerdem zahlten die Betriebe in der Regel zusätzlich Geld an die Werkstatt. Auf der Strecke blieben Claudias Ansicht nach wieder einmal behinderte Menschen. Sie arbeiteten zum Teil ewig auf solchen Arbeitsplätzen. Oft gingen sie nur mit 200 bis 400 Euro

Werkstattentgelt nach Hause. Das war immer noch viel weniger als der Mindestlohn. Und die Werkstatt machte den Reibach, dabei mussten sie gar nicht so viel für die Leute tun.

„Alle reiben sich die Hände. Aber kaum jemand denkt daran, was das für behinderte Menschen bedeutet. Die sind oft weiter auf Grundsicherung angewiesen. Weil sie wenig Geld bekommen, müssen weiter zum Amt und sich dort sozusagen nackig machen, was ihre Finanzen angeht. Dabei arbeiten sie hart. Locker 30 bis 35 Stunden die Woche. Trotzdem sind sie weiterhin von der Werkstatt und der Grundsicherung abhängig."

Ich bemerkte, wie das Thema Helen bei ihren Ausführungen in Wallung brachte. Sie hatte offensichtlich eigene Erfahrungen gemacht. Trotz allem blieb sie fokussiert und lenkte die Diskussion auf die Ursprungsfrage nach den Schlüsseln zum Erfolg der Pat*innen zurück. Sie bekräftigte noch einmal den Punkt der Unabhängigkeit. „Für Friederike war's unheimlich wichtig, 'ne unabhängige Unterstützung außerhalb der Werkstatt zu bekommen. Die hat ihr so richtig auf ihrem Weg zur Inklusion auf den Arbeitsmarkt geholfen."

„Gab es denn in den Werkstätten gar keine Unterstützung?" hakte ich bei Helen nach.

„Doch schon. Zum Glück gab's schon immer und auch damals einige engagierte Werkstätten. Oder besser gesagt, engagierte Menschen in Werkstätten. Die waren zum Teil richtig dufte Partner*innen, um was zu verändern. Aber manchmal waren die nur kurz dabei. Oder das Pendel hat dann in manchen Werkstätten wieder in die andere Richtung ausgeschlagen. Wir mussten immer total kritisch draufschauen, ob und was sich für die betroffenen Menschen wirklich verbessert hat."

Die nächste Erinnerung brachte erneut Claudia ein. „Es gab noch einen wichtigen Schlüssel. In der Zeit ging es politisch

langsam den Bach runter. Eine Reihe von aktiven Menschen erkannten, dass wir alle ein gutes Netzwerk brauchten, damit behinderte Menschen auf ihrem Weg zu mehr Inklusion wirklich und ganz praktisch unterstützt wurden. Ottmar, da kam unsere Idee mit den Pat*innen grad recht. Wir waren zu der Zeit heftig frustriert. Die Exklusionsstrukturen waren so verdammt beharrlich. Ständig wurden neue Förderschulen, Werkstätten und Wohnheime gefördert und gebaut. Dabei hätte das Sondergedöns laut UN-Behindertenrechtskonvention Schritt für Schritt verändert und abgebaut werden müssen. Zugunsten inklusiver Angebote. Also sind wir aktiv geworden. Und wir hatten richtig gute Begründungen. Wir wollten eben bei den behinderten Menschen anfangen, die sich tatsächlich verändern wollten. Wir haben konkrete Zeichen gesetzt. Wir haben anderen Mut gemacht. Wir konnten gelungene Beispiele vorweisen. Zum Teil war das echt cool!“

Damit setzte Claudia erst einmal einen Punkt, oder vielmehr ein sprachliches Ausrufezeichen.

„Wer ist damals Ich will raus-Pat*in geworden?“

Bevor Helen antworten konnte, war Claudia bereits wieder am Berichten. „Am Anfang halt die üblichen Verdächtigen. Sie kamen aus dem sozialen Bereich. Oder sie hatten schon viel mit dem Thema Behinderung zu tun. Das tolle war, dass wir mit der Zeit mehr Menschen aus verschiedenen Netzwerken vor Ort erreicht haben. Die meisten hatten vorher noch gar nichts mit behinderten Menschen zu tun gehabt. Als die dann aber verstanden haben, was wir mit Inklusion wirklich meinten, waren sie meist effektiver als unser einer.“

Claudia war nicht zu bremsen und fuhr fast ohne Punkt und Komma fort. „Sie kannten einfach viele Leute, an die wir kaum rankamen, also ihre Vermieter*innen, Arbeitgeber*innen,

Kolleg*innen. Oder sie waren mit Leuten befreundet, die in verschiedenen Ämtern arbeiteten. Zum Teil, wenn die Chemie zwischen den Pat*innen und den behinderten Menschen stimmte, entstanden richtige Freundschaften. Die Leute entdeckten zum Teil gemeinsame Hobbies oder Interessen. Die einen gingen beispielsweise zusammen ins Stadion oder auf Konzerte, andere zusammen spazieren. Das mit den Pat*innen hat echt Türen geöffnet. Und noch was: Irgendwie ist dabei fast so was wie eine gewisse Normalität an diesen Wohnorten angekommen. So, wie man sich Inklusion halt vorstellt."

„Stopp. So weit so gut, aber das klingt mir doch zu sehr nach einem Märchen." Ich musste Claudia an dieser Stelle einfach unterbrechen. „Das ging doch bestimmt nicht alles von selbst?"

„Ne, ganz und gar nicht ...", ergriff Helen das Wort – und wurde erneut von Claudia übertönt.

„Wir haben da mächtig viel Arbeit reingesteckt und sind auch heute noch über beide Ohren drin verstrickt. Zum Glück im Positiven. Wir haben Online-Schulungen über gute Patenschaften angeboten, regelmäßige Austauschtreffen organisiert. Dabei haben wir über Erfolge und Probleme gesprochen. Die Geschichten der behinderten Menschen selbst waren dabei das Salz in der Suppe. So haben wir alle gelernt, was ihnen geholfen hat und was für sie wichtig ist. Glaub' mir, wir mussten unseren Zeigefinger zum Glück gar nicht so oft erheben. Obwohl, manchmal waren die Diskussionen mit den Pat*innen zuweilen doch etwas schräg."

„... vergiss nicht deine rechtliche Beratung, Claudia." Helen versuchte, sich wieder einzubringen.

„Stimmt. Da hatte und hat unser Netzwerk von Berater*innen und Jurist*innen bis heute alle Hände voll zu tun. Einige Musterprozesse, die wir zum Glück fast alle gewonnen haben. Wir haben uns immer auf die UN-Behindertenrechtskonvention und zum

Teil auf das Benachteiligungsverbot behinderter Menschen in Artikel 3 des Grundgesetzes berufen. Die Prozesse haben uns zusätzlichen Rückenwind gegeben.“ Claudia war bei ihren Ausführungen wieder ganz Juristin.

„Ich selbst habe in den 2020ern ein Projekt mit dem Titel Gute Nachrichten zur Inklusion geleitet. Da habe ich immer wieder über die Erfolge von einzelnen behinderten Menschen berichtet. Ich weiß gut, wovon ihr redet.“ Ich war froh, dass wir das Online-Gespräch aufzeichneten, denn ich wurde langsam müde. Ich wollte aber noch wissen, wie das mit den Pat*innen weiterging.

„Wir haben zum Glück auch viele behinderte Menschen gewonnen. Sie waren bereit, über ihre eigenen Erfahrungen zu berichten. Der entscheidende Schlüssel für den flächendeckenden Aufbau des Pat*innen-System war wahrscheinlich, dass immer mehr aktive Inklusions-Akteur*innen erkannt haben, dass wir etwas ganz Konkretes für behinderte Menschen tun und zusammenarbeiten mussten. Nur so sind wir gemeinsam vorangekommen.“ Claudias Stimme klang stolz.

„Jetzt, gut zehn Jahre später, haben wir ein Netzwerk von weit über 5.000 Pat*innen. Die sind mehr oder weniger aktiv, aber sie sind ansprechbar. Zusammen mit den vielen behinderten Menschen haben wir so manche Tür hin zur Inklusion und mehr Selbstbestimmung geöffnet. Viele haben erst nach 2026 gemerkt, wie wichtig Zusammenarbeit ist. Damals wurden die politischen Zeiten nämlich immer schwieriger“, ergänzte Helen die Ausführungen von Claudia.

Das mit den schwieriger gewordenen Zeiten war ein gutes Stichwort für mich, das Ende unseres Online-Treffens einzuleiten und einen Vorschlag für den nächsten Austausch zu machen.

„Ihr habt schon öfter angedeutet, dass die politischen Zeiten damals schlechter geworden sind. Ich habe das selbst auch

miterlebt. Und miterlitten. Helen, wollen wir beim nächsten Mal eine langjährige Aktivistin der Behindertenbewegung dazuholen, die hier aktiv mitgemischt hat? Und ein Elefantengedächtnis hat. Ist das Okay?“

„Wer soll das denn sein?“ Helen rätselte.

„Lass dich einfach mal überraschen. Sie ist schon älter. Hoffentlich kann ich sie dazu bewegen, das nächste Mal dazuzukommen.“ Ich ließ ihre Frage unbeantwortet. Jetzt wollte ich Helen einmal überraschen.

„Claudia, ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll. Großartig, dass du heute dabei warst. Du hast mir richtig viele Einblicke in dein und euer Wirken gegeben. DANKE!“

„Vorschlag: Lad‘ mich zu einem leckeren Getränk ein, wenn wir uns mal wieder live treffen.“

„Gerne. Spätestens bei der Buchpräsentation. Gute Nacht ihr Lieben.“

Ich war müde und bereit für meinen Feierabend auf dem Sofa.

Verdachtsmomente

Franziska Kurz hatte ihren Aufenthalt in Helen Webers Heimatstadt um einen Tag verlängert. Ihre innere Stimme hatte nämlich leise versucht, sich Gehör zu verschaffen. Zwar verstand die Ermittlerin noch nicht, was ihr diese Stimme, die sie von anderen Fällen kannte, sagen wollte. Aber sie wollte ihr definitiv etwas mitteilen, sie auf einen Aspekt hinweisen oder sie warnen. Was genau es war, konnte die Ermittlerin aber noch nicht deuten.

Nun, da sie darüber nachdachte, hatte dieses Gefühl, diese Stimme, beim Gespräch mit der Leiterin des Wohnheims angefangen, sich Gehör zu verschaffen. Ihr kam das Gespräch von Anfang an zu glatt vor. Die Frau gab sich übertrieben freundlich und

selbstsicher. Und irgendwie erschien Franziska Kurz das überschwängliche Mitleid der Leiterin mit Helen Weber gekünstelt.

„Warum leben immer noch so viele behinderte Menschen in der Wohneinrichtung? Die UN-Behindertenrechtskonvention sieht doch ein Leben mitten in der Gemeinde vor?“

Franziska Kurz‘ Fragen schienen zu sitzen. Von einer Sekunde auf die nächste war es mit der Sicherheit der Einrichtungsleiterin vorbei. Ihr Redefluss geriet ins Stocken. Und zwar so richtig.

Helen Weber hatte Franziska Kurz gegenüber immer wieder die Menschenrechtskonvention der Vereinten Nationen erwähnt und sich darüber geärgert, dass sich in ihrer Stadt kaum jemand darum schere. Die Ermittlerin hatte, ganz Polizistin, versucht zu recherchieren und schnell eine Reihe kritischer Berichte und Kommentare zum Beharrungsvermögen traditioneller Behinderteneinrichtungen gefunden. Hauptkritikpunkt: Diese setzen weiterhin auf Aussonderung. Mit der Aussonderung behinderter Menschen kannte sich die Ermittlerin nicht aus, weshalb sie sich als Einstieg für ihre Gespräche einige Fragen rund um die Behindertenrechtskonvention zurechtlegen musste. Die Reaktion der Einrichtungsleiterin gab ihr Recht. Ihre Fragen triggerten die Frau eindeutig. Kurz wurde klar: sie musste wohl tatsächlich weitere Gespräche mit anderen Akteur*innen in der Stadt führen.

„Wir machen hier in unserer Einrichtung einen wichtigen Job. Viele behinderte Menschen können gar nicht allein wohnen. Sie brauchen viel Hilfe und den Leuten gefällt es hier“, hatte sich die Leiterin der Einrichtung bezüglich ihrer Frage gerechtfertigt.

Als sie gemeinsam einen kleinen Rundgang durch das große Haus machten, das offiziell als besondere Wohnform bezeichnet wurde, hinterfragte sich die Ermittlerin immer wieder, ob sie selbst hier leben wollte. Und genau das fragte sie am Ende auch die Einrichtungsleitung. Diese geriet erneut ins Schwimmen.

„Das kann ich nicht so einfach beantworten. Und vergleichen. Das ist doch eine besondere Situation. Früher, da hatten die Bewohner gar keine Wahl. Denen blieb nur die Unterstützung im Elternhaus. Früher waren das riesige Heime auf großen Geländen. Das ist jetzt alles viel besser. Es ist so gut, dass es uns gibt.“

Nach längerem Schweigen, unter dem strengen Blick der Polizistin, der die Einrichtungsleiterin zu durchbohren schien, beantwortete sie endlich die gestellte Frage. „Nein“. Ihre Stimme war leise, die Antwort kam ihr fast schon kleinlaut über die Lippen.

Hätte Franziska Kurz nicht selbst die Enge und Tristesse der Einrichtung erlebt und ein Gespräch mit einem Bewohner geführt, der ihr erzählte, dass er gerne mehr raus wollte, hätte die Ermittlerin den anfänglich überschwänglichen Beschreibungen der Einrichtungsleiterin wahrscheinlich vorbehaltlos zugestimmt. Jetzt aber konnte sie sich vorstellen, dass Helen Weber mit ihrem Befreiungskampf, wie sie ihn genannt hatte, einer solchen Einrichtung ein Dorn im Auge sein konnte. Trotzdem, diese Leiterin hatte bestimmt keinen Anschlag verübt, das war Franziska Kurz nach ihrem Gespräch klar. Und so führten sie ihre Gedanken zu weiteren Gesprächen in diese Richtung. Falls sie mehr erfahren wollte, hatte Helen Weber der Ermittlerin aus den Reihen der Enthinderungsgruppe Katja Franke als Gesprächspartnerin genannt.

Heute, nun wieder in Zivil, hatten sich die beiden Frauen für 16:15 Uhr, nach Katja Frankes Dienstschluss, in einem Café an der Uni verabredet. Katjas Begrüßung war wie immer überschwänglich. Sie platzte fast vor Neugier und legte gleich los:

„Gibt’s schon Ermittlungserfolge?“

Das musste die Ermittlerin leider und wahrheitsgemäß verneinen. „Wir tappen immer noch im Dunkeln und sind für jede Spur dankbar.“

„Und solche Spuren suchen Sie ausgerechnet hier bei uns vor Ort? Der Anschlag war doch in Berlin?!“ Katja konnte sich die Zusammenhänge nicht wirklich erklären.

„Genau deshalb wollte ich mit Ihnen reden. Helen Weber hat Sie mir empfohlen.“

„Hm, ob ich da was beitragen kann?“

Franziska Kurz stieg mit den klassischen Fragen einer Ermittlerin ein, zum Beispiel ob sich Katja Franke vorstellen könne, dass Helen irgendwelche Feinde habe, die zu solch einer Tat fähig wären.

„Helen ist so nett zu allen. Sie ist doch eine Herzensfängerin. Das kann ich mir nur schwer vorstellen. Dass MICH so manche hier in der Stadt hassen, das kann ich mir dagegen sehr gut vorstellen. Aber doch nicht Helen.“ Katja Frankes Feststellung machten die Ermittlerin hellhörig.

„Sie waren von dem Anschlag doch gar nicht betroffen. Welche Feinde haben Sie denn?“ Franziska Kurz‘ Frage kam frei heraus.

„Oh je.“ Katja, die Aktivistin der Enthinderungsgruppe, holte Luft. „Ich nehm‘ halt kein Blatt vor den Mund. Vor allem wenn ich Ungerechtigkeiten sehe. Da kann ich nicht einfach in das verbreitete Rechtfertigungskonzert einstimmen und die Situation beschönigen. Wer sich ernsthaft mit den vielen, vielen Menschenrechtsverletzungen gegenüber behinderten Menschen befasst, der kann doch nicht wirklich ruhig bleiben. Ich auf jeden Fall nicht. Wissen Sie, es gibt so viele Menschen, die mit diesem Aussonderungssystem behinderter Menschen bestens leben – und das dann auch noch mit ihrem unsäglichen Wohltätigkeitsgetue ummanteln. Ich könnt‘ manchmal echt Kotzen.“ Katja Franke, die engagierte Rollstuhlnutzerin, brachte ihre Emotionen authentisch und ohne Umschweife auf den Punkt.

„Na klar, kein Wunder, dass Sie nicht nur Freunde in der Stadt haben. Wem haben Sie ihre ungeschminkte Sicht der Dinge denn so wie mir vor den Latz geknallt? Wer wäre bereit, Ihnen Schaden zuzufügen?“, interessierte sich die Ermittlerin. Ganz professionell stellte sie sich schnell auf Katja Frankes Sprachgebrauch ein.

„Ob die mir wirklich Schaden zufügen würden? Ich weiß nicht richtig. Ich will ja niemanden beschuldigen. Gründe gibt‘s aber schon. Wir spucken denen doch dauernd in die Suppe. Und wir hab‘n die inzwischen auch richtig Geld gekostet.“

Franziska Kurz musste über Katja Frankes Aussage nachdenken, schrieb etwas in ihr Notizbuch und hakte nach. „Wie meinen Sie das, Geld gekostet?“

„Na ja, denen ist von den Kostenträgern einiges an Geld entgangen. Zum Beispiel Eingliederungshilfe. Dazu haben wir auch was beigetragen. Aber dazu müsste ich weiter ausholen. Okay?“

Nach einem Nicken der Ermittlerin fuhr Katja fort. „Die tun ja nicht nur Gutes in ihren Einrichtungen. So, wie die oft behaupten. Die bekommen dafür richtig Geld und die Leitungen recht gute Gehälter. Sie kennen vielleicht die vielen Diskussionen über die Eigenbeteiligung an den Heimplatzkosten in Pflegeheimen für ältere Menschen. Für so einen Platz in der Werkstatt für behinderte Menschen oder im Wohnheim fließen auch jährlich locker an die 20.000 Euro und mehr in die Kassen der Einrichtungsträger.“

Katja Franke war deutlich anzumerken, dass sie das Thema erregte. Sie holte etwas Luft und fuhr fort: „Wenn wir nun daherkommen und behinderten Menschen helfen, aus der Wohneinrichtung auszuziehen oder die Werkstatt für einen Arbeitsplatz auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu verlassen, dann verlieren die reales Geld. Und das Geld fehlt ihnen natürlich für die Bezahlung der Betreuungskräfte, die oft auch noch bescheiden bezahlt werden. Und es fehlt ihnen für andere Investitionen. Das tut den

Einrichtungsbetreibern richtig weh. Aber ganz ehrlich, im Sinne der Umsteuerung für ein Leben behinderter Menschen mitten in der Gesellschaft ist das genau der richtige Weg. Wir finden, dass das Geld für echte Inklusion eingesetzt werden muss. Würde man das ernsthaft umsetzen, käme schön was zusammen, wenn man mal hochrechnet, wieviel Geld da allein in einem Jahr nicht mehr an die Einrichtungsbetreiber fließen würde."

„Wissen Sie, ob Leute aus solchen Einrichtungen deshalb schon ihren Job verloren haben?"

„Na klar hat sich da was verändert. Früher waren die Einrichtungen recht findig. Sie haben immer wieder neue Leute in ihre Wohnheime und Werkstätten gezogen. Aber das ist in den letzten Jahren schwieriger geworden. Die meisten, die heute nicht mehr in Behinderteneinrichtungen arbeiten, haben andere Jobs gefunden. Die meisten behinderten Menschen brauchen so oder so weiter Unterstützung. Eben nur zu Hause oder am Arbeitsplatz, also ambulant, und nicht mehr in Einrichtungen. Und dann gab's auch einige Mitarbeiter*innen, die nicht beweglich genug waren. Sie wollten oder konnten sich den neuen Verhältnissen und den neuen Rollen nicht anpassen. Ich kenn' da einige, die mussten sich völlig umorientieren. Oder die sind heute noch arbeitslos." Katja Franke fiel es sichtlich schwer, dieses umfassende Thema kurz zusammenzufassen.

Trotzdem, schon diese Informationen gaben Franziska Kurz weiteren Stoff zum Nachdenken. Ihr war bewusst, dass es richtig aufwändig werden könnte, all diejenigen, die die Einrichtungen als Beschäftigte verlassen hatten oder verlassen mussten, zu durchleuchten. Trotzdem, das könnte eine Spur sein. Vielleicht war einer der Mitarbeiter*innen der Behinderteneinrichtungen, die ihren Job verloren hatten oder Gefahr liefen, diesen zu verlieren, der Drahtzieher des Anschlags.

Katja Franke wollte und konnte keine konkreten Personen nennen, die ihr vielleicht bedrohlich werden könnten. Und so kam das Gespräch bald zu seinem Ende.

„Und Ihnen fällt wirklich niemand ein, der oder die Helen Weber nach dem Leben trachten könnte?“, versuchte es die Ermittlerin beim Verlassen des Cafés erneut.

Als diese Frage unbeantwortet blieb, gab Franziska Kurz Katja Franke ihre Visitenkarte und verabschiedete sich.

Das Gespräch mit Katja Franke hatte die Ermittlerin auf neue Gedanken gebracht. Dass es bei dieser Angelegenheit um Geld oder einen verlorenen Arbeitsplatz gehen könnte, gab den Ermittlungen eine neue Wendung. Das blieb aber alles noch sehr vage. Ihre Ermittlungen in der Werkstatt für behinderte Menschen, der sie einen Besuch abgestattet hatte, als auch an einer örtlichen Förderschule brachten keine weiteren Erkenntnisse. Außer ihrer nun neuen Wahrnehmung, dass diese Akteur*innen nicht von dem profitieren, was die Enthinderungsgruppe, allen voran Katja Franke und Helen Weber, vertraten.

All das erinnerte Franziska Kurz ein wenig an den endgültigen Atomausstieg, nach der Katastrophe in Fukushima. Die Stilllegung der Atomkraftwerke hatte damals bei denjenigen, die bisher Gewinne eingestrichen hatten oder bei denen die Gefahr bestand, ihren Job zu verlieren, keine Freude, sondern erhebliche Lobbyarbeit und Widerstände ausgelöst. Franziska Kurz war das Geflecht verschiedener Interessen in der Behindertenhilfe nach wie vor jedoch ein Rätsel. Sie hatte sich vorher nie Gedanken darüber gemacht. Für sie waren die Mitarbeiter*innen der Behinderteneinrichtungen in erster Linie Menschen, die anderen halfen und dabei Jobs ausübten, die sie selbst vermutlich nicht gut und schon gar nicht gern machen würde.

Sie verfügte bisher also über ein wohlwollendes Nichtwissen über das Thema Behindertenhilfe, und war insgeheim froh, nichts damit zu tun zu haben. Das änderte sich mit ihren Recherchen nun merklich. Sie vermutete eine Spur, hatte aber immer noch keine konkreten Verdachtsmomente. So fuhr sie, außer mit ihren Eindrücken und Fragen im Gepäck, mit leeren Händen zurück zu ihren Kolleg*innen nach Berlin.

Herausforderungen mit dem Rechtsruck

Für unseren heutigen Austausch hatten Helen und ich vereinbart, über die politische Entwicklung der letzten Jahre zu sprechen, vor allem, was sie für die Enthinderungsgruppe bedeutete.

Anfangs waren Helen und ich noch allein in unserem Online-Raum. „Danke für deine guten Verbesserungsvorschläge für meine Texte. Du hast wirklich ein super Gespür dafür, was unsere Leser*innen interessieren könnte – und was nicht."

„Gerne. Aber jetzt bin ich echt gespannt, wen du für heute eingeladen hast. Du hast das letzte Mal so geheimnisvoll getan." Wieder einmal gelang es Helen damit meisterinnenhaft, erfolgreich von meinem Lob abzulenken. Es fiel ihr nach so vielen Jahren Engagement noch immer schwer, Lob für ihre Aktivitäten annehmen zu können.

Ich kam nicht mehr dazu, ihre Frage zu beantworten. Schon klang ein freudiges „Hallo" an unsere Ohren und Sigrid Arnade tauchte auf dem Bildschirm auf. Helen kannte sie, wenn auch aus der Ferne, und so antworteten wir fast im Chor. „Hi Sigi."

Ich legte flink nach: „Schön, dass du es dir einrichten konntest, heute Abend mit uns über die Vergangenheit und die politischen Herausforderungen der letzten Jahre zu reden."

„Immer gern. Eigentlich rede ich viel lieber über Erfolge. Dunkle Zeiten hatten wir in den letzten Jahren zur Genüge."

Sigrid Arnade war mittlerweile 77 Jahre alt und immer noch eine aktive Galionsfigur der Behindertenbewegung. Sie war vor allem eine unermüdliche Streiterin für die Rechte behinderter Frauen. Obwohl sie vor fast 15 Jahren offiziell in Rente gegangen war, nachdem sie längere Zeit als Geschäftsführerin des Behindertenverbands Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland und als Journalistin gearbeitet hatte, minderte das ihr Engagement nicht sonderlich.

Selbst in ihrem Un-Ruhestand engagierte sie sich nach wie vor im Sprecher*innen-Rat des Deutschen Behindertenrats und fungierte als Sprecherin der LIGA Selbstvertretung. Seit die Rollstuhlnutzerin in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts begonnen hatte, journalistisch zu arbeiten und mit der Behindertenbewegung in Kontakt kam, konnte sie – bis heute – nicht mehr von dieser lassen. Und das war auch gut so. Gut war aber auch, dass sie sich inzwischen endlich mehr Auszeiten gönnte. Schließlich war eines der großen Hobbies der gelernten Tierärztin, die, wie sie zu sagen pflegte, „keine Angst vor großen Tieren“ hatte, zu Reisen.

„Okay Sigi, dann also zuerst kurz was zu Erfolgen. Zum Glück habt ihr über die Jahrzehnte hinweg einiges erreicht. Schließlich warst du bei vielen Verhandlungen in New York dabei, als die UN-Behindertenrechtskonvention erarbeitet wurde. Das können wir heute noch immer nicht genug würdigen.“

Vorsichtig, aber bestimmt versuchte ich, das Gespräch in Richtung Politik zu lenken. „Katja und Helen haben bei unseren Treffen den Rechtsruck und die großen Herausforderungen, den dieser für die Behindertenpolitik gebracht hat, erwähnt. Wir würden dieser Entwicklung heute gerne auf den Grund gehen.“

Sigi legte sofort los. „Ottmar und Helen, ihr wisst ja selbst, wie wir damals kämpfen mussten. Als wir 2025 zum Beispiel die

Initiative Krüppel gegen Rechts ins Leben gerufen haben. Da hatten wir viele intensive Diskussionen."

„Ich erinnere mich noch gut. Der Begriff Krüppel, der hat manche damals richtig herausgefordert. Aber diese Diskussionen waren wichtig. Damit wurde ungeschminkt an das immer noch weit verbreitete Menschenbild über behinderte Menschen und die vielen Menschenrechtsverletzungen erinnert", warf ich ein.

„Spätestens 2025, nachdem Donald Trump wieder US-Präsident war und sein Unwesen unter anderem gegen Diversität, Gleichstellung und Inklusion trieb, war einigen von uns schnell klar, was auch auf uns in Deutschland zukommen könnte." Sigrid Arnade war im Flow. „Wie gut, dass es da noch keine Regierungen auf Bundes- und Landesebene mit AfD-Beteiligung gab. Leider haben sich die anderen Koalitionen meist miteinander schwergetan und waren nur eingeschränkt handlungsfähig, wie zum Beispiel die Ampel-Regierung. Die ist damals, im Herbst 2024 zerbrochen. Umfragen sahen schon 2025 die AfD als stärkste Kraft, noch vor der CDU/CSU. In den neuen Bundesländern wählten immer mehr Menschen diese AfD-Leute und sorgten für beängstigende Ergebnisse."

„Und was hat das für die Inklusionsdebatte bedeutet?" Ich wollte es noch genauer von Sigrid Arnade wissen.

„Einige AfD-Vertreter*innen haben schon früh klargemacht, dass sie nichts von Inklusion halten. Als ‚Ideologieprojekt' haben sie Inklusion abgetan, als ob es keine UN-Behindertenrechtskonvention gäbe und Inklusion kein Menschenrecht sei. Noch schlimmer: auch in der Behindertenpolitik haben so manche Politiker*innen anderer Parteien AfD-Positionen Stück für Stück aufgegriffen und sie salonfähig gemacht, vor allem im Bereich der schulischen Inklusion und später bei der Diskussion um die Eingliederungshilfe und das Gesundheitswesen."

„Wo du die damaligen Diskussionen um die Eingliederungshilfe ansprichst, das war doch der Hammer“, warf Helen ein.

„Viele hatten einfach nichts mit Inklusion, Selbstbestimmung und Teilhabe am Hut. Sie wollten uns am liebsten wieder in Sonderschulen, Heimen und Werkstätten haben“, redete sich Sigrid Arnade warm und ergänzte: „Damals wurde von so manchen Politiker*innen zwar hauptsächlich von Bürokratieabbau, Pauschalierung oder mehr Effizienz gesprochen, aber wir haben natürlich sehr schnell gemerkt, dass dabei Leistungskürzungen und noch mehr Aussonderung rauskommen würde. Schließlich hatten die Kostenträger und der Gesetzgeber die Bürokratie selbst aufgebaut. Und dabei sind die Veränderungen hin zu echter Inklusion oft unter die Räder gekommen.“

„Wir haben damals in der Behindertenbewegung versucht, dagegen zu halten. Aber so ganz einfach war‘s nicht.“ Auch ich hätte viel zu erzählen, wollte aber Sigrid Arnade die Bühne überlassen.

„Ganz und gar nicht. Wir waren damals in Deutschland bei der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention ohnehin weit zurück. Das hat Deutschland 2023 bei der Staatenprüfung in Genf sogar eindeutig und schwarz auf weiß bescheinigt bekommen.“

Helen unterbrach Sigrid Arnade: „Du warst damals in Genf mit dabei, richtig? Und einige Eltern haben gegen das deutsche Sonderschulwesen protestiert, oder?“

„Ja, die haben gut den Finger in die Wunde gelegt, dort, wo es in Deutschland seit jeher klemmt: Bei den Sonderwelten mit den Eigeninteressen ihrer Betreiber*innen. Und die tiefverwurzelte Verstrickung der Politiker*innen, die mit den Förderschulen, den Wohn- und Werkstätten für behinderte Menschen verbandelt waren. Richtig beängstigend wurde diese Verquickung in den Folgejahren. Das wurde uns richtig zum Verhängnis.“

„Inwiefern?“ Ich ließ nicht locker.

„Viele behinderte Menschen mussten weiterhin in diesen Sondersystemen lernen, wohnen und arbeiten. Und weil sie meist keine Alternativen hatten, waren sie von der öffentlichen Wahrnehmung weitgehend abgeschnitten. Hätte man die in der UN-Behindertenrechtskonvention geforderte Bewusstseinsbildung in Deutschland ernst genommen, hätte man, statt ständig über behinderte Menschen zu reden, verstärkt mit ihnen selbst geredet. Hätte man dafür gesorgt, dass sich behinderte und nichtbehinderte Menschen in der Schule, in der Nachbarschaft, an der Arbeit oder bei Freizeitaktivitäten selbstverständlich begegnen, wäre, ja, dann wäre damals vielleicht vieles nicht so den Bach runtergegangen“, resümierte Sigrid Arnade.

„Stimmt“, bestätigte Helen. „Das war ein wichtiger Grund. Darum hab‘n wir damals intensiv versucht, einzelne behinderte Menschen zu unterstützen. Damit sie aus Einrichtungen rauskamen. Das war unsere Erkenntnis aus der Nazi-Zeit. Behinderte Menschen durften auf keinen Fall in Einrichtungen fernab der Öffentlichkeit abgeschoben werden. Sie und wir mussten Mitschüler*innen, Arbeitskolleg*innen, Nachbar*innen und Vereinsmitglieder sein.“

„Wie gut, dass ihr und viele andere damals auf der individuellen, also der persönlichen Ebene, einiges erreicht habt. Und die eine oder andere Gerichtsentscheidung hat ihr Übriges dazu beigetragen.“ Sigrid Arnade war schon immer und nach wie vor up-to-date, wenn es um bedeutsame Gerichtsentscheidungen ging, die die UN-Behindertenrechtskonvention tangierten.

„Aber wir durften uns auch nicht blenden lassen. In den Einrichtungen wurde es zunehmend düsterer. Behinderte Menschen und ihre Angehörigen mussten während der Corona-Zeit erleben, wie schnell sie isoliert wurden und die Selbstbestimmung

der Bewohner*innen und Beschäftigten gänzlich eingeschränkt werden konnte. Vor allem, dass gesetzt geglaubte Standards und Menschenrechte von heute auf morgen plötzlich nicht mehr galten. Dann kam Russlands Angriff auf die Ukraine, gefolgt von enormen Rüstungsausgaben, auch in Deutschland. Geld, das an anderer Stelle und, wie so oft, vor allem im sozialen Bereich eingespart wurde. Der wachsende Personalmangel in der Behindertenhilfe verschob die Werteskala zusehends. Und dann noch das schwindende Bewusstsein für Menschenrechte und Inklusion."

„Das war wirklich 'ne harte Zeit", unterbrach ich Sigrid Arnade bekräftigend.

Sie fuhr unbeirrt fort: „Schon davor gab es vor allem in Behinderteneinrichtungen immense Probleme mit Gewalt. Aufgrund dieser und anderer Faktoren verschärfte sich diese Situation noch mehr. Bis heute wissen wir nur Bruchteile von dem, was in den letzten Jahren hinter weitgehend verschlossenen Türen passiert ist. Das wurde und wird nun mühsam aufgearbeitet. Kurzum: außer den üblichen Kritiker*innen scherten sich spätestens, als die AfD starken politischen Einfluss in den Städten und Gemeinden, dann in den Ländern und schließlich auf Bundesebene bekam, so gut wie niemand mehr um die UN-Behindertenrechtskonvention. Dabei hatten wir doch so beherzt und hart für diese und deren Umsetzung gekämpft. Und selbst die Frage, wie es behinderten Menschen wirklich in ihrem Alltag erging, interessierte in der damaligen verschärften gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Situation kaum jemanden."

„Das ging so schnell. Viele waren nur noch sich selbst die Nächsten. Solidarität verkam zum Fremdwort", warf Helen ein.

„Inklusion wurde oft sogar abwertend, fast wie ein Schimpfwort benutzt. Das knüpfte direkt an die unsägliche Diskussion um das Gendersternchen an. Leider entpuppten sich die meisten

Einrichtungsbetreiber als Meister der Anpassung. Von ihnen gab es, als es ernst wurde, nur wenig Widerstand oder Unterstützung für echte Inklusion. Von den Menschenrechtsverletzungen in den Behinderteneinrichtungen ist nur wenig nach außen gedrungen. Behinderte Menschen aus Einrichtungen oder Werkstätten waren in dieser Zeit weitgehend unsichtbare Bürgerinnen und Bürger. Ihnen hat man vermittelt, wie dankbar sie sein mussten, dass sich überhaupt jemand um sie kümmert."

„Erfreulicherweise gab es damals aber auch Leute, die sich nicht unterkriegen ließen", leitete ich das Gespräch von Sigi auf Helen über.

„Das war aber gar nicht so leicht. Für mich nicht. Und für die anderen auch nicht. Wir waren damals heftig herausgefordert, die Flinte nicht ins Korn zu werfen. Einige haben sich ins Private zurückgezogen. Ich konnt's irgendwie nachvollziehen. Andere haben sich zerstritten. Ich glaub', das hatte mit der allgemein verschärften Situation zu tun. Aber es gab eben auch Erfolge. Vermeintlich kleine Erfolge. Die haben mir und den anderen immer wieder Antrieb gegeben."

Selbst auf der kleinen Online-Kachel konnten wir Helens Stolz sehen, und den Stolz in ihrer Stimme wahrnehmen.

„Das war so wichtig, dass ihr an der Basis Erfolge erzielt habt. Die eher abgehobene Behindertenpolitik auf Bundesebene war damals zuweilen Frust pur." Sigrid Arnade wusste, wovon sie sprach.

„Helen, lass' uns lieber extra über eure Erfolgsgeschichten sprechen. Vielleicht gibt's sogar genug Stoff für ein eigenes Buchkapitel."

Mir war dieser Aspekt des Wirkens der Enthinderungsgruppe besonders wichtig. Aber ich wollte ihn unbedingt auf ein späteres

Treffen verschieben. Jetzt wollte ich Sigrid Arnades Anwesenheit für etwas anderes nutzen.

„Sigi, nach dem Bruch der Regierung mit der AfD ging es behindertenpolitisch ab 2031 endlich wieder aufwärts. Wie kam's?"

Neue Chancen

Um uns zu erzählen, wie es nach der vorgezogenen Bundestagswahl 2031 in Sachen Inklusion und mit der Selbstbestimmung behinderter Menschen wieder aufwärts ging, nahm sich Sigrid Arnade gerne noch etwas Zeit.

„Wir haben uns während der massiven Rückschritte immer wieder eingeredet, dass wir durchhalten müssen. Wir haben versucht, die Leute zu überzeugen, dass auch wieder bessere Zeiten kommen würden. Und dass wir dann die Chance nutzen müssten, um echte Veränderungen hin zur Inklusion zu erreichen. Richtig dran geglaubt hat damals wahrscheinlich kaum jemand von uns. Aber wir haben unseren gesunden Menschenverstand behalten. Und wir hatten unsere Durchhalteparolen. Wenn schon vieles um uns herum in die Zeit des Mittelalters zurückzuversinken schien, da war Durchhalten unheimlich wichtig. Und noch etwas hat uns in der Zeit geholfen, unser Austausch mit US-amerikanischen behinderten Aktivist*innen. Trotz ihrer eigenen leidvollen Erfahrungen während der Ära von Donald Trump machten sie sich und uns immer wieder Mut. Sie haben uns darin bekräftigt, nicht aufzugeben. Schließlich sei dies auch unsere Welt, für die es sich zu kämpfen lohne, sagten sie immer wieder."

Sigrid Arnade war im Flow und merkte an, wie wichtig damals einzelne, wenn auch selten gewordene, gute Nachrichten waren. Und dann eben die Regierungskrise 2031.

„Danach wurde die AfD zum Glück wieder abgewählt. Und wir, die Behindertenbewegung, sind aus einer gewissen Schockstarre

heraus förmlich explodiert. Ich erinnere mich so gut daran: dieses Befreiungsgefühl, die Dynamik, die plötzlich entstand. Die Nachrichten, die vermehrt aus den Behinderteneinrichtungen an die Öffentlichkeit drangen, beschämten so manche Politiker*innen. Plötzlich war zu hören, dass man nun vieles anders, besser machen wollte."

Da war es, mein Thema. Ich beschäftige mich gerade selbst intensiv mit den Missständen in Behinderteneinrichtungen in den 2020er Jahren. Diese massiven Menschenrechtsverletzungen sollten jetzt zum Glück aufgearbeitet werden. Damit könnte man einige Bücher füllen, die hoffentlich bald geschrieben würden.

Aber zurück zur Aufarbeitung der Geschichte der Behindertenbewegung nach der Regierungskrise 2031. Während ich gedanklich kurz abgeschweift war, erzählte Sigrid Arnade munter weiter.

„Die UN-Behindertenrechtskonvention mit ihren menschenrechtlichen Standards wurde nach dem Ende der Regierungszeit der AfD im Jahr 2031 von den Aktiven der Behindertenbewegung und Verantwortlichen in der Politik wieder wachgeküsst. Endlich, endlich! Die ersten Gesetze, für die wir über 40 Jahre gestritten hatten, wurden in der Folge verabschiedet: gesetzliche Regelungen zur Barrierefreiheit und vor allem für ein faires, inklusives und barrierefreies Gesundheitswesen. Erste Gesetze für eine konsequente Deinstitutionalisierung und für ein Lernen und Leben behinderter Menschen mitten in der Gesellschaft statt außen vor wurden angepackt. Und vor allem für die Unterstützung, die dafür gebraucht wird. Dass ich das noch in meinem fortgeschrittenen Alter erleben durfte und immer noch erleben darf!" Sigrid Arnade freute sich hörbar.

Die langjährige Aktivistin berichtete, dass sie zusammen mit Theresia Degener und anderen erfahrenen Häsinnen und Hasen, aber auch so manchen Frischlingen der Behindertenbewegung,

in den letzten drei Jahren intensiv in die Entwicklung einiger Gesetze einbezogen wurden. Gelebte Partizipation war also durchaus möglich und behinderte Menschen konnten von vorneherein in Entscheidungen eingebunden und gehört werden. Endlich verstanden einige, warum die Selbstvertretung behinderter Menschen so wichtig war, statt vorrangig Wohlfahrtsverbände oder Einrichtungsbetreiber zu Rate zu ziehen.

„Unsere Juristin Claudia Liese hat uns letzthin erzählt, dass bald ein neues Gesetz verabschiedet werden soll. Da geht es wohl um die Wünsche von behinderten Menschen. Wie man die endlich richtig personenzentriert angehen kann, damit sie ernst genommen werden. Zum Beispiel wenn behinderte Menschen aus einer Wohneinrichtung ausziehen oder von einer Werkstatt auf den allgemeinen Arbeitsmarkt wechseln wollen. Diese Menschen sollen ein Recht auf eine unabhängige Unterstützung und Zukunftsbegleitung bekommen. Und das Zuständigkeitswirrwarr soll entflochten werden. Das ist so unsäglich und ineffektiv. Alles soll viel einfacher werden, hat sie erzählt. Sigi, du bist in Berlin doch nah dran an der Politik. Weißt du da was?“

Helen ging es mit ihrer Frage, wie so oft, um die ganz praktischen Lebensveränderungen behinderter Menschen.

„Ja. Das sieht tatsächlich gut aus. Ich bin von Natur aus ja eher skeptisch, ich will die Dinge erst sehen, die versprochen werden. Aber das Gesetz, das wäre wirklich ein richtig großer Wurf. Das könnte vieles erleichtern. Es würde die ambulanten Angebote enorm stärken und die Wünsche und Bedarfe behinderter Menschen in den Vordergrund stellen. Wir könnten unserem Ziel der Hilfe aus einer Hand einen so großen Schritt näherkommen. Wenn die Reform des Bundesteilhabegesetzes durchkommt, dann haben wir wirklich einen Grund zum Feiern!“

Sigrid Arnade geriet schon fast ins Schwärmen. „Dann könnte hoffentlich auch eine Entbürokratisierung im Sinne behinderter Menschen stattfinden. Endlich wäre Schluss mit diesen erniedrigenden und bürokratischen Prüfungen des Einkommens und Vermögens behinderter Menschen, die Eingliederungshilfen beantragen oder bekommen. Überhaupt, wir hätten dann endlich das Recht auf unserer Seite: von den Regelungen zur Barrierefreiheit über die Unterstützung für ein Leben mittendrin in unseren Städten und Gemeinden, mitten in der Gesellschaft, bis hin zu einer gezielten Beschäftigung behinderter Menschen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Also eine Beschäftigung zu fairen Löhnen mit der Unterstützung, die behinderte Menschen dafür brauchen. Für Arbeitgeber*innen würde es unbürokratischer, behinderte Menschen zu beschäftigen. Behinderte Bewerber*innen kommen dann mit einem Art Rucksack an Unterstützungsleistungen. Und die Leistungen sind ganz auf ihren individuellen Bedarf zugeschnittenen. Damit haben die Arbeitgeber*innen so gut wie keinen Aufwand mehr damit."

Solche Schwärmereien kannte man von Sigrid Arnade sonst nur, wenn sie über ihre Erlebnisse während ihrer Campingtrips in der Natur oder über den Entwicklungsprozess der UN-Behindertenrechtskonvention und deren Bedeutung sprach. Ihr Enthusiasmus war ansteckend; ich konnte nicht an mich halten, mitzuschwärmen.

„Hoffen wir mal, dass die Entwicklung endlich nachhaltig ist. Nach den ganzen finsteren Jahren, die wir und so viele Menschen in letzter Zeit mit all den Rückschritten in der Behindertenpolitik erlebt haben. Es hat echt gereicht. Jetzt haben wir endlich ernsthafte Chancen, dass schulische Inklusion die Regel und nicht mehr die Ausnahme wird. Dafür haben so viele Elterngenerationen jahrzehntelang gestritten."

Schulische Inklusion, das war Helens Stichwort.

„Die Eltern für Inklusion waren und sind bei uns vor Ort eine ganz wichtige Kraft. Wir hab'n mit ihnen zusammen viele behinderte Menschen auf Arbeitsplätze vermittelt. Das hat gleich nach dem Werkstattbrand angefangen. Die Elternvertreter*innen sind bei uns total pragmatisch. Und sie beteiligen auch ihre Kinder. In meiner Generation war das noch anders. Wir wissen doch seit vielen Jahren, dass behinderte Menschen gar nicht erst in Förderschulen müssen, sondern gleich in reguläre Schulen. Dann ist es auch nicht automatisch so, dass die Jugendlichen nach der Förderschule direkt in die Werkstatt für behinderte Menschen kommen. Mal dort, bedeutet das für sie oft lebenslang Werkstatt."

Inzwischen flog der Gesprächsball wie beim Ping-Pong zwischen beiden hin und her. Sigrid Arnade war wieder am Ball und ergänzte, dass mittlerweile einige Bundesländer in ihren Schulgesetzen den bedingungslosen Anspruch auf eine inklusive Beschulung verankert hatten oder auf dem Weg dahin waren. Endlich soll Schluss sein mit den bisherigen finanziellen, personellen oder räumlichen Vorbehalten. Der langwierige und kräfteaufreibende Kampf gegen regulatorische Hemmschuhe schien sich also endlich auszuzahlen.

Der Abend war weit fortgeschritten. Trotzdem, zum Abschluss unseres erkenntnisreichen Austauschs, interessierte mich noch brennend, wie Sigi und Helen die gesamtpolitische Situation derzeit und für die nächsten Jahre einschätzten. Sigrid Arnade stieg als Erste auf meine Frage ein.

„Die auf Egoismus, Drohungen und Kapitalismus pur aufgebaute Regierungszeit von Donald Trump und die vielen Menschenrechtsverletzungen während der von der AfD geprägten Regierung hierzulande haben tiefe Spuren hinterlassen. Zum Glück hat sich die AfD durch ihre internen Streitereien

weitgehend selbst zerlegt. Diese verheerende Zeit hat aber viele gelehrt, wie schnell die Würde des Menschen angetastet werden kann und auch wird. Diese Zeit hat gezeigt, dass Migrant*innen, queere und behinderte Menschen, aber auch ärmere Menschen zu den ersten Opfern solcher Ideologien gehören. Diese Zeit hat auch gezeigt, dass wir demokratiefeindlichen Kräften nicht das Feld überlassen dürfen. Sie sind schlichtweg nicht wählbar! Und bei Wahlen zählt wirklich jede Stimme gegen sie. Erinnert ihr euch an den Slogan von Jürgen Dusel. Der war lange Behindertenbeauftragter der Bundesregierung. Sein Slogan war ‚Demokratie braucht Inklusion'. Diese drei Worte müssen auch jetzt wieder eine Leitlinie für uns sein. Wir müssen zukünftig aufmerksamer sein. Wir müssen noch härter für echte und gelebte Demokratie und Partizipation streiten. Denn andersherum braucht Inklusion auch Demokratie. Mir geben die vielen jungen behinderten und nichtbehinderten Aktiven richtig Hoffnung." Mit „ich möchte Zeiten, wie die letzten Jahre auf keinen Fall mehr erleben müssen", setzte sie ihren Einschätzungen einen Schlusspunkt.

Jetzt war Helen dran. „Wir dürfen einfach nicht aufgeben. Das bleibt mir aus dieser Zeit. Wir müssen im Großen, aber auch im vermeintlich Kleinen zusammenhalten. Wir müssen aktiv sein. Ich glaub' auch, dass wir uns deshalb jetzt noch viel stärker bemühen müssen. Behinderte Menschen dürfen nicht mehr in Sonderwelten, sondern müssen mitten in der Gesellschaft aufwachsen. Sie müssen dort lernen, wohnen, arbeiten und ihre Freizeit barrierefrei und gemeinsam mit nichtbehinderten Menschen verbringen. Das ist für mich Inklusion. Drum sind mir die persönlichen Geschichten so wichtig. Die Leute, die heute und immer schon gesagt haben, ‚ich will raus', wir müssen die hören. Wir müssen ihnen gerade jetzt verstärkt helfen, raus und mitten in die Gesellschaft zu kommen."

Helens Worte ähnelten dem Schlussstatement, das sie sich vor kurzem zurechtgelegt hatte, sollte sie noch einmal Gast im Studio der Sendung Menschenrechte konkret sein.

„Helen, lass‘ uns das nächste Mal über diese Geschichten reden. Gefühlt biegen wir langsam in die Zielgerade der Interviews für den Roman ein. Überleg‘ dir doch schon mal, welche Geschichten für dich die bewegendsten waren. Sigi, danke für deine Zeit. Und vor allem danke für alles, was du seit Jahrzehnten für die Rechte behinderter Menschen hierzulande und in anderen Ländern gemacht hast. Ohne die UN-Behindertenrechtskonvention wäre die Welt für viele behinderte Menschen heute sicherlich eine andere, nämlich eine wesentlich schlechtere.“

Damit leitete ich die Verabschiedung ein.

„Sigi, hast du uns für den Roman nicht vielleicht ein Zitat für den Anfang?“, fragte Helen geistesgegenwärtig.

„Hm. Mal schauen, was bei eurem Roman rauskommt. Ich kann‘s mir noch nicht vorstellen. Schickt mir euer fertiges Werk. Dann schau‘ ich mir das gerne an. Ich wünsche euch beiden eine gute Nacht und danke, dass ich heute dabei sein durfte“, verabschiedete sich Sigrid Arnade.

Helen und ich vereinbarten noch schnell den nächsten Termin für unseren Online-Austausch zu den konkreten Geschichten. Wir waren beide ähnlich erschöpft von dieser spannenden, aber aufgrund der Länge auch ermüdenden, abendlichen Runde.

6 Geschichten

Erneutes Zusammentreffen

Bevor Helen überhaupt dazu kam, intensiver über die Geschichten von Menschen, denen mit Hilfe der Pat*innen und der Enthinderungsgruppe zu mehr Inklusion verholfen worden war, nachzudenken, traf sie erneut auf Christof Zickler.

Wie es dazu kam? In einem der letzten Treffen der Enthinderungsgruppe war kurz angesprochen worden, dass es vonseiten der Werkstatt für behinderte Menschen ein Gesprächsangebot gab. Die Enthinderungsgruppe wollte sich dem Gespräch nicht verweigern, sofern dies aus ihrer Sicht Sinn macht. Katja hatte sich mit der Werkstatt besprochen und nach einigem Hin und Her hatten sie vereinbart, einen gemeinsamen Zukunftsworkshop durchzuführen.

Katja hatte darauf bestanden, dass es nicht beim sonst üblichen Gelaber bleiben durfte. Sie war es leid, dass bei solchen Veranstaltungen die Ideen behinderter Menschen und vor allem ihre Begrifflichkeiten abgegriffen wurden, am Ende für die Betroffenen jedoch kaum etwas Konkretes und Nachhaltiges herauskam. Der erste Test bestand darin, ob und wieviel Honorar ihnen die Werkstatt für ihre Mitarbeit bezahlen würde.

„Jede von uns bekommt 2.000 Euro Honorar. Dafür machen wir die Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung. Das geht für mich in Ordnung. Denen scheint unsere Mitarbeit echt was wert zu sein.“

Katja war mit ihrem Verhandlungsgeschick zufrieden. Und wollte Helen unbedingt dafür gewinnen, den Workshop mit ihr gemeinsam zu gestalten.

„Wahrscheinlich ist‘s am Ende viel Arbeit für uns. Hab‘n die gesagt, wie‘s danach weitergehen soll? Wenn für die behinderten Menschen nicht recht schnell was dabei rauskommt, dann gehe ich da nicht hin. Geld hin oder Geld her.“ Helen hatte ihre Prinzipien.

„Sehe ich genauso. Die von der Werkstatt haben einen Plan mit ersten Maßnahmen vorbereitet. Den wollen sie mit uns besprechen. Weißt du, was gut ist? Die wollen den Zukunftsworkshop mit Vertreter*innen des Wohnheims zusammen machen. Ich habe ihnen schon gesagt, dass die Themen Arbeiten und Wohnen unbedingt zusammengehören und zusammen betrachtet werden müssen. Und dass die Teilnehmenden konkrete Vorschläge für Veränderungen und zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention an ihren eigenen Arbeitsplätzen in den Workshop mitbringen sollen.“

Katja konnte mittlerweile auf einige Erfahrungen in der Erwachsenenbildung zurückgreifen. Klar war auch, dass behinderte Menschen aus dem Werkstatt- und Wohnbeirat mit dabei sein würden. Der Zukunftsworkshop schien also eine größere Sache zu werden.

Helen war noch immer skeptisch. „Warum machen die das gerade jetzt? Seit so vielen Jahren drängen wir sie schon, was zu tun.“

„Das haben sie nicht genau gesagt. Ich glaub‘, die merken, dass die Zeiten anders werden. Gerade werden die Förderrichtlinien von Angeboten für behinderte Menschen, vor allem in Wohneinrichtungen und Werkstätten, überarbeitet. Das fordern wir ja schon seit langem.“ Katja konnte auch nur spekulieren.

„Denen geht wohl der Arsch auf Grundeis.“ Diese Gedanken sprach Helen nicht aus, sondern beantwortete Katjas ursprüngliche Frage. „Gut, ich bin dabei. Wir müssen uns aber gut abstimmen. Und vorher mit Leuten sprechen, die schon mal bei ähnlichen Zukunftsworkshops waren.“

So kam es, dass Helen vier Wochen später im Bürgerzentrum eintraf und bei besagtem Zukunftsworkshop Christof Zickler wiederbegegnete. Der Mann, neben dem sie beim Benefizkonzert gesessen und mit dessen Kollegen sie sich ein bisschen unterhalten hatte. Bei Helen dauerte es etwas, bis sie die flüchtige Konzertbekanntschaft wiedererkannte und in ihrer entgegenkommenden Art auf ihn zurollte, um ihn zu begrüßen.

Christof Zickler hatte Helen dagegen sofort wahrgenommen, als sie in den Veranstaltungsraum rollte. Nachdem er im Programm gelesen hatte, dass sie zusammen mit Katja Franke Begrüßungsworte an die Workshopteilnehmenden richten und später einen Input zur Überleitung für die Arbeit in den Arbeitsgruppen geben würde, war er auf ihre Ankunft fixiert gewesen. Er hatte keine Lust auf diesen Zukunftsworkshop und all das Gerede, war aber verpflichtet worden, teilzunehmen. Die Leiterin der Wohneinrichtung hatte darauf bestanden, dass Mitarbeitende aller Wohngruppen vertreten waren. Und so war auch er ermuntert, aus seiner Sicht eher gezwungen, worden, zusammen mit seinen Kolleg*innen zu überlegen, was sie in ihrer Arbeit besser und vor allem inklusiver machen könnten.

Trotz seiner innerlichen Vorbereitung auf das Zusammentreffen mit Helen Weber zeigte sich Christof Zickler etwas unbeholfen, als sie kurz nach ihrer Ankunft auf ihn zurollte. „Ich weiß Ihren Namen nicht mehr, aber wir waren ja vor kurzem Nebensitzer im Konzert“, begrüßte ihn Helen Weber.

„Stimmt. Guten Tag. Mein Name ist … ist Christof Zickler“, stammelte er.

Um von seiner Unsicherheit abzulenken, zeigte er Helen, wo es Kaffee und Tee gab. Noch wusste er nicht, dass er im späteren Verlauf des Workshops mit ihr in einer Arbeitsgruppe gemeinsam Ideen und konkrete Aktivitäten für mehr Inklusion entwickeln musste. Helen stellte sich ihm nur kurz mit ihrem Namen vor und war sogleich von einer Gruppe von Leuten umgeben, die sie kannten. Viele hatten sie seit dem Anschlag nicht mehr gesehen, sodass sie nicht zuletzt wegen ihrer damit verbundenen Bekanntheit bei dieser Veranstaltung für Aufmerksamkeit sorgte. Ob sich das aber für die Sache, um die es ihr ging, auszahlen würde, das sollte sich erst noch zeigen.

Am Ende des Zukunftsworkshops standen viele Maßnahmen auf dem großen Plakat, dass anhand der vielschichtigen Diskussionen erstellt worden war. Ganz zufrieden war Helen jedoch nicht. Sie war ein gebranntes Kind, was solche Veranstaltungen anging. Sie glaubte erst an Veränderungen, wenn sie diese ganz praktisch sah. Aber: Sollten die drei Personen, die signalisiert hatten, aus dem Wohnheim ausziehen zu wollen, das tatsächlich schaffen, dann hatte sich der Workshop für Helen bereits mehr als gelohnt. Als sie aus Katjas Arbeitsgruppe hörte, dass sage und schreibe acht Personen aus der Werkstatt raus wollten und bereits Praktikumsplätze auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt in Aussicht hatten, beschloss Helen für sich, dass dies trotz aller Bedenken ein guter Tag war.

„Was für ein Tag!?!“ Christof Zickler murmelt den Satz auf seinem Nachhauseweg unentwegt vor sich hin. Inzwischen war er zum zweiten Mal Helen Weber begegnet, der Frau, auf die er vor einigen Monaten einen Anschlag verübt hatte. Und wie es das Schicksal wollte, war sie im selben Workshop wie er. Zum Glück

saßen sie dieses Mal nicht wie beim Konzert nebeneinander. In ihrem Workshop ging es ums Thema selbstbestimmteres Wohnen. Helen Weber hatte bis vor fast 15 Jahren selbst in einer Wohngruppe der Wohneinrichtung für behinderte Menschen, für die er jetzt arbeitete, gelebt. Sie berichtete, wie mühsam es damals für sie gewesen war, in ihre erste eigene Wohnung auszuziehen. Insgeheim musste er zugeben, dass ihre Vorschläge rund ums Thema Wohnen für ihn zum Teil sogar recht vernünftig, ja sympathisch klangen. Ganz offensichtlich ging es ihr wohl nicht darum, das Kind mit dem Bade auszuschütten, sondern die persönlichen Veränderungen mit den jeweiligen behinderten Menschen zusammen anzugehen, um in deren Sinne mehr Inklusion zu erreichen.

Wenn er ehrlich war, wünschte er sich genau das auch für seinen Bruder. Diesem erging es in seiner Wohngruppe mittlerweile immer schlechter. Ihm war sofort anzumerken, wenn etwas quer lief. So wie sein Bruder nun einmal war, konnte er das nicht verheimlichen. Das kannte Christof Zickler bereits. In letzter Zeit hatte er immer wieder überlegt, zusammen mit ihm nach einer Lösung zu suchen. Das lag ihm am Herzen. Denn lange würde das so nicht mehr gut gehen, das ahnte Christof Zickler. Er wusste nur noch nicht so recht, wer dabei helfen konnte. Sein Vater war zu sehr in das Geschehen der Werkstatt eingebunden, auch wenn dieser begonnen hatte, sich langsam zurückzuziehen. Und für ihn selbst war es schwierig, sich in die Angelegenheiten und Arbeitsweise einer anderen Wohngruppe einzumischen.

All diese Gedanken und noch viele mehr bewegten Christof Zickler an diesem Abend dieses für ihn verwirrenden Tages. Erneut musste er feststellen, dass Helen Weber kein Teufel, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut war. Aber diese Franke, diese Propagandistin, fand er nach wie vor nervig.

Eigene Geschichten

Als Helen nach dem anstrengenden, aber auch bewegenden Zukunftsworkshop abends etwas Ruhe fand, machte sie sich noch an ihre Hausaufgaben für das nächste Austauschtreffen mit Ottmar. Wenn Helen an konkrete Geschichten dachte, die Veränderungen zeigten, fiel ihr natürlich zuallererst ihre eigene Geschichte ein. Ihre Geschichte von ihrer Zeit im Wohnheim. Der Zeit, während der sie sich zunehmend unwohl und eingeengt gefühlt hatte. Bis sie es geschafft hatte, in eine eigene, barrierefreie Wohnung zu ziehen. Ihre Geschichte von ihrer Zeit in der Werkstatt für behinderte Menschen, einer Zeit mit vielen Ungerechtigkeiten und voller Machtlosigkeit. Ihre Geschichte, als es ihr schließlich gelang, mit Hilfe des Budgets für Arbeit einen Job beim ambulanten Dienst zu finden.

Teile aus dieser, ihrer, Geschichte, hatte Helen bei Lesungen und Veranstaltungen immer wieder kurz erzählt. Das war für sie die beste Medizin gegen das Das-geht-nicht-Virus. So nannte sie es zuweilen, wenn die erste Antwort auf eine ihrer Ideen oder eine Forderung „Das geht nicht!“ lautete. Diese Reaktion war so typisch deutsch. Und ging es um behinderte Menschen, war sie noch typischer. Sie kannte das zu Genüge aus eigener Erfahrung.

Erzählte Helen von den Veränderungen, die sie selbst in ihrem Leben gemacht hatte, fiel es den Anwesenden weitaus schwerer, ihr Das-geht-nicht-Virus anzubringen. Antworten wie „Na ja, Sie können gut für sich kämpfen, Sie sind nicht so behindert“, „das geht bei meinem Sohn aber nicht, der kann das nicht“ oder „unsere Bewohner sind schwer behindert, die leben und arbeiten so gerne bei uns in der Einrichtung“, ließen trotz allem nicht lange auf sich warten.

Gekonnt baute Helen in ihren Antworten darauf auf und legte mit den Geschichten zweier früherer Kollegen nach: Auch Bernd

Friedrich und Klaus Kriske hatten nach dem Werkstattbrand schnell die Werkstatt verlassen. Beide hatten zugestimmt, dass Helen ihre Geschichten erzählen durfte. Diese verdeutlichten so klar, dass Selbstbestimmung und Inklusion für Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen wichtig und möglich waren.

Bernd Friedrich bezeichnete sich selbst als Mensch mit Lernschwierigkeiten. Er hatte Probleme, Dinge zu verstehen und brauchte zuweilen Erklärungen in Leichter Sprache. Manchmal brauchte er auch etwas länger, bis er genau verstand, was man von ihm wollte. Die Bezeichnung „geistig behindert“, wie er und viele andere häufig genannt wurden, mochte er ganz und gar nicht. Genauso wenig wollte er von fremden Leuten geduzt werden. Regelmäßig regte er sich daher darüber auf, wenn bei Veranstaltungen von Special Olympics, der Lebenshilfe oder im Fernsehen von „geistig behinderten Menschen“ gesprochen wurde. „Bringt vielleicht mehr Spenden. Und macht Mitleid. Aber das wertet mich ab. Das wertet uns ab!“ so fasst er seine Kritik zusammen.

Ein Erfolg war, dass die Lebenshilfe im Herbst 2025 bei ihrer Mitgliederversammlung in Berlin beschlossen hatte, den Begriff geistige Behinderung nicht mehr zu verwenden. Fortan sollte von Menschen mit Unterstützungsbedarf gesprochen werden. Doch auch im Jahr 2034 war dies immer noch nicht bei allen Verantwortlichen angekommen. Der damalige Bundesbehindertenbeauftragte Jürgen Dusel war ihnen 2024 bei dieser Diskussion zu Hilfe gekommen und hatte mit Betroffenen die Kritik aufgenommen und mit verschiedenen Akteur*innen, wie den Selbstvertreter*innen des Netzwerk von Menschen mit Lernschwierigkeiten Mensch zuerst nach einem neuen Begriff gesucht. Das rechnete ihm Bernd Friedrich heute immer noch hoch an.

Am wichtigsten war für Bernd Friedrich jedoch, dass er es geschafft hatte, aus der Werkstatt rauszukommen. Nach einigen eher schwierigen Versuchen kam für ihn der Durchbruch bei einem Praktikum beim Hausmeister einer Grundschule. Die beiden verstanden sich auf Anhieb und alle Beteiligten sahen sofort Bernd Friedrichs Potenzial. Er packte gerne an und liebte Ordnung. Zudem war der Hausmeister mittlerweile etwas älter und hatte mit einigen Zipperlein zu kämpfen. Bernd Friedrich schaffte es, den Laden auch am Laufen zu halten, wenn der Hausmeister mal krank oder, wie zuletzt, in einer Reha war. Er war eine wertvolle Arbeitskraft in der Schule. Die Zuschüsse des Budgets für Arbeit für seine Stelle und seine Arbeitsassistenz machten seine Beschäftigung bei der Schule bezahlbar und boten ihm Unterstützung, wenn er diese brauchte.

Wann immer Helen Bernd Friedrichs Beispiel bei Veranstaltungen schilderte, begann es in einigen Köpfen sichtbar zu arbeiten und so manche Ideen wurden diskutiert: Wo könnte es ganz normale Arbeitsplätze für behinderte Menschen geben? Wie wäre es zum Beispiel mit Gartenarbeiten auf Friedhöfen? Wäre das nicht ein gutes Modell für einen Inklusionsbetrieb? Die zahlten immerhin normale Löhne für sozialversicherungspflichtige Beschäftigungen und bekamen staatliche Zuschüsse, sofern sie genügend behinderte Menschen beschäftigten. Solche Modelle böten eine Win-Win-Situation.

Manchmal musste Helen bei den Veranstaltungen eine weitere Geschichte nachlegen, vor allem dann, wenn die Wortmeldungen der Teilnehmenden weiterhin vom Das-geht-nicht-Virus befallen waren. Dann erzählte sie Klaus Kriskes Geschichte. Auch er war, wie Bernd Friedrich und Helen, vor über zwölf Jahren an der Brandstiftung der Werkstatt beteiligt gewesen. Aber das erzählte Helen den Veranstaltungsteilnehmenden natürlich nicht, und

auch sonst niemandem. Dieser Fall war glücklicherweise zu den Akten gelegt worden.

Klaus Kriske lebte mit einer starken Spastik, die ihn beim Gehen, Greifen von Dingen und beim Sprechen beeinträchtigte. Weder er noch andere konnten sich vorstellen, welche Arbeit außerhalb einer Werkstatt gut zu ihm passen könnte. Das Angebot, eine eigene Persönliche Zukunftsplanung zu machen, kam für ihn damals genau zum richtigen Zeitpunkt.

Klaus Kriske hatte großes Glück, auf eine ausgebildete Zukunftsplanerin des Netzwerks Persönliche Zukunftsplanung zu stoßen. Die Stunden seines Zukunftsplanungstreffens, während denen er mit seinen Träumen, seinen Zielen, seinen Fähigkeiten und seinen Erfahrungen im Mittelpunkt stand, genoss er sichtlich. Denn aufgrund seiner Sprachbehinderung hörte man ihm viel zu selten richtig zu und kaum jemand nahm sich die Zeit, die es eben für ein gutes Gespräch brauchte. Die von ihm ausgewählten Unterstützer*innen standen ihm während des ganzen Prozesses zur Seite. So beeinflusste die damalige Zukunftsplanung den Kurs seines weiteren Lebens entscheidend und positiv.

Bücherlesen und kritisches Nachdenken über Sprache und was diese sowohl positiv bewirken, aber auch welchen Schaden diese anrichten, konnte, waren seine Stärken und seine Leidenschaft. Was passte da besser zu Klaus Kriske als ein Praktikum in einer kleinen Bibliothek. Dank unterschiedlicher Unterstützer*innen konnten für ihn tatsächlich passende Tätigkeiten in der Bibliothek gefunden werden. Ihm gefiel es dort. Dennoch, die Bibliothek konnte das Geld für die Lohnkosten trotz eines Budgets für Arbeit nicht aufbringen.

Wie gut, dass Claudia Liese Teil seines Unterstützungskreises war. Wieder einmal war ihr juristisches Fachwissen gefragt, das nach einigem Hin und Her zum Erfolg führte: die Bibliothek

wurde zu einem sogenannten anderen Leistungsanbieter. Klaus Kriske konnte erst einmal dort weiterarbeiten. Die Bibliothek bekam Geld, um die Unterstützung für ihn zu organisieren, analog zu einer Werkstatt für behinderte Menschen. Er nahm den Nachteil einer solchen Beschäftigung, ähnlich der in der Werkstatt, auch weiterhin nur ein geringes Entgelt zu erhalten, erst einmal hin. Hauptsache, er konnte mit Büchern und außerhalb der Werkstatt, also inklusiver, arbeiten.

Wie es für Klaus Kriske weiterging? Nach einigen Jahren und mit so manchen Erfahrungen im Bibliothekswesen hörte er sich wieder einmal nach einem Job auf dem regulären Arbeitsmarkt um. Immerhin bestand auch für ihn weiterhin die Fördermöglichkeit des Budgets für Arbeit. Als er die Chance für ein Praktikum in der Stadtbibliothek bekam, nutzte er diese sofort. Daraus wurde seine erste richtige Stelle. Was für Klaus Kriske anfangs, als er noch in der Werkstatt für behinderte Menschen gearbeitet hatte, undenkbar gewesen war, war plötzlich greifbar geworden. Hatte er früher immer noch gesagt, „So ‘nen wie mich. Den nimmt doch niemand“, war er nun Mitarbeiter der Stadtbibliothek. Und damit einer mehr in der Stadt, der mit Hilfe des Budgets für Arbeit auf dem ersten Arbeitsmarkt arbeiten und richtiges Geld verdienen konnte.

„Meine Persönliche Zukunftsplanung war stark. Die hat mich begleitet. Viele Jahre. Die war wichtig.“ Klaus schwärmte selbst heute, viele Jahre später, immer noch davon.

Diese Erinnerungen kamen Helen heute Abend in den Sinn, als sie über ihre eigene Geschichte und die ihrer Freunde auf dem Weg zu mehr Inklusion nachdachte. Sie machte sich für ihr nächstes Gespräch mit Ottmar entsprechende Notizen. Plötzlich wurde ihr jedoch klar, dass es für den Roman wichtig war, dass andere, neue Geschichten erzählt werden. Ihre persönliche

Geschichte und die ihrer Freunde hatten sie im Roman Zündeln an den Strukturen, bei den Lesungen und auch sonst schon zu Genüge öffentlich breitgetreten. Nach kurzem Überlegen fielen Helen zum Glück weitere Menschen und mit ihnen verbundene Geschichten ein, die ihr erzählenswert schienen. Sie freute sich nun so richtig auf den nächsten Online-Austausch.

Gesetzesänderungen

Claudia Liese hatte für das nächste Treffen der Enthinderungsgruppe den Tagesordnungspunkt Gesetzesänderungen eingebracht und sich dafür 45 Minuten reservieren lassen. Nun, da alle aus der Enthinderungsgruppe fast vollzählig beisammensaßen, war Claudia ihre Freude anzumerken. Dabei hatte sie viel Gutes zu berichten und konnte ganz in ihr Metier, die Juristerei oder besser gesagt in geplante Gesetzesänderungen, eintauchen. Und dieses Mal war sie sich der Aufmerksamkeit der Gruppe sicher.

Thema war die geplante umfassende Reform des Bundesteilhabegesetzes, also des Sozialgesetzbuch IX. Man wolle die Versäumnisse der letzten Jahrzehnte endlich im Sinne einer umfassenden Selbstbestimmung und Teilhabe behinderter Menschen korrigieren. Und zwar im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention. Das hatte die neue Sozialministerin bereits zum 25. Jahrestag des Inkrafttretens der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland am 26. März 2034 in der Tagesschau verkündet. Sie alle erinnerten sich daran. Es war besagter Abend der Live-Sendung Menschenrechte konkret mit Helen, der mit dem Anschlag ein jähes Ende genommen hatte.

Claudia war letzte Woche als Sachverständige bei einer ersten Anhörung im Bundestag eingeladen. Im Mittelpunkt der Anhörung stand der vorliegende Gesetzentwurf. Heute konnte sie ihr

Wissen aus erster Hand an die Mitglieder der Enthinderungsgruppe weitergeben.

„Dass ich teilgenommen habe, hat sich sehr kurzfristig ergeben. Simone vom Forum behinderter Jurist*innen ist kurzfristig krank geworden. Ich durfte für sie einspringen. Das hat mich sehr gefreut. Also, entgegen anderen Versprechen der Vorgängerregierungen macht diese Regierungskoalition endlich ernst und scheint ihr Wort zu halten. Ich habe bei der Anhörung noch den einen oder anderen Finger in die Wunde gelegt und auf juristische Unstimmigkeiten im Gesetzentwurf hingewiesen“, berichtete Claudia selbstsicher.

„Erzähl‘ schon Claudia. Was steht im Gesetzentwurf drin? Oder besser, was kommt deiner Meinung am Ende dabei raus?“, platzte Katja heraus. Sie fieberte schon seit Wochen darauf hin, ob das neue Gesetz bringen würde, was versprochen wurde. Hatten ihre Besuche bei ihrer örtlichen Bundestagsabgeordneten gemeinsam mit anderen Aktiven etwas gebracht? Hatten die Politik und Verwaltung endlich verstanden, was behinderte Menschen von dem Gesetz erwarten? Wie erfolgreich war die gut koordinierte Social Media Kampagne gewesen, an der sie mitgewirkt hatte? Hatten die zuständigen behindertenpolitischen Sprecher*innen der Bundestagsfraktionen die Anliegen behinderter Menschen wahrgenommen?

Claudia nahm Katjas Aufforderung, weiterzuerzählen, gekonnt auf. „Uns ist doch am wichtigsten, dass das Wunsch- und Wahlrecht gestärkt wird. Es soll endlich eine absolute Vorfahrt für Inklusion geben.“

„Wie meinst du das genau?“

„Das bedeutet, dass, wenn jemand derzeit in einer Wohneinrichtung lebt und klar sagt ‚Ich will raus‘, auch die Hilfen bekommen soll, die gebraucht werden, um eine passende Wohnung zu

finden, die nötige Assistenz zu organisieren und das alles zu finanzieren. Und das soll auch für den Auszug aus dem Elternhaus und den Weg aus Werkstätten auf den allgemeinen Arbeitsmarkt gelten. Das klingt vielleicht kompliziert, aber eigentlich ist das eine konsequente Weiterentwicklung der Personenzentrierung. Ok, leichter gesagt: wer Inklusion will, soll die auch bekommen. Das ist ganz im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention – und in unserem Sinne."

„Klingt ja gut. Was steht noch im Gesetzentwurf?" Helen wollte genauer Bescheid wissen, denn sie wusste bereits, dass der Beschluss des Gesetzes als Aufhänger für ihren erneuten Studiobesuch bei Menschenrechte konkret angedacht war.

Claudia begann, ganz in ihrem Element, zu dozieren: „Im Kern wird die bürokratische Anrechnung des Einkommens und Vermögens endlich abgeschafft, wenn man Eingliederungshilfe beantragt oder bekommt. Das haben wir seit langem gefordert. Die Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatungsstellen sollen gestärkt und die Teilhabeberatungsstellen, die behinderte Menschen beschäftigen, noch besser finanziert werden."

„Kann ich vielleicht mal in so 'ner Beratungsstelle arbeiten?", warf ein Gruppenmitglied fragend ein. Er wollte schon lange aus der Werkstatt raus. Er hatte ein gutes Händchen für die Beratung anderer behinderter Menschen, auch durch seine Peer Counseling Weiterbildung. „Wir behinderten Berater*innen werden dort gebraucht. Wir haben unsere eigenen Erfahrungen mit Wohneinrichtungen und Werkstätten. Und kennen den Weg zu mehr Inklusion."

Claudia bestätigte seine Hoffnungen, auch wenn ihr insgeheim klar war, dass für solche Budget für Arbeit-Lösungen in den staatlich geförderten Beratungsstellen noch einige Details mit der nicht unkomplizierten Bundesverwaltung geklärt werden

müssten. Sie kannte manch leidvolles Ringen um bürokratische Hindernisse im Vergabewesen der Verwaltungen, die oft nichts mit der Lebensrealität behinderter Menschen zu tun hatten.

„Ein wichtiger Teil der Reform ist die Entbürokratisierung“, fuhr Claudia passend zum Thema fort.

Die ersten Unmutsäußerungen waren nicht zu überhören.

„Ja, ich weiß. Unter dem Deckmantel der sogenannten Entbürokratisierung haben wir in den letzten Jahren vor allem erhebliche Kürzungen erleben müssen. Wir behinderten Menschen sehnen uns nach Entbürokratisierung. Aber die Kostenträger haben damit meist nur Leistungskürzungen im Sinn. Dabei haben die doch die Bürokratie maßgeblich selbst auf die Spitze getrieben. Ich sag nur komplizierte Teilhabeplanungen und Bedarfsermittlungen. Und behinderte Menschen, bei denen sonnenklar ist, dass sich ihre Bedarfe nicht ändern können, wurden und werden immer und immer wieder begutachtet und überprüft. Ob ihr’s glaubt oder nicht, damit soll jetzt Schluss sein! Die verschiedenen Erhebungsbögen der einzelnen Bundesländer sollen bundeseinheitlich und vor allem auch mit digitaler Unterstützung vereinfacht werden. Behinderte Menschen sollen bei der Erhebung ihrer Bedarfe und ihrer Ziele jetzt nicht mehr nur auf dem Papier, sondern wirklich DIE zentrale Rolle spielen.“

„Bravo, bravo!“ Klaus Kriske applaudierte und war ganz aus dem Häuschen.

Damit unterbrach er den Redefluss und das Mitteilungsbedürfnis der blinden Juristin jedoch nur sehr kurz. „Die Werkstätten und Wohneinrichtungen werden in Zukunft zu Übergangskonzepten mit konkreten Vorgaben gezwungen. Damit soll der Weg zu inklusiven Angeboten und Arbeitsmöglichkeiten geebnet werden – und zwar zusammen mit behinderten Menschen selbst! Vielleicht erleben wir es noch, dass sich die Behindertenhilfe und

Behindertenpolitik an unseren Bedürfnissen orientieren, statt vorwiegend an den Interessen der Betreiber von Einrichtungen, Dienstleistungsanbietern und den Kostenträgern."

Claudia Liese war an dieser Stelle selbst ganz begeistert ob der Gesetzesreform und der daraus resultierenden Möglichkeiten.

„Im Gesetz sollen auch konkrete Partizipationsstandards mit aufgenommen werden, damit die Mitwirkung behinderter Menschen bei Entscheidungsprozessen geregelt wird. Und das Beste: Hierfür sollen vereinfachte und höhere finanzielle Mittel für die Selbstvertretungsorganisationen bereitgestellt werden."

„Und was ist mit den Persönlichen Budgets? Es gibt doch schon so viele behinderte Menschen, die ihre Assistenz selbst organisieren. Und die sind selbst Arbeitgeber*innen. Was tut sich bei den Budgets?" Dieser Punkt trieb Heiko Müller um.

Er hatte sich in den letzten Jahrzehnten unermüdlich dafür eingesetzt, dass behinderte Menschen unabhängig von ambulanten Diensten oder Einrichtungen das Geld für ihre persönliche Assistenz selbst in die Hand bekamen. So konnten sie selbst wählen, wer ihnen wann und wo und zu welchen Bedingungen half, anstatt darauf warten zu müssen, wer wann von einer Sozialstation oder einem ambulanten Dienst für Hilfeleistungen vorbeikam. Wiederholt hatte er in der Enthinderungsgruppe darüber berichtet, wie denjenigen, die Persönliche Budgets nutzten, zuweilen das Leben von den Kostenträgern schwer gemacht wurde.

„Gute Frage, Heiko. Das war auch ein Thema bei der Anhörung. Auch die Persönlichen Budgets sollen erheblich entbürokratisiert werden. Es soll vor allem Musterzielvereinbarungen geben. Die sollen alle Aspekte der Beschäftigung von Assistenzkräften berücksichtigen und damit Standard werden. Ich hab' mich extra dafür eingesetzt. Hoffentlich wird das auch so beschlossen",

führte Claudia enthusiastisch aus: „Heiko, dein jahrzehntelanger Kampf könnte sich also endlich auszahlen. Und …“

„Claudia, sorry, dass ich unterbreche. Aber die Zeit für diesen Tagesordnungspunkt ist abgelaufen. Nur eine letzte Frage: Kennst du den Zeitplan, wann das Gesetz im Bundestag verabschiedet werden soll?

„Es steht für den 1. Dezember 2034 zur Verabschiedung auf dem Bundestagsplan. Genau rechtzeitig vor dem 3. Dezember. Unser Tag! Der internationale Tag der Menschen mit Behinderungen. Wenn die Bundestagsabgeordneten den Entwurf nicht noch auf der Zielgeraden verschlechtern oder verschieben, dann wäre das passend. Dann könnte der Deutsche Behindertenrat im Vorfeld des 3. Dezember eine große Sause in Berlin veranstalten. Und wir können endlich mal wieder Erfolge feiern, was wir in der dunklen Zeit der letzten Jahre nur selten machen konnten.“

„Dann lassen wir‘s richtig krachen“, freute sich Bernd Friedrich. Er liebte es, das Tanzbein zu schwingen.

Während Claudia Lieses ausführlichen Erläuterungen waren Helens Gedanken langsam abgedriftet. Ihr wurde klar, dass sie schnell Kontakt zur Redaktion von Menschenrechte konkret aufnehmen sollte. Wäre es nicht cool, wenn am Tag der Gesetzesverabschiedung das Interview mit Helen und damit die Sendung des 26. März, dem Tag des Anschlags, zu Ende gebracht werden könnte?! Dann könnte neben den Recherchen über die Verstrickung von Politik und Wohlfahrt auch die Erfolgsmeldung über das neue Gesetz verbreitet werden. Helen wusste, dass man nach der Gesetzesreform schnell über die neuen Möglichkeiten aufklären und Aktive dafür gewinnen musste, die neuen Regelungen zu nutzen und damit mitzuprägen.

An eine Sache wollte Helen in diesem Zusammenhang aber ganz und gar nicht denken: Ein erneuter Studiobesuch würde für

sie angesichts der immer wiederkehrenden Albträume über den Anschlag eine größere Herausforderung darstellen. Also freute sie sich erst einmal mit den anderen über die geplante Gesetzesreform. Dafür wollten sie den Abend anschließend gemeinsam in der Kneipe ausklingen lassen, um schon einmal vorsichtig auf den sich abzeichnenden Erfolg anzustoßen. Einen Erfolg konnten sie bereits ganz sicher verbuchen: Claudia hatte bei der Gesetzesanhörung auf Vorschlag einer Regierungspartei die Chance erhalten, im Bundestagsausschuss ihre Sichtweise einzubringen.

Heimsuchungen

Als Franziska Kurz dem Ermittlungsteam von ihren Eindrücken ihres Vor-Ort-Besuchs bei Helen Weber und über ihre Recherchen in deren Umfeld berichtete, wurde dies ohne große Begeisterung zur Kenntnis genommen. In der Ermittlerin arbeitete es jedoch weiter. Ihr waren die Erinnerungen an ihre Gespräche nach wie vor sehr präsent. Auch wenn ihre innere Stimme zwischenzeitlich wesentlich leiser als vor einigen Wochen war, hörte sie diese noch immer flüstern: „Irgendetwas ist da."

Die Ermittlungen in alle möglichen anderen Richtungen brachten keine weiteren Ergebnisse. Die Sendung Menschenrechte konkret hatte zwar viele ausgemachte Gegner*innen, doch gab es bisher keinerlei Anknüpfungspunkte für einen Anschlag. Ein Bekennerschreiben war auch nicht eingegangen. Es gab nicht einmal Trittbrettfahrer, die sich bei solchen Anschlägen zuweilen hervorzutun versuchten. Mit dem mittlerweile geschwundenen Interesse der Öffentlichkeit an dieser Tat entwich zusehends auch die Energie aus dem Ermittlungsteam, das bereits um zwei Personen reduziert worden war.

Und doch, irgendwie beschäftigten die Aussagen der verschiedenen Akteur*innen an Helen Webers Wohnort Franziska Kurz

immer noch. Und so arbeitete sie sich durch zig Artikel rund um das Thema behinderte Menschen und vor allem über die Kritik an bestehenden Behinderteneinrichtungen. Langsam entstand in ihr ein umfassenderes Bild über die Diskussionen, aber auch die verschiedenen Interessen der einzelnen Akteur*innen. Sie beantragte eine weitere Dienstreise zu Helen Webers Wohnort. Sie wollte, ja musste erneut mit einigen Akteur*innen sprechen. Was hatte es mit dem Argument, dass durch eine tatsächliche Umsetzung der Inklusion einigen Behinderteneinrichtungen Einfluss und Geld verloren gehen und Arbeitsplätze gefährdet sein könnten, auf sich? Dieser Sache wollte sie besonders nachgehen.

Vor Ort angekommen, traf sie sich zuerst erneut mit Helen Weber. Diese Frau war Franziska Kurz ans Herz gewachsen. Sie fand es mehr als fair, den Kontakt mit ihr zu halten und sie über den Ermittlungsstand zu informieren. Von Helen Weber erfuhr sie nicht viel Neues, außer, dass es nun einen Zukunftsprozess mit einer Wohneinrichtung und der Werkstatt für behinderte Menschen gab.

„Anscheinend sind denen ein paar Lichter aufgegangen? Oder der Druck, sich verändern zu müssen, ist so groß, dass die uns plötzlich ernst nehmen müssen?“ Helen war sich nicht sicher, welche ihrer Einschätzungen der Wahrheit näherkam.

Die Ermittlerin begann ihre erneuten Gespräche in der Werkstatt für behinderte Menschen.

„Wie war das, als die Werkstatt aufgrund eines Brandanschlags abgebrannt war?“ Sie wollte der Sache auf den Grund gehen. Vielleicht gab es aus dieser Zeit noch offene Rechnungen?

Die Leiterin der Lindentalwerkstatt berichtete ihr bereitwillig von dieser Zeit. Dabei legte sie ihren Fokus hauptsächlich darauf, dass ihnen durch den Brand letztendlich der Bau einer größeren und schöneren Werkstatt ermöglicht worden war. Ja, einige

behinderte Menschen hätten damals die Werkstatt verlassen. Und ja, die Enthinderungsgruppe trieb die Diskussionen manchmal sehr auf die Spitze. Aber durch die gute Zusammenarbeit mit den Förderschulen vor Ort hätten freigewordene Plätze in der Werkstatt schnell wieder aufgefüllt werden können. „Der Werkstatt geht es heute besser denn je. Ein Generationenwechsel hat dazu beigetragen, dass Inklusion auch in meiner Werkstatt ein großes Thema ist“, schwadronierte die Leiterin der Einrichtung.

Hier schien der Werkstattbrand also mehr positive als negative Auswirkungen gehabt zu haben. Die Ermittlerin konnte den Worten der Werkstattleiterin nur wenig Groll entnehmen. Ganz im Gegenteil. Wäre das nicht zu weit hergeholt, könnte man fast auf die Idee kommen, die Werkstattleiterin hätte die alte Werkstatt selbst in Brand gesteckt. Doch der Franziska Kurz ging es nicht um die damalige Brandstiftung. Sie war auf der Suche nach Motiven für den Anschlag auf Helen Weber und die Sendung Menschenrechte konkret.

Bei ihren Gesprächen in der Wohneinrichtung, in der sich ihre innere Stimme vor einigen Wochen das erste Mal zu Wort gemeldet hatte, ergab sich für Franziska Kurz ein etwas anderes Bild. Sie konnte die Zwischentöne während ihrer Unterhaltungen über die Schwierigkeiten mit den Veränderungen zum inklusiveren Wohnen behinderter Menschen deutlich wahrnehmen. Die Ermittlerin fiel ein zum Teil übertriebenes Verteidigen und Loben der eigenen Einrichtung auf. Als wohltätiges Getue empfand sie es inzwischen, wenn von Mitarbeiter*innen oder Einrichtungsleitungen lobgepriesen wurde, wie gut es die Bewohner*innen in ihren jeweiligen Einrichtungen hätten.

Helen Weber und Katja Franke hatten bezüglich der Einstellung der Ermittlerin gegenüber dem Hilfesystem für behinderte Menschen einiges verändert. Das merkte Franziska Kurz jetzt, da sie

wieder vor Ort war und verschiedene Mitarbeitende erneut befragte. Ja, sie ärgerte sich zunehmend, wenn Kritik gegenüber Einrichtungen für behinderte Menschen von offizieller Seite als „pauschale Agitation“ abgetan wurde.

Franziska Kurz wollte ihrem Gefühl unbedingt weiter nachspüren. Die Ermittlerin ließ sich daher eine Liste aller Mitarbeitenden und deren Arbeitspläne um die Zeit des Anschlags am 26. März 2034 geben. Sie verbrachte ihren gesamten zweiten Abend im Hotel damit, diese Liste sehr sorgfältig zu studieren. Fünf Mitarbeiter*innen hatten zu besagter Zeit zwischen zwei und drei Wochen Urlaub. Genau diese Personen wollte sie am nächsten Tag näher unter die Lupe nehmen.

Als Franziska Kurz am nächsten Morgen an Christof Zicklers Bürotür klopfte, war dieser bereits vorgewarnt. Die Leiterin der Wohneinrichtung hatte ihn gleich Frühs beiseite genommen und informiert, dass die Ermittlerin Gespräche mit einigen Mitarbeiter*innen führen würde. Nämlich mit all jenen, die um den 26. März herum Urlaub gehabt hatten. Dabei hielt sie nicht hinterm Berg, dass sie inzwischen von der Polizistin ziemlich genervt war und sie sich frage, was die bei ihnen in der Einrichtung eigentlich wollte. Ihre Anwesenheit war ganz und gar nicht gut für das Image ihrer Einrichtung.

Christof Zickler hatte bereits tags zuvor mitbekommen, dass die Polizistin erneut im Hause unterwegs war. Zum Feierabend hin war er heilfroh gewesen, ihr noch nicht begegnet zu sein. Nach einem erneut heftigen Albtraum in der vergangenen Nacht, bei dem er von der Polizei gejagt wurde, hatte er heute früh versucht, die Angelegenheit bei Seite zu schieben. Als die Leiterin ihm die Nachricht überbrachte, dass sich die Polizistin auch mit ihm unterhalten wollte, war er bedacht, nach außen hin total cool zu bleiben. „Kein Problem, ich bin heute da. Ich hab‘ auch etwas

Zeit“, formulierte er seine Antwort kurz und knapp und möglichst selbstbewusst. Er war erleichtert, als die Leiterin schnell wieder von dannen schritt.

Jetzt stand die Ermittlerin also in seinem Büro. Er war mit all seinen Sinnen hellwach und in Alarmbereitschaft. Christof Zickler begrüßte sie möglichst freundlich, aber weder zu überschwänglich noch zu ablehnend.

„Mein Name ist Franziska Kurz. Sie haben sicherlich schon mitbekommen, dass ich einige Gespräche in Ihrer Einrichtung führe“, eröffnete diese sofort das Gespräch. Ihr war es wichtig, ihre Dominanz zu betonen.

„Ja. Was kann ich für Sie tun?“

Die Ermittlerin wollte sich langsam an die von ihr Befragten herantasten, sodass sie nicht gleich nach seinem Alibi für den 26. März fragte.

„Für was sind Sie hier in der Einrichtung zuständig?“, begann sie harmlos zu fragen. Das konnte ihr Christof Zickler leicht beantworten.

„Was halten Sie vom Thema Inklusion?“ Diese Frage kam für ihn schon überraschender. Er holte kurz Luft. Ihm wurde bewusst, dass diese Befragung kein guter Rahmen für seine sonst inzwischen zwar abgeschwächten, aber immer noch häufigen, Schimpfkanonaden war.

„Ein schwieriges Thema“, begann er. „Ich kann ja schon gut verstehen, dass behinderte Menschen mitten in der Gesellschaft leben wollen. Wie andere auch. Aber hier in der Wohneinrichtung erlebe ich täglich, dass vieles von dem halt nicht geht. Wir haben behinderte Menschen, die sehr viel Betreuung brauchen. Und die kann man mit Inklusion auch nicht wegdiskutieren. Für die fitten,

leichter behinderten Menschen ist sicherlich einiges möglich“, lavierte er sich durch die zweite Frage von Franziska Kurz.

„Sehen Sie Ihren Arbeitsplatz durch solche Bestrebungen bedroht?“

„Hier aus der Einrichtung sind in den letzten Jahren schon ein paar Menschen ausgezogen. Aber es sind auch immer wieder einige dazu gekommen. Und ich bin immer noch da. Ich hab‘ da keine Angst. Einige meiner Kollegen schon. Manche sind auch gegangen.“

Während er sprach, merkte er, dass er mit seiner Antwort nicht ganz zufrieden war. Er fühlte sich wie bei einer Prüfung. Und Prüfungen hatte er schon immer gehasst. Er kam ins Schwitzen. Das bemerkte die Ermittlerin bestimmt auch. Zum Glück stand das Fenster leicht offen und etwas Frischluft kam herein.

„Wo waren Sie dieses Jahr am 26. März?“

Auf diese Frage hatte sich Christof Zickler vorbereitet, sodass der empfundene Prüfungsstress etwas nachließ. Und dass, obwohl genau dies die zentrale Frage war, auf die es ankam.

„Da muss ich nicht lange überlegen“, antwortete er, „da hab‘ ich Urlaub an der Ostsee gemacht. Das weiß ich noch genau. Ich war nämlich drei Wochen unterwegs. Und ich mach‘ selten so lange Urlaub.“

Ob es hierfür Zeugen gäbe, wollte die Ermittlerin von ihm wissen.

„Ich hatte dort ab dem, ich glaube, 23. März eine Ferienwohnung gemietet. Die Vermieterin und andere Leute im Dorf haben mich bestimmt öfter gesehen“, erzählte Christof Zickler.

Wie froh war er nun, schon einige Tage vor dem Anschlag die Ferienwohnung angemietet zu haben und an die Ostsee gefahren zu sein.

Die Ermittlerin schrieb sich seine Informationen auf und fragte nach dem genauen Ort. Sie bat ihn, ihr die Kontaktdaten der Vermieterin per Mail zukommen zu lassen, da er diese bestimmt nicht im Kopf habe. Richtig, er wusste sie tatsächlich nicht auswendig.

Als Franziska Kurz ihm ihre Visitenkarte mit der Mailadresse gab, erkundigte sie sich noch, ob er allein dort gewesen war. „Ihre Frau war nicht mit dabei?“ Christof Zickler antwortete wahrheitsgemäß, dass er nicht verheiratet sei und derzeit in keiner Beziehung lebe. Eben deshalb sei diese Zeit für ihn auch so besonders gewesen, weil er seinen längeren Urlaub allein sehr genossen habe.

„Bitte kontaktieren Sie mich unbedingt, falls sie noch eine Idee haben, wer es auf Helen Weber abgesehen haben könnte.“ Mit diesen Worten verabschiedete sich die Ermittlerin von ihm und verlies sein Büro.

Als er die Türe hinter Franziska Kurz geschlossen hatte, machte Christof Zickler sein Fenster ganz auf und musste sich erst einmal hinsetzen. Er atmete tief durch. Er fand, dass er das Gespräch gut gemeistert hatte. Trotzdem, die Befragung hatte ihm einen gehörigen Schrecken eingejagt. Vor allem der letzte Satz der Ermittlerin, wer es auf Helen Weber abgesehen haben könnte, bekam er nicht so leicht aus seinen Gedanken verbannt.

Er wusste nicht, ob er einer weitergehenden Befragung in einem Verhörraum standhalten würde. Er litt schon genug unter seinen immer wieder kehrenden Träumen. Und unter einer größer werdenden Angst, für diese Tat ins Gefängnis zu müssen. Zunehmend plagten ihn auch Gewissensbisse, was er mit seinem Anschlag angerichtet hatte. Immer und immer wieder hatte er das Bild von Helen Weber vor Augen. Er musste diese Gedanken möglichst schnell vertreiben. Sie begannen ihn zu lähmen. Das

hatte er gemerkt, als er beim Gespräch mit der Polizistin ins Schwitzen geraten war. Schnell ging er in die Gruppenküche. Er hatte einem älteren Bewohner versprochen, ihm bei der Zubereitung eines kleinen Gerichts zu helfen.

Erfolgsgeschichten

Heute ging es um konkrete Geschichten von Menschen, die den Weg aus Behinderteneinrichtungen zu einem inklusiveren Leben geschafft haben. Ich begrüßte Helen freudig und fragte, ob sie gute Geschichten für diesen Austausch mitgebracht hatte.

„Ja. Aber ich musste schon länger darüber nachdenken, welche besonders gut sind. Wir haben in den letzten Jahren so viele Menschen unterstützen und begleiten dürfen“, leitete Helen unser Gespräch ein.

„Dann bin ich mal gespannt.“

Helen erzählte zunächst, dass sie und Katja entschieden hatten, Geschichten, die sich im Umfeld der Enthinderungsgruppe entwickelt hatten, und somit auch ihre eigene Geschichte, bei Seite lassen zu wollen. „Ich will dir Geschichten erzählen, die zeigen, was die Pat*innen machen. Wie unterschiedlich sie unterstützen. Und ich will dir verschiedene behinderte Menschen vorstellen, die für sich und damit auch für andere einiges erreicht haben.“

Das war ganz in meinem Sinne. Es konnte los gehen.

Auszug aus dem Elternhaus

„Ich fange mal mit ‘ner Geschichte einer jungen autistischen Frau an. Ich nenne sie Karla Frisch. Ich habe sie kennengelernt, da war sie 22. Sie hatte damals bereits einen Job auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt, bei einem Transportunternehmen. Sie hat sehr engagierte Eltern. Die haben ihr beim Job geholfen. Wir haben Karla Frisch beim Thema Wohnen unterstützt. Sie war unsicher, wo und wie sie wohnen und leben wollte. Dafür hat sie ihre

Persönliche Zukunftsplanung gemacht. Karla hat sich wichtige Personen ausgesucht und sie zu ihrem Zukunftstreffen eingeladen. War die baff: Tatsächlich sind alle gekommen. Sie wünschte sich ‘ne kleine Wohnung, nicht zu weit weg von ihrer Arbeitsstelle. Sie wollte sich einfach nur, wie andere erwachsene Menschen auch, vom Elternhaus abnabeln. Doof war, dass der Kostenträger die Moderation der Zukunftsplanung damals nicht bezahlt hat.“

„Persönliche Zukunftsplanung. Du hast das schon mal erwähnt. Ist die für eure Arbeit wichtig?“

„Auf jeden Fall. Wenn ‘ne Persönliche Zukunftsplanung gut gemacht ist, ist das ‘ne richtig dufte Sache. Vor allem für die planende Person, um die es geht und die im Mittelpunkt steht. Das Problem ist aber immer wieder die Finanzierung. Die Kostenträger bezahlen die Moderation noch immer nicht ohne weiteres. Dabei sind Zukunftsplanungen was Tolles und für die Teilhabe behinderter Menschen Wichtiges. Denn damit kann man die verordneten Teilhabepläne vorbereiten und ergänzen. Zum Glück gibt es ein aktives Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung. Die haben wichtige Grundsätze für Zukunftsplanungen entwickelt. Und es gibt gut qualifizierte Zukunftsplaner*innen. Die haben viele Weiterbildungskurse für Moderator*innen gemacht.“

Helen holte kurz Luft.

„Aber wie ist es für Karla Frisch weiter gegangen?“ Ich war an ihrer Geschichte interessiert.

„Für sie war die Zukunftsplanung super. Endlich war ihr Wunsch auf dem Tisch: Ausziehen aus dem Elternhaus in ‘ne eigene Wohnung, und das bald. Bei ihrem Zukunftstreffen hat sie gemerkt, dass sie dabei Hilfe und ein gutes Netzwerk brauchen würde. Wer wusste von freien Wohnungen? Wie könnte nach ihrem

Umzug die nötige Unterstützung organisiert werden? Wie konnte sie lernen, sich selbst etwas zu kochen? Und so viel mehr.“

„Und hat es geklappt?“ Ich wollte endlich das Ergebnis wissen.

„Stopp. Nicht so schnell. Damals hab‘n alle ganz schön schnell gemerkt, dass es mit Karlas tollem Zukunftstreffen eben nicht getan war. So ein Persönliches Zukunftsplanungstreffen ist mehr als ein nettes, schönes und einmaliges Event. Es ist eher der Auftakt zu einem Prozess. Oder noch besser gesagt, einer Zukunftsbegleitung. Das war für Karla erst mal schwer auszuhalten. Wir alle hab‘n bei ihrer Zukunftsplanung sehr viel gelernt. Viele behinderte Menschen müssen einfach länger, manchmal richtig langfristig begleitet werden. Damit sie dranbleiben, ihre Ziele verfolgen. Und diese hoffentlich erreichen.“

„Anfangs gab’s auch Rückschläge“, fuhr Helen fort. „Wir hab‘n dem Kostenträger damals einfach nicht beibiegen können, dass die Zukunftsplanung und -begleitung für Karla Frisch superwichtig waren. Das war die perfekte Unterstützung für ihre gleichberechtigte Teilhabe am Leben. Der Kostenträger hätte wahrscheinlich sogar lieber gesehen, wenn sie in ‘ne Behinderteneinrichtung gezogen wäre. Wie viele andere behinderte Menschen auch. Frei nach dem Motto, Schublade auf, Geld für die Unterbringung in der Einrichtung bewilligen, Schublade wieder zu. Dabei hätte die das viel mehr gekostet.“

Ich merkte, Helen wollte mehr darüber erzählen, also hakte ich nach. „Und, wie ging das dann damals Schritt für Schritt weiter? Habt ihr euch um alles bei der Zukunftsplanung gekümmert?

„Ne. Wir hatten riesig viel Glück mit ‘ner flexiblen Moderatorin. Zwischen Karla und ihr hat‘s halt gepasst. Eine tolle Organisation hat ihren Zukunftsplanungs-Prozess modellhaft finanziell ein bisschen unterstützt. Erst sah‘s so aus, als ob Karla in ein Wohnprojekt einzieht. Das wurde damals in der Stadt entwickelt. Sie

und wir sind lange drangeblieben. Aber am Ende ist nichts draus geworden. Da gab‘s leider Schwierigkeiten im Projekt.“

„Und?“

„Es hat sich ‘ne neue Möglichkeit ergeben. Nach vielen Vorbereitungen und viel Durchhaltevermögen hat Karla dann ihren Einzug in die eigene Wohnung gefeiert. Jetzt wohnt sie in ‘ner Wohnanlage mit sozialem Anspruch. Mensch, waren wir alle und natürlich Karla Frisch damals auf diesen Erfolg stolz. Sie lebt noch heute dort. Und hat auch ihren Job gehalten. Sie hat von Anfang an unterstütztes Wohnen und Assistenzleistungen bekommen. Bis heute. Das war ‘ne krasse Erfahrung für uns alle. So positiv. Das hat uns richtig Schwung gegeben, um noch mehr behinderte Menschen auf ihrem Weg zum selbstbestimmten Wohnen zu unterstützen. Darum erzählen wir Karla Frischs Geschichte oft. Und gern. Den vielen Das-geht-doch-nicht-Sager*innen hab‘n wir ‚da wird’s gemacht‘ entgegensetzen können. Das war der Startschuss für unser Pat*innen-System in unserer Stadt. Und da hatte vor allem Claudia Liese ihre Finger mit im Spiel.“

Pat*innen öffnen Türen

Claudia Liese hatte während Karla Frischs Zukunftstreffen ihren Job bei der Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatung begonnen. Anfangs war Claudia noch nicht in Karlas Zukunftsplanung eingebunden. Diese hatte sie das erste Mal zu einem Treffen eingeladen, als sie bereits gute Chancen auf eine Wohnung in besagtem neuen Wohnprojekt hatte. Karla brauchte Claudias Expertise: Welche Unterstützung konnte sie für ihr selbstbestimmtes Wohnen bekommen? Was musste sie beantragen? Dafür war die blinde Juristin die perfekte Ansprechpartnerin.

„Das hat wahrscheinlich wegen Claudias Unterstützung alles geklappt, oder?“

Helen überlegte kurz. Sie war beglückt von meiner Frage. Endlich konnte sie in das Thema Pat*innen und welche Türen diese geöffnet hatten einsteigen.

„Ich erinnere mich noch gut an Svenja Abel“, begann Helen ihre Ausführungen zu dieser Geschichte. „Sie war Ende 20. Da hat sie sich bei Claudia in der Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatungsstelle gemeldet. Svenja hat in ihrer Kindheit in verschiedenen großen Wohneinrichtungen gewohnt. Mit 18 ist sie in ‘ne kleinere Wohngemeinschaft mit sieben anderen behinderten Menschen gezogen. Da war sie schon mal sehr froh. Am Anfang hat sie sich in der WG viel freier gefühlt. Aber sie hat schnell gemerkt, dass es dort ähnlich wie im Heim war: feste Essenszeiten und sie musste sich auch danach richten, wann die Betreuer*innen Zeit für sie hatten, um ihr auf die Toilette zu helfen, sie anzuziehen oder wenn sie was unternehmen wollte. Mal allein weggehen ging wegen dem Personalschlüssel für die WG kaum. Niemand konnte sie in ein Konzert oder zu Treffen mit Bekannten außerhalb der Gruppe begleiten. Ständig war jemand krank. Der Personalmangel dominierte oft die Realität zwischen Anspruch und Wirklichkeit.“

Helens Stimme wurde brüchiger, je mehr sie erzählte. Die Erinnerungen brachten merkbar ihre eigene Erfahrungen zurück.

„Und dann noch die gepredigte professionelle Distanz. Da war ‘ne Mitarbeiterin. Die hat Svenja zweimal privat zu Konzerten begleitet. Und, was war das Ende vom Lied?“ Helen wurde immer emotionaler. „Die tolle Mitarbeiterin hat deshalb Schwierigkeiten bekommen. So was hat die Leitung gar nicht gern gesehen. Dann gab’s da noch zwei Betreuer*innen, …“

„Sie ist also in die Beratungsstelle zu Claudia gekommen?“ unterbrach ich Helen.

„Ja, genau. Claudia hörte sich erst mal alles an. Svenjas Wunsch: Ausziehen aus der Wohngruppe.“ Helen erzählte, dass Claudia von Anfang an klar war, dass der Weg, dieses Ziel zu erreichen, lang sein könnte. Also bot sie Svenja Abel an, sich doch mit jemandem auszutauschen, die selbst aus einer Wohneinrichtung ausgezogen war. Diese könne ihr sicherlich erzählen, was dabei alles wichtig ist.

„Und diese Person war ich!“ Helen strahlte nun wieder.

„Warst du damit die erste Patin bei euch in der Stadt?“

„Ne. Ich hab‘ mich nur ein paar Mal mit ihr getroffen. Sie hat was andres gebraucht. Eben eine weitere Person. Die musste sich mit Wohnungssuche und anderen praktischen Dingen auskennen. Unser Austausch war auf eine andere Art wichtig. Svenja hatte so viele Fragen. Ich kannte die Fragen ja noch aus meiner Zeit im Heim. Als ich mich damals aus der Wohneinrichtung befreit hab‘. Svenja hatte Zweifel, ob sie das überhaupt schaffen würde. Ging das mit ihrem Assistenzbedarf überhaupt? Also hab‘ ich zu ‘nem Treffen auch ‘nen behinderten Mann mit sehr hohem Assistenzbedarf mitgebracht. Der hat seine Assistenz zuerst vom ambulanten Dienst bekommen. Später hat er sich entschieden, seine Assistent*innen selbst auszusuchen. Er hat sie selbst angestellt und abgerechnet. Da hat er sich viel freier gefühlt. Und selbstbestimmter. Aber zurück zu deiner Frage, sorry. Claudia hat den Paten für Svenja in ihrem Bekanntenkreis gefunden. Er und Svenja haben sich gut verstanden. Die beiden treffen sich immer noch manchmal zum Kaffee. Oder bei Veranstaltungen.“

„Heißt das, dass Svenja aus der Wohngruppe ausgezogen ist?“

„Ja. Aber es hat über ein Jahr gedauert, bis die beiden ‘ne passende Wohnung gefunden hab‘n. Die musste ja barrierefrei und bezahlbar sein. Und dann musste auch noch alles ineinandergreifen: Die neue Wohnung renovieren. Erschwingliche Möbel

finden. Den Umzug organisieren. Genau da hab‘n wir gemerkt, wie wichtig ein guter Pate ist. Die beiden kamen super miteinander klar. Und der Pate konnte viele seiner privaten Kontakte anzapfen. So hab’n sie alles geschultert für den Umzug. Das war damals ‘n richtiger Kraftakt. Noch viel schwieriger als bei mir.“

„Claudia war in diesem Prozess auch wichtig“, berichtete Helen weiter. „Sie blieb dran, dass Svenjas Antrag für ihre Assistenz rechtzeitig bearbeitet und bewilligt wurde. Svenja wollte nämlich alles planen und vorantreiben, ohne von den Betreuer*innen ihrer Wohngruppe abhängig zu sein. Die meisten hab‘n dort nur noch herzlich wenig für sie gemacht, als sie von Svenjas anstehendem Umzug gehört haben. Später hat uns Svenja mal erzählt, warum es ihr so wichtig war, dass die Einrichtung lange nichts von ihren Umzugsplänen wissen sollte. Als sie denen erzählt hatte, dass sie ausziehen wird, ist die Stimmung ihr gegenüber schnell umgeschlagen. Aus deren Blickwinkel verließ sie das Nest Wohngruppe – und das passte vielen Mitarbeiter*innen, aber auch Bewohner*innen nicht. Das waren schwierige Zeiten für Svenja. Ich weiß noch, wie‘s für mich war: Wenn man auf die Hilfe von Mitarbeiter*innen angewiesen ist, ist‘s nicht einfach, wenn schlechte Stimmung herrscht und man nicht gemocht wird.“

An diesem Abend schwebte Helens eigene Betroffenheit über allem. Sich an diese Zeiten zu erinnern, war für sie nicht leicht.

„Ich habe schon oft von diesen enormen Abhängigkeiten und dem Stimmungswandel bei Mitarbeiter*innen gehört, wenn behinderte Menschen die Einrichtung verlassen wollen.“

„Das ist echt ‘n richtig großes Problem. Und genau deshalb braucht’s unabhängige Unterstützer*innen und Pat*innen. Die Pat*innen begleiten die, die sich verändern wollen. Aber wir hatten auch Mitarbeiter*innen von Einrichtungen, die toll geholfen haben. Danach hatten es einige mit ihren Kolleg*innen nicht

immer leicht. Manche haben später sogar gekündigt. Sie waren so ernüchtert, wie die Leute aus ihrer Einrichtung auf ihre Unterstützung hin zum selbstbestimmteren Leben reagiert haben.“

Helen erzählte mir, dass positive Unterstützung durch Einrichtungen scheinbar keine Selbstverständlichkeit war. Oft wurden Wünsche kleingeredet. Menschen wurden entmutigt, dass sie ein Leben in einer eigenen Wohnung nicht schaffen würden, dass so etwas nicht finanzierbar wäre. Vielen Betreuer*innen wären tausend Gründe gegen Veränderungen eingefallen. Dabei sei es doch gerade ihr Job, behinderte Menschen zu unterstützen, um ihnen ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen, eben ein Leben wie das von nicht behinderten Menschen auch.

„Die sollen uns nicht auch noch behindern, wenn‘s ernst wird“, brachte es Helen auf den Punkt.

Aber auch Zukunftsplanungen garantierten aus ihrer Sicht per se keinen Erfolg. „Nicht alle Zukunftsprozesse und Planungen waren auf den ersten Blick erfolgreich. Manches hat erst einmal nicht geklappt. Oder lange gedauert. Manchmal war die Zeit auch noch nicht reif für Veränderungen. Manchmal hat passende Unterstützung gefehlt. Oder die planende Person hat ‘nen Rückzieher gemacht. Und dann hieß es gleich: ‚Ich hab’s doch gewusst. Das muss scheitern.‘ Das hab’n natürlich die gesagt, die sowieso dauernd von den Grenzen vom selbstbestimmten Leben von behinderten Menschen geredet hab‘n. Was ‘n Unsinn. Wir müssen einfach auch Sachen ausprobieren. Umwege gehen. Oder neue Wege einschlagen. Wir müssen manchmal auch schlechte Erfahrungen machen. Und die müssen wir dann eben verdauen. Beim nächsten Mal hab‘n wir draus gelernt, vielleicht.“

Pause. Helen rief sich selbst zur Ordnung. „Du willst sicher wissen, wie‘s mit Svenja weitergegangen ist?“

„Aber klar.“

„Sie ist schließlich in ‘ne eigene Wohnung gezogen. Was ‘n toller Erfolg. Der hat sie so richtig beflügelt. Deshalb hat sie immer öfter über ihre Berufswünsche nachgedacht. Jetzt versucht sie sich grade an ihrem Fachabi. Das ist echt cool.“

Mir wurde klar, dass die Erfahrungen mit Svenja Abel und anderen solchen Geschichten beflügelnde Beispiele für die Vermittlung weiterer Pat*innen sind. Und: Es schien sehr hilfreich zu sein, dass Claudia Liese sowie andere Berater*innen oder Jurist*innen Veränderungsprozesse begleiteten und unterstützten. Scheinbar war es in der Praxis nicht einfach, das Recht auf Teilhabe durchzusetzen.

Recht haben und Recht bekommen

Das Recht auf Teilhabe: eine wahre Herausforderung. Mich und die Behindertenbewegung hatte schon immer die Frage beschäftigt, wie wir nicht nur für gute gesetzliche Regelungen streiten, sondern auch dafür sorgen konnten, dass die bestehenden Gesetze im Sinne der Selbstbestimmung und Teilhabe behinderter Menschen tatsächlich umgesetzt wurden. Während Helen nach dem Erzählen ihrer ersten beiden Geschichten erst einmal eine Pause einlegen musste, um etwas zu trinken, legte ich mir bereits meine nächste Frage zurecht.

„Hast du Beispiele, wo das Zusammenspiel zwischen behinderten Menschen, den Pat*innen und Berater*innen sowie Jurist*innen gut geklappt hat? Also, wo die Rechte von behinderten Menschen entsprechend durchgesetzt werden konnten?“

„Uns war schnell klar, dass wir Menschen gut begleiten und unterstützen müssen. Wenn sie Anträge stellen. Und, dass sie ihre rechtlichen Möglichkeiten kennen. Manchmal gab’s Widersprüche. Und immer wieder auch Klagen. Um das Recht auf Teilhabe vor Gericht durchzusetzen. Das hat leider besonders oft die getroffen, die auf viel Unterstützung, also auf Assistenz angewiesen

waren. Gut, dass sich dafür einige Zentren für selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen zusammengetan hatten. Die haben schon seit 2006 ‘ne Hotline zum Persönlichen Budget und später auch zum Budget für Arbeit betrieben. Zu den Budgets gab‘s von behinderten Menschen und ihren Unterstützungspersonen ganz schön viele Fragen. Berater*innen, die selbst behindert sind, haben die Hotline betrieben. Die hab‘n vielen geholfen, erfolgreich Budgets zu beantragen. Und die hab’n auch viel Wissen als Expert*innen gesammelt. Zu vielen komplizierten Fragen, die mit den Leistungen verbunden sind.“

Helen ließ mich wissen, dass oft viele Detailfragen mit den Kostenträgern zu klären waren, was sich zuweilen zu einer Wissenschaft für sich entwickelte. Sie wusste aus eigener Erfahrung, organisierte und stellte man seine Assistenzkräfte selbst an, mussten beispielsweise Urlaubs- und Krankheitstage geregelt werden. Ohne Assistenz zu sein, konnte mitunter lebensbedrohlich sein. Lohnsteigerungen mussten berücksichtigt werden und das Geld zeitnah fließen, um die Gehälter der Assistent*innen rechtzeitig bezahlen zu können. Und ordnungsgemäß abrechnen musste man das alles auch noch. All dies ähnelte zweifellos dem Personalmanagement eines kleinen Betriebs. Nicht verwunderlich, dass sich viele, die ihre Assistent*innen selbst anstellten, als behinderte Arbeitgeber*innen bezeichneten. Da war es eine große Hilfe, dass ab 2026 die Genossenschaft für behinderte Arbeitgebende ihre Arbeit aufnahm und viele unterstützte.

„Leider gab‘s vor allem in der Anfangszeit immer wieder Reibereien mit Sachbearbeiter*innen. Manche waren in solchen Dingen einfach unerfahren“, erinnerte sich Helen. „Das war eben was andres als das Gewohnte. Sonst mussten sie halt Leistungen bei ambulanten Diensten oder Einrichtung mit festgesetzten Kostensätzen bewilligen. Bei Persönlichen Budgets können

behinderte Menschen aber viel mehr selbst bestimmen. Zum Beispiel wer einen wann, wo und wie unterstützt. Behinderte Menschen können damit ihre Hilfen viel gezielter einsetzen. Vor allem in ihrem Sinne. Und dabei waren die Budget-Modelle sogar oft noch preisgünstiger. Weil die behinderten Arbeitgeber*innen übernehmen ja selbst auch Aufgaben. Die machen sonst ambulante Dienste wie meiner. Und wir haben viele Nebenkosten."

Helen wusste, wovon sie sprach. Sie war selbst seit Jahren bei einem ambulanten Dienst angestellt und kannte inzwischen auch die Kostenseite gut. Sie hätte zu diesem Thema noch viel erzählen können. Von der verstärkten Zusammenarbeit der Jurist*innen. Von gewonnenen Prozessen bis vor dem Bundesverfassungsgericht. Von behinderten Menschen, die sich über Jahre mit Gerichten herumschlugen, um auch für andere eine Bresche zu schlagen. Von der Entscheidung des Bundessozialgerichts, dass die Kosten für eine Assistenz auch bei Urlaubsreisen übernommen werden müssen. Aber das hätte den Rahmen gesprengt.

Mein Kopf schwirrte angesichts Helens vieler Informationen. „Was ihr im Bereich Arbeit vorangetrieben habt, das ist ja noch einmal eine Geschichte für sich. Die sollten wir beim nächsten Austausch anpacken. Dafür müssen wir uns unbedingt noch einmal extra Zeit nehmen. Hast du dafür noch Energie? Und Zeit?" Helen war offen für meine Idee und versicherte mir, dass sie noch Lust für einen weiteren Austausch hatte. Die heutigen Geschichten hätten sie sehr bewegt, vor allem wenn sie an all die Menschen dachte, deren Leben sich so positiv verändert hatte.

Wir tauschten uns noch kurz über die laufenden Ermittlungen zum Anschlag vom 26. März aus. Ihres Wissens gab es bisher immer noch keine nennenswerten Spuren. Nachdem wir für kommende Woche unseren nächsten Termin ausgemacht hatten, bei

dem es um die Unterstützung für eine Arbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt gehen sollte, ließen wir es für heute gut sein.

Eine neue Geschichte

Während sich Helen mit den Geschehnissen der Vergangenheit beschäftigte, hatte sie kaum bemerkt, dass sie in eine aktuelle Geschichte geraten war, die ihr noch einiges Kopfzerbrechen bereiten sollte. Das kam so:

Am Rande des Zukunftsworkshops der Werkstatt und der Wohneinrichtung hatte Christof Zicklers Vater sie im Gemeindezentrum angesprochen. Er war als alter Hase auch zu dem Workshop eingeladen gewesen, hatte sich aber inhaltlich weitgehend zurückgehalten. In der Kaffeepause war er auf Helen zugekommen, hatte sich ihr vorgestellt und ihr erzählt, dass es seinem Sohn im Wohnheim nicht mehr so gut ginge. Oder wie er es formulierte, „ihm gefällt es gar nicht mehr“. Helen war spontan herausgerutscht, dass sie das gut verstehen könne, da sie früher selbst in dieser Einrichtung gelebt hatte.

„Viele Jahre hat das gut geklappt, doch jetzt ist der Wurm drin. Er kommt mit einer Betreuerin nicht mehr klar und hat mittlerweile auf stur geschalten. Dann geht bei dem gar nichts mehr. Mir fällt aber auch nichts ein, wie wir das Problem lösen können.“

Das war die Art von Gesprächen, bei denen Helen prinzipiell hellhörig wurde. Denn genau das waren erfahrungsgemäß die ersten Anzeichen dafür, dass behinderte Menschen bereit waren, etwas in ihrem Leben zu verändern und dass sich Eltern für neue Wege öffneten. Also schilderte sie Hermann Zickler kurz, dass es bei ihr damals auch so angefangen hatte, bis sie schließlich mit viel Hin und Her in ihre eigene Wohnung gezogen war.

„Das kann mein Sohn nicht!“ Seine Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. Eindeutig, aber auch frustriert.

„Genau das haben die Betreuer damals auch zu mir gesagt“, fuhr ihm Helen ins Wort. „Weiß er denn, welche Alternativen es gibt?“

Er kenne es zuhause, sein Elternhaus, aber sonst sei das alles viel zu theoretisch für ihn. Und das sei auch die Ohnmacht, in der er sich selbst, als Vater, befände. Sie seien als Eltern nun einmal inzwischen zu alt und könnten ihn nicht mehr selbst betreuen.

Die Kaffeepause neigte sich dem Ende entgegen, trotzdem ließ sich Helen zu etwas hinreißen, was sie in den letzten Jahren nicht mehr so häufig, aber ab und an dann doch wieder getan hatte. Und das lag sicherlich daran, dass Zicklers Sohn in der gleichen Einrichtung lebte, in der sie früher gelebt hatte.

„Wenn er mal sehen will, wie‘s geht, allein zu leben, dann kommen Sie doch mal mit ihm bei mir vorbei. Bringen Sie Kuchen mit. Ich sorg‘ für Kaffee und Tee“, bot sie Hermann Zickler an, ohne groß darüber nachzudenken. „Wie heißt ihr Sohn eigentlich?“

„Ingo. Er ist 39 Jahre alt.“

„Bitte grüßen Sie Ingo von mir. Wenn er will, also wenn er wirklich Lust hat, zu mir zu kommen, und vor allem wenn er wirklich was ändern will, dann kann er gern‘ vorbeikommen.“

Ein Gong ertönte, das Zeichen dafür, dass der Workshop in die nächste Runde ging. Schnell präzisierte Helen ihre spontane Einladung noch.

„Er soll am besten selbst entscheiden, mit wem er kommt. Allein, mit Assistenz oder mit Ihnen oder sonst jemand. Es geht ja um das, was er will. Er oder Sie können mich gerne anrufen. Dann machen wir einen Termin aus. Und richten sie ihm aus, dass es wirklich hilft, wenn man sieht, wie andere behinderte Menschen leben“, stellte Helen noch klar.

Schnell gab sie Hermann Zickler ihre Visitenkarte mit ihrem Handykontakt. Im Inneren glaubte sie nicht so recht daran, dass sich einer der Zicklers bei ihr melden würde. Dann war die Pause aber endgültig vorbei und sie kehrten auf ihre Plätze im großen Saal des Gemeindezentrums zurück.

In der Regel verdrängte Helen solche Gespräche recht schnell, denn meistens meldeten sich die Leute nie wieder bei ihr. Zu oft hatte sie bereits die Erfahrung gemacht, dass gerne geklagt wurde, wie schlecht die Dinge seien, dass aber nur wenige bereit waren, Veränderungen ernsthaft anzugehen. Und genau aus diesem Grund war es ihr und den Pat*innen auch besonders wichtig, dass die Betroffenen selbst klar zum Ausdruck brachten, dass sie aus ihrer Lebenssituation wirklich raus wollten und bereit waren, sich zu verändern.

Bei ihrem spontanen Angebot an Ingo Zickler war es ihr erst einmal nur darum gegangen, diesem zu zeigen, wie sie ihr selbstbestimmtes Leben in der eigenen Wohnung lebte. Und wie es vielleicht auch für ihn klappen könnte. Helen war überrascht, als bereits am übernächsten Tag ihr Handy klingelte. Kurz hatte sie noch überlegt, ob sie die unbekannte Nummer annehmen sollte, tat es dann aber, da sie gerade Zeit hatte.

„Hier spricht Hermann Zickler.“ Er erzählte, dass er gerade mit seinem Sohn über ihr Angebot gesprochen hatte, sich anzuschauen, wie sie lebte.

„Ich komm‘ zu dir“, hallte Ingo Zicklers Stimme aus dem Hintergrund an ihr Ohr.

„Klingt gut. Das freut mich.“

Ingo wollte mit seinem Vater kommen.

„Geht es nächsten Samstagnachmittag? Morgens kommt meine Assistentin, nachmittags ist die Wohnung dann nicht ganz so

chaotisch. Und mein Mann ist am Wochenende eh unterwegs. Sie erkennen den Eingang an der schönen Rampe. Meine Adresse ist Ginsterweg 7. Ich schlage 15:00 Uhr vor.“

Kurz bevor sie auflegte, erinnerte sie Hermann Zickler noch an den Kuchen und klärte, was sie trinken wollten: „Kaffee oder Tee?“

Und so nahm diese aktuelle Geschichte ihren Lauf, ohne dass Helen die damit verbundenen Verwicklungen erahnte.

Ingo und Hermann Zickler kamen an dem vereinbarten Samstagnachmittag pünktlich vorbei. Helen legte besonders großen Wert darauf, sich hauptsächlich mit Ingo Zickler zu unterhalten und diesen in den Mittelpunkt zu stellen. Sie hatte das dem Vater in ihrer klaren, aber freundlichen Art gleich zu Beginn vermittelt. Er hatte es widerstandslos hingenommen. „Ich glaub‘, der war einfach dankbar, dass sich jemand um seinen Sohn kümmert“, erzählte Helen später Claudia. Sie betonte es schon allein deshalb so bewusst, da so manche Eltern sich unheimlich schwer damit taten, in den Hintergrund zu treten, wenn es um ihr behindertes Kind ging. Und dies, obwohl diese meist längst erwachsen waren.

Ingo Zickler war von der Aufmerksamkeit, die ihm Helen schenkte, anfangs etwas verunsichert. Schnell fasste er aber Vertrauen zu ihr und wurde richtig locker.

Die Erreichbarkeit ihrer Wohnung über eine Rampe und einen Aufzug waren für Ingo Zickler als Fußgänger nicht so wichtig. Seine Lernschwierigkeiten erforderten vielmehr, dass er bei einer Reihe von Dingen im Leben Hilfe brauchte, um sich zurecht zu finden. Als erstes interessierte sich Ingo Zickler für Helen Webers Briefkasten.

„Cool, du hast ‘nen eignen Briefkasten. In unsrer Wohngruppe hab‘ ich keinen. Ich krieg‘ ja aber nicht viel Post. Aber die Betreuer soll‘n mir meine Liebesbriefe auch nicht bringen …“

Ingo, der zum Teil richtig lustig war, wie Helen schnell erkannte, liebte es zu scherzen und beendete seinen Satz, „...wenn mal einer kommt.“

Sein nächstes Highlight war Helens eigener Schlüssel.

„Super!“

„Ja, ich kann kommen und gehen, wann immer ich will.“

„Bei uns, das nervt. Ich hab’ fürs Wohnheim keinen Schlüssel. Und ich soll mich immer abmelden.“

Ingo Zickler beobachtete aufmerksam, wie Helen das mit dem Kaffeekochen machte. Sie bat ihn, ihr beim Einschenken des Kaffee behilflich zu sein. So konnte Ingo, sie duzte ihn nun auch, seinem Vater bei dieser Hilfestellung für Helen zuvorkommen. Helen war sehr bewusst, wie wichtig es für sie und die meisten behinderten Menschen war, nicht nur Hilfe zu empfangen, sondern selbst etwas beitragen zu können. In diesem Fall war dies das Einschenken des Kaffee. Unterdessen war Hermann Zickler damit beschäftigt, den von ihm mitgebrachten Kuchen auszupacken und auf die Teller aufzutun.

Bei leckerem Kaffee und Kuchen erzählte Helen ihren Besuchern, wie es für sie gewesen war, als sie aus dem Heim ausgezogen war. Dabei achtete sie darauf, die beiden nicht zuzutexten. Ihr war es wichtig, dass Ingo selbst Fragen stellte. So konnte sie gezielt auf das eingehen, was ihm wichtig war, zum Beispiel auf seine beiden Fragen „Wie kaufst du ein? Wie machst du Essen?“

Helen erzählte ihm, dass genau solche Dinge für sie anfangs schwierig zu lösen waren. Erst wohnte sie noch allein. Sie musste sich damals erst daran gewöhnen, sich selbst zu kümmern oder sich von ihren Assistent*innen helfen zu lassen. In der Anfangszeit kam zweimal wöchentlich eine von ihnen vorbei. Sie half ihr dabei, ihre Einkäufe zu planen und den ganzen Formalkram zu

regeln. Außerdem gab es noch eine Person, die ihr beim Einkaufen, Putzen und beim Vorkochen von Gerichten half.

„Im Heim musste ich mich um so was ja nicht kümmern. Auf einmal war ich selbst verantwortlich. Ich war dann selbst die Kapitänin meines Lebensschiffes. Ich konnte entscheiden, was ich wann und wie essen wollte. Manchmal hab‘ ich die Ravioli aus der Dose auch kalt gegessen. Wenn mir danach war. Oder hab‘ mir ‘ne Pizza bestellt, wenn mein Geld gereicht hat.“

Helen beschrieb die Anfangszeit ihres neuen Lebens in der eigenen Wohnung sehr ehrlich. Hermann Zickler verzog sein Gesicht, während er versuchte, ihre damaligen Essensgewohnheiten nicht zu bewerten.

„Und diese Hilfe wurde finanziert?“ Ingos Vater mischte sich mit dieser organisatorischen Frage ins Gespräch ein.

„Ja, die musste ich beantragen. Erst hat mir der ambulante Dienst geholfen. Später die Teilhabeberatungsstelle bei den Anträgen. Und jetzt läuft‘s. Aber schwierig war‘s manchmal schon. Wenn‘s in meiner Wohnung ganz ruhig war und niemand da war. Ganz ehrlich, manche in der Wohngruppe sind mir auf den Geist gegangen. Aber ans ganz Alleinsein musst‘ ich mich erst gewöhnen. Ich musste eben selbst aktiv werden. Deshalb hab‘ ich mich mit denen getroffen, die mir wichtig waren.“ Helen sprach Ingo aus der Seele.

„Ich bin gern mal allein, nach ‘nem ganzen Tag in der Werkstatt. So viele Leute. Das nervt. Ganz allein. Vielleicht komisch.“

„Wie wär’s für dich, mit jemandem zusammenzuwohnen?“, fragte ihn Helen.

Ingo errötete innerhalb von Sekunden. Nachdem Helen ihn weiterhin aufmerksam anschaute und schwieg, antwortete er, mit vorsichtigem Seitenblick auf seinen Vater, schließlich zögerlich:

„Ich will gern mit, mit … mit jemand zusammenziehen. Aber die will das bestimmt nicht. Aber mein Freund aus der Arbeit. Vielleicht Kony?“

Im weiteren Verlauf des Gesprächs hatte Ingo noch so einige Fragen an Helen. Er interessierte sich noch dafür, wie das damals bei ihr genau gewesen war, als sie aus dem Heim ausgezogen war.

„Wenn du wirklich aus‘m Wohnheim ausziehen willst, such‘ dir unbedingt gute Unterstützung. Da gibt‘s bestimmt Leute, die passen. Sie können dir weitere Tipps geben. Wenn du‘s willst. „Oder du machst eine Zukunftsplanung für dich. Oder eine mit deinem Freund zusammen? Vielleicht hilft euch das. Und ihr könnt Unterstützer*innen finden.“

Helen machte Nägel mit Köpfen. Sie erklärte Ingo und dessen Vater kurz, was es mit der Persönlichen Zukunftsplanung auf sich hatte und was für Ingo dabei wichtig sein könnte. Sohn und Vater hörten interessiert zu. Sie hatten noch nie etwas von Persönlicher Zukunftsplanung gehört. Während sie die lecker schmeckenden Kuchenstücke aufaßen und die zweite Tasse Kaffee leertranken, gab Helen ihnen dazu noch einige Tipps. Der wichtigste: die Kontaktdaten einer Moderatorin für Zukunftsplanungen.

„Dein Lieblingsclub?“ Ingo hatte erst einmal genug von diesen ganzen Zukunftsgesprächen rund ums Wohnen. Er wollte mit Helen jetzt unbedingt über Fußball sprechen, eines seiner großen Hobbies. Dazu konnte Helen leider nicht viel beitragen. Sie spitzte erst wieder so richtig ihre Ohren, als sie bei Ingo heraushörte, dass er gerne einmal wieder ins Stadion gehen würde.

„Das wär‘ doch ein Ziel. Willst du das mal schaffen?“ Helen wollte ihm zum Abschluss noch ein konkretes und erreichbares Ziel mit auf den Weg geben.

„Das mit deinem Wohnen gut zu verändern, das ist schon etwas schwieriger. Ist’s dir richtig wichtig?“

„Ja.“ Ingos Antwort war kurz und knapp.

„Mal schau ‘n, was draus wird.“

Helen verabschiedete sich von beiden und schloss ihre Wohnungstüre hinter sich. Wieder einmal wurde ihr klar, wie groß und wichtig ihre Veränderung, selbstbestimmt in ihrer eigenen Wohnung zu leben, doch gewesen war.

Sonntag war der Tag des gemeinsamen Mittagessens bei Familie Zickler. Ingo erzählte seinem Bruder Christof, dass er eine coole Rollifahrerin kennengelernt hatte. War das eine neue Schwärmerei seines Bruders, was zuweilen vorkam? Ingo liebte es, seiner Familie freimütig davon zu erzählen. „Die war früher im gleichen Wohnheim“, hörte er ihn beim Auftun der Kartoffeln sagen. „Die ist ausgezogen. Die hat ‘ne eigene Wohnung. Erst war sie in ‘ner kleinen Wohnung allein. Jetzt hat sie ‘ne größere Wohnung. Die hat sogar ‘nen Mann.“

Ingo erzählte munter weiter. Begeistert berichtete er, dass Papa und er gestern bei ihr zu Hause gewesen waren. Langsam wurde Christof Zickler hellhörig.

„Und was habt ihr da gemacht?“ Er musste sich zügeln, um nicht zu auffällig nachzufragen.

„Wir hab‘n geschaut, wie die wohnt.“

„Und?“

„Die hat ‘nen eignen Briefkasten. Und Schlüssel. Und kann heimkommen, wann sie will!“ Ingo berichtete und berichtete; er war kaum zu stoppen. Dementgegen war Christof Zicklers Reaktion mit seinem wortkargen „interessant“ sehr knapp gefasst.

Als sein Vater erzählte, dass sie bei einer Helen Weber zu Hause gewesen waren, fiel Christof Zickler die Gabel aus seiner Hand, als er sich gerade ein Stück Fleisch in den Mund stecken wollte.

„Bei wem wart ihr?“ Er konnte sein Entsetzen nicht verbergen.

„Bei Helen. Die ist cool. Die lebt mit ihrem Mann. Und die hilft andren behinderten Menschen.“ Ingo blickte seinen Bruder Christof an.

„Was?“ Er stammelte. Und da war es wieder, Helen Webers Bild vor seinem inneren Auge. Sie war immer noch in seinen Albträumen präsent und verfolgte ihn förmlich seit der Tat, die er vor einigen Monaten begangen hatte.

„Was ist daran so besonders?“ fragte seine Mutter. Ihr war die Reaktion ihres sonst eher beherrschten, oftmals sogar etwas steifen Sohnes, wie sie fand, natürlich nicht entgangen.

„Das ist doch die, die …“, versuchte er eine Antwort, die aber im Halbsatz stecken blieb.

„Ja, genau,“ sprang ihm sein Vater bei. „Das ist die, die vor kurzem beim Zukunftsworkshop im Gemeindezentrum dabei war.“

„Ist das nicht die, auf die dieser schreckliche Anschlag verübt wurde?“ warf Mama Zickler ein, ergänzt von Ingos „Die ist cool.“

All das musste Christof Zickler zunächst sacken lassen. Der Appetit war ihm erst einmal gehörig vergangen. Es kam noch schlimmer. Sein Vater berichtete, wie es zu dem Besuch gekommen war, dass er Helen Weber während einer Pause des Zukunftsworkshops angesprochen und sie Ingo und ihn zu sich nach Hause eingeladen hatte.

„Unser Besuch war richtig interessant. Ingo will wahrscheinlich so eine Zukunftsplanung machen, weil …“, Hermann Zickler stockte kurz, beendete dann aber seinen Satz, „… weil er aus dem Heim ausziehen will.“

„Ja, ich will da raus. Du kommst auch?“, fragte Ingo seinen Bruder. „Ich bestimm‘ wer kommt. Du bist mein Bruder. Und die coole Helen kommt auch. Die lad‘ ich ein, sicher. Zu meiner Zukunftsplanung!“

Diese Ankündigung saß. Später erinnerte sich Christof Zickler nur noch daran, dass er eine Entschuldigung gestammelt hatte, um sich auf die Toilette zurückzuziehen und seine Gedanken zu sortieren. Seine Mutter hatte ihn noch gefragt, ob etwas mit dem Essen nicht stimme, was dieser nur mit einem unverständlichen Gemurmel von wegen „mir ist heute nicht gut“ erwidert hatte.

Bevor er sich an diesem Sonntag recht schnell von seinen Eltern und seinem Bruder verabschieden konnte, fragte dieser ihn erneut „Du kommst doch?“ Christof Zickler nickte nur.

Er wollte einfach nur raus. Ohne weiteren Gruß verließ er das Haus. Stunden später, nachdem er die Nachricht, dass sein Vater und Ingo ausgerechnet bei Helen Weber zu Besuch gewesen waren, einigermaßen verdaut hatte, wurde er immer neugieriger. Was sollte das Ganze? Zusätzlich plagte ihn sein schlechtes Gewissen, bei seinen Eltern einen, für ihn untypischen, Abgang beim Mittagessen hingelegt zu haben. Er wollte sich im Zusammenhang mit Helen Weber auf keinen Fall verdächtig machen, auch nicht seinen Eltern gegenüber.

Am Abend rief er bei ihnen an und entschuldigte sich zunächst bei seiner Mutter. „Ich hab‘ wohl gestern zwei Bier zu viel getrunken und mir ist was auf den Magen geschlagen“, versuchte er ihr sein Verhalten zu erklären. Sie kannte ihren Sohn nur zu gut und glaubte ihm nur bedingt, wollte aber nicht nachbohren. Sie wusste, dass er es überhaupt nicht mochte, ausgefragt zu werden.

Christof Zickler verlangte nach seinem Vater, um auch ihm ein paar entschuldigende Worte zu übermitteln. Aber eigentlich und

vor allem wollte er nun in Ruhe erfahren, was es mit dem Besuch bei Helen Weber und dieser Zukunftsplanung genau auf sich hatte. Sein Vater erklärte ihm die Hintergründe des Treffens mit Helen Weber.

„Vielleicht ist es tatsächlich ein guter Weg, wenn Ingo aus dem Wohnheim auszieht."

Christof Zickler konnte die gedankliche Kehrtwende seines Vaters kaum glauben. Ja, auch er hatte in letzter Zeit öfter die Unzufriedenheit seines Bruders im Heim erlebt. Ja, auch er wusste, dass auf dessen Wohngruppe nicht alles Gold war, was glänzte. Aber einen solchen Schritt des Auszugs überhaupt in Erwägung zu ziehen, das hatte er seinem alten Herrn nicht zugetraut.

Aber sein Vater war doch derjenige gewesen, der sich sein Leben lang unermüdlich für solche Einrichtungen eingesetzt und sich dafür das Kreuz krumm gemacht hatte. Er war derjenige, der, bis er vor kurzem aus den Vorständen zweier Behindertenein-richtungen ausgeschieden war, alles für diese gegeben hatte. Derjenige, der so oft auf Kosten der Zeit mit seiner Familie unterwegs war, um Spendengelder einzusammeln und Probleme der Einrichtungen zu lösen. Oft am Wochenende und abends. Sein Sohn Ingo schien ihm wirklich über alles zu gehen. Anscheinend ging er jetzt sogar so weit, nun in Betracht zu ziehen, dass sein Sohn aus dem Wohnheim ausziehen könnte.

„Gut, dass bis dahin noch viel Wasser den Fluss runterfließt", murmelte Christof Zickler fast unhörbar vor sich hin. Sein Gedanke wurde jäh unterbrochen, als sein Vater ihn fragte: „Wenn das mit Ingos Zukunftsplanung klappt, dann kommst du doch? Er hat dich heute schon zweimal gefragt." Anschließend fasste Hermann Zickler für seinem Sohn Christof die nächsten Schritte auf dem Weg zu dessen Zukunftsplanung zusammen. Schließlich hatte er Helen Weber aufmerksam zugehört.

Es sollte so laufen: Ingo und er würden so bald als möglich Kontakt zu der vorgeschlagenen Moderatorin aufnehmen. Danach müssten sich Ingo und sie kennenlernen. Falls die Chemie stimmte, würde nach einem passenden Termin für das Planungstreffen gesucht.

„Ingo will Helen Weber auch einladen. Sie haben sich gleich gut verstanden. Er findet sie toll. Und ich glaube, sie kann ihn gut unterstützen. Sie hat das ja auch schon hinter sich, aus der Einrichtung ausziehen und so."

Das war zu viel für Christof Zickler. Nicht nur, dass er Helen Weber im Konzert und bei dem Zukunftsworkshop so nah gekommen war. Jetzt sollte sie auch noch Teil von Ingos Zukunftsplanung sein. Was für ein Albtraum!

Sein Vater wiederholte seine Frage: „Du kommst doch?"

Christof Zickler wagte nicht, „Nein" zu sagen, sondern quetschte stattdessen ein „Ja" heraus.

Das beruhigte seinen Vater nach der komischen Reaktion seines Sohnes beim Mittagessen enorm. In den letzten Monaten hatte Hermann Zickler schon wiederholt das Gefühl gehabt, dass mit seinem Sohn Christof irgendetwas nicht stimmte, dass ihn etwas gehörig plagte. Zuweilen hatte er sich richtig Sorgen gemacht, da Christof immer öfter fast extremistische Positionen und eine miese Stimmung verbreitet hatte.

Was seinen Sohn Christof plagte, das würde er allerdings nie erfahren.

Jetzt wird's ernst

Bevor sich Helen zu ihrem nächsten Geschichten-Erzähl-Termin mit Ottmar traf, erhielt sie die Zusage für ihren erneuten Fernsehauftritt in der Sendung Menschenrechte konkret. Helen hatte die Redaktion vor einiger Zeit über den neuesten Stand der

geplanten Gesetzesreform zur Stärkung der Inklusion und Selbstbestimmung behinderter Menschen informiert und ihnen vorgeschlagen, die Reform als Aufhänger für die anvisierte Sendung zu nutzen. Die Redaktion hatte daraufhin recherchiert. Aus dem Büro der Arbeits- und Sozialministerin erfuhren sie, dass der 1. Dezember 2034 ein realistisches Datum für die Verabschiedung des Gesetzes im Bundestag sei. Zudem rechnete das Ministerium nicht mit einer Blockade des Gesetzes durch den Bundesrat. Dieser könnte also ebenfalls im Dezember noch über das Gesetzesvorhaben abstimmen.

Zur Sicherheit hatte die Redaktion auch die Behindertenbeauftragte der Bundesregierung kontaktiert. Sie war ebenfalls hoffnungsfroh, dass das Gesetzesvorhaben zügig vorangetrieben würde. Anfang Dezember könnte aus ihrer Sicht also durchaus gut für die Verabschiedung passen. Zumal die Regierung im Vorfeld des Internationalen Tages der Menschen mit Behinderungen, dem 3. Dezember, sicherlich ein wichtiges Zeichen für die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention setzen wollte.

„Wir schaffen es, das Thema in unserer Sendung am 1. Dezember aufzugreifen und würden uns freuen, wenn du noch einmal zu uns ins Studio kommst“, erklärte die Mitarbeiterin der Redaktion Helen.

„Ganz ehrlich, ich hab‘ schon etwas mit mir ringen müssen. Aber ich glaub‘, jetzt bin ich so weit. Ich schaff‘ das, noch einmal zu euch in die Sendung zu kommen. Und zwar ohne vor der Kamera ins Zittern zu geraten, weil ich mich an den Anschlag erinnere.“ Helen nahm das Angebot, erneut ins Studio der renommierten Sendung zu kommen, an.

„Das freut uns. Warte mal. Klaus wird wieder moderieren. Er ist schon hibbelig, weil er auch mit dir reden will“, drang die Antwort der Mitarbeiterin aus Helens Handy an ihr Ohr.

„Helen, schön, dass du dran bist. Ich habe eben mitbekommen, du hast zugesagt, noch einmal zu uns zu kommen. Wir haben uns überlegt, dass wir diese Sendung ganz den Menschenrechten behinderter Menschen widmen. Wir machen eine Rückblende auf die Sendung vom 26. März und den Anschlag. Dann ein Interview mit dir. Den Recherchebericht über die Verquickungen in der sogenannten Behindertenhilfe, wie du diese nennst, haben wir etwas angepasst. Und nach diesem Bericht holen wir das Interview mit dir mit dem Schwerpunkt Arbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt statt in Werkstätten nach. Das Schmankerl der Sendung wird dann wahrscheinlich ein Interview mit der Sozialministerin zum neuen Gesetz sein. Das ist dann hoffentlich verabschiedet. Es ist noch offen, ob sie direkt ins Studio kommt oder ob wir das Interview an diesem Tag im Bundestag oder im Ministerium mit ihr machen. Du kannst das Interview mit der Ministerin dann noch kurz aus deiner Sicht kommentieren. Damit wäre die Sache rund.“ Klaus Kerzer erzählte ganz aufgekratzt von ihrem neuen Konzept und seinen Ideen für die Sendung am 1. Dezember.

„Oha! Da muss ich mich vorher aber bei unserer Topjuristin noch schlau machen: Was steht genau in dem verabschiedeten Gesetz. Und was bringt uns das Gesetz. Klaus, ich bin ehrlich, ich hab‘ auch ein bisschen Bammel vor der Sendung. Aber ich freu‘ mich schon drauf. Habt ihr noch mal was über die Ermittlungen zum Anschlag gehört?“ wechselte Helen das Thema. Sie hatte sich in letzter Zeit öfter gefragt, ob es Neuigkeiten gab, hatte sich aber gescheut, die nette Ermittlerin anzurufen.

„Wir haben immer mal mit verschiedenen Leuten aus dem Ermittlungsteam gesprochen. Die Gespräche waren aber wenig erhellend. Es hat nie ein Bekennerschreiben gegeben. Und in den sozialen Medien war, außer dem üblichen Gehetze gegen uns, anscheinend auch nichts Zielführendes dabei. Ich weiß nur, dass

das Ermittlungsteam mittlerweile kräftig reduziert wurde. Es gibt wohl keine konkreten Hinweise, was oder wer hinter dem Anschlag stecken könnte. Das hat wieder Ruhe in unser Team gebracht. Nach dem Anschlag war die Unsicherheit bei uns echt groß. Das war damals schon heftig. Aber für dich wahrscheinlich noch mehr als für uns, oder Helen?“

„Ich hatte am Anfang schon Angst, dass der Anschlag mir gegolten hat. Aber dafür gibt‘s wohl keine Hinweise. Ich schlafe immer mal wieder schlecht und schrecke nachts hoch. Aber langsam kehrt auch bei mir Ruhe ein.“

Abschließend waren sich beide darin einig, dass die Sache damit hoffentlich durchgestanden war und hofften, dass der oder die Täter doch noch gefasst würden. Oder dass zumindest nichts mehr passiert. Besonders Helen wollte einen Punkt hinter das Erlebte machen und wechselte das Thema.

„Ich hab‘ dir doch erzählt, dass wir an einem Buch oder genauer gesagt an einem Roman schreiben. Es geht um die Geschichte und die Geschichten der Enthinderungsgruppe. Und zur Selbstbestimmung von behinderten Menschen. Wir hab‘n jetzt den Titel: Ich will raus. Kann ich das im Interview kurz mit einbringen?“, erkundigte sich Helen zaghaft. „Oder wär‘ das komisch? Aber wir müssen es natürlich erst mal bis dahin fertig haben. Das wird echt eng.“ Sie wollte ihr Thema irgendwie vermarkten, war aber schüchtern, wenn es darum ging, sich und ihr eigenes Wirken, in diesem Fall mit dem Buch, in den Vordergrund zu spielen.

„Mensch super, wenn ihr das schafft. Das wäre ein passender und aktueller Aufhänger, wenn der Roman kurz vorher erscheint. Oder wir machen eine Ankündigung, dass das Buch später erscheinen wird. Aber wenn es schon raus ist, wäre das natürlich viel besser. Wenn wir euch damit helfen können, Helen, wäre mir

das eine große Freude. Besonders nach all dem, was du dieses Jahr erleben musstest."

Damit war Helen klar, dass sie bei der Veröffentlichung des Romans jetzt einen Zahn zulegen mussten. Einige Geschichten waren noch zu erzählen. Und dann hing alles davon ab, wie der Schreibprozess voranging. Eine gute Motivation war es allemal, ein mitverfasstes Buch live in Menschenrechte konkret selbst ankündigen zu dürfen. Und sie wusste nur zu gut, dass etwas Druck nie schaden konnte, um ein solches Werk zu Ende zu bringen.

Mit diesen Gedanken im Kopf verabschiedete sie sich von Klaus Kerzer. Sie versprachen sich, sich gegenseitig auf dem Laufenden zu halten, sollte es was Neues vom Gesetzgebungsprozess, dem Buchprojekt oder den Ermittlungen zum Anschlag geben.

Raus in den allgemeinen Arbeitsmarkt

Als Helen mir bei unserem nächsten Online-Austausch über ihr Gespräch mit dem Moderator der Sendung Menschenrechte konkret und die Werbeidee für unseren Roman berichtete, wurde es mir warm.

„Du wirst ganz blass." Anscheinend war sogar online zu sehen, wie mir die Farbe aus dem Gesicht wich.

„Oha." Ich riss mich wieder etwas zusammen und machte meinem Innenleben Luft. „Uff, Helen. Der Terminplan für die Veröffentlichung unseres Buches ist ganz schön ehrgeizig. Das sind nicht mal mehr sechs Wochen."

Helen versuchte mich zu beruhigen. „Keine Panik. Aber wenn wir den Roman später veröffentlichen, geht die Welt auch nicht unter."

„Okay, ich mache, was ich kann." Ich versuchte, Druck aus der Sache zu nehmen. Dabei ging ich in Gedanken den Stand der bisherigen Arbeiten am Roman durch. Natürlich wusste ich um die

einzigartige Chance, das Buch auf diese Weise in der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Bücher wurden viele geschrieben. Und wenn es um Themen wie Behinderung ging, erzielte die Behindertenbewegung nur selten hohe Verkaufszahlen. Ich war mir durchaus im Klaren, dass Themen wie Behinderung oder das komplexe Behindertensystem mit seinen komplizierten Regelungen zuweilen harte Kost waren. Und dann noch ein Buch, das weder Fachbuch noch reiner Roman war, eben ein Reportage-Roman. Die Chance, ihn in Menschenrechte konkret platzieren zu können, begann mich zu beflügeln.

„Zwei Drittel des Buches habe ich schon in die Tasten gehauen. Wenn ich einige Termine absage, mich richtig am Riemen reiße und wir unsere Abstimmung kurz und pragmatisch halten, könnte es klappen. Helen, wir schaffen das. Sag ich jetzt einfach mal. Ich schicke Katrin schon mal erste Texte zur Korrektur“, so meine selbstmotivierende und optimistische Ansage. Diese würde mir in den nächsten Wochen noch richtig Stress bringen.

„Mit Katrin kann ich reden. Dann machen wir gleich los und verlieren keine Zeit“, unterbrach Helen meine Gedanken.

Damit läutete sie unseren letzten inhaltlichen Austausch ein und stieg anschließend ohne Umschweife in unser heutiges Thema, Arbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt, ein.

„Den Ausspruch ‚Ich will raus‘ hörten wir meistens von behinderten Menschen aus Werkstätten. Viele waren mit ihrer Arbeit und der miserablen Entlohnung unzufrieden. Wir hab‘n in der Enthinderungsgruppe versucht, uns um sie zu kümmern. Wir hab‘n mit denen, die die Werkstatt schönredeten, nicht mehr groß diskutiert. Oder mit denen, denen es dort gefiel. Die Diskussionen hab‘n meistens zu nichts geführt.“

Helen leitete zu ihrem Geschichtenerzählen über und ließ mich wissen, dass sie zunächst von Menschen berichten wollte, die noch nicht in einer Werkstatt gearbeitet hatten.

„Die Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen, mit denen wir‘s zu tun hatten, die fanden das Aussonderungssystem der Werkstätten oftmals bevormundend. Aber wir hab’n einige in Organisationen vermittelt, die sich für die Rechte behinderter Menschen einsetzten. Am Anfang war’s schwieriger, für sie das Budget für Arbeit durchzusetzen. Mit der Zeit waren wir aber recht gewieft darin. Einige, die wir unterstützt hab‘n, wurden dann sogar zu treibenden Kräften, im Netzwerk behinderter Menschen, die anstatt in einer Werkstatt auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt arbeiten (wollen). Echt ein langer Name. Sie hab‘n sich gegenseitig unterstützt, gestärkt und miteinander ausgetauscht. Und hab‘n anderen vom Budget für Arbeit berichtet, seinen Vorteilen und was an ‘ner Beschäftigung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt gut ist. Das hatte einen Schneeballeffekt. Der war damals zwar noch langsam, aber nahm zu. Durch ihre Lobbyarbeit hab’n sie einige hinderliche Regelungen Schritt für Schritt verändern können. Damals stand das Bundesministerium für Arbeit und Soziales den Argumenten aus dem Netzwerk recht offen gegenüber“, erinnerte sich Helen.

„Und wie war das mit Leuten, die schon in Werkstätten gearbeitet haben?“ Mich interessierte, was sich im letzten Jahrzehnt für diesen Personenkreis getan hatte.

„Da waren unsere Pat*innen zum Teil echt der Hit. Das Budget für Arbeit war Geld für den Lohnkostenzuschuss für Arbeitgeber. Aber den Arbeitsplatz, den musste man sich selbst suchen. Das war zynisch. Wie sollten das Leute aus den Werkstätten ohne Hilfe schaffen? Vor allem, wenn die Werkstätten selbst nur begrenztes Interesse dran hatten. Wer verliert schon gern

behinderte Menschen als Klienten. Die bringen nun mal gutes Geld vom Kostenträger. Deshalb die Pat*innen. Die kamen von außerhalb des Werkstättensystems.“

„Hast du mir ein oder zwei konkrete Beispiele?“

„Aber klar, sogar richtig viele. Zum Beispiel Irene Marx. Sie hatte sich an uns gewandt und erzählt, dass sie sich in ihrer Werkstatt nicht mehr wohl fühlte. Sie wollte mehr Geld verdienen. Sie hatte genug von der Alternativlosigkeit in der Sonderwelt Werkstatt. Aus ‘nem kurzen Praktikum war nichts geworden. Obwohl es ihr in dem Betrieb gefallen hat. Sie hat einfach zu wenig Unterstützung von der Werkstatt dafür bekommen. Sie war eine von denen, die klar gesagt hat ‚Ich will raus‘. Wir haben damals eine Patin für sie gefunden. Die war richtig gut vernetzt. Und die 33-jährige Irene Marx kam gut mit ihr aus. Die Patin hat nach einigen Wochen ein neues Praktikum für sie aufgetan. Das war bei ‘ner sozialen Organisation. Irene hatte verstanden, sich möglichst unentbehrlich zu machen. Wir haben ihr den Tipp gegeben.“ Helen grinste, als sie mir das erzählte. „Sie hat sich schnell eingearbeitet. Sie hat sich um die Post gekümmert. Post verteilen und verschicken. Später noch Kopieren und Telefonieren. Die Irene, die kann richtig viele Büroarbeiten. Das ist ihre Stärke.“

Helen war in ihrem Element, ich schwieg.

Nach einer kurzen Pause setzte Helen ihre Erzählung fort. „Nach einigen Monaten hat Claudia die Geschäftsführerin angesprochen und ihr erzählt, dass Irene Marx über das Budget für Arbeit länger beschäftigt werden könnte. Erst war die Chefin zögerlich. Der bürokratische Aufwand mit den Ämtern hat sie abgeschreckt. Aber Claudia war spitze, sie hat beiden zugesichert, sie bei dem Formalkram zu unterstützen. Dann hat die Geschäftsführerin Irene Marx einen Arbeitsvertrag angeboten. Der war

wichtig. Nur mit dem Arbeitsvertrag in der Tasche konnte sie das Budget für Arbeit bei ihrem Kostenträger der Eingliederungshilfe beantragen. Der Antrag war recht einfach. Nach sechs Wochen hat sie den Bescheid in Händen gehalten.“

Ich unterbrach Helen mit einer nächste Frage: „Welche Arbeitsfelder habt ihr für die Menschen denn so gefunden?“

„Oh, ganz verschiedene. Kommt eben drauf an, was die einzelnen behinderten Menschen gerne machen und was sie gut können. Aber gut, dass du mich fragst. Genau das war so wichtig. Wir mussten für jeden einzelnen Menschen herausfinden, welche Stärken und Hobbies, vor allem aber welche Wünsche sie für eine mögliche Beschäftigung haben. Bei nichtbehinderten Menschen ist es ja normal, dass man schaut, welche Arbeit passen könnte. Berufsorientierung und so. Bei behinderten Menschen denken die meisten gleich, dass ein Jobangebot auf keinen Fall abgelehnt werden darf“, merkte Helen an.

„Manchmal war‘s einfach, das rauszubekommen. Manchmal hat‘s auch länger gebraucht. Du kennst das doch, viel zu oft wird nur drauf geschaut, was wir behinderte Menschen nicht können. Es wird fast schon gesucht, was für uns anscheinend nicht möglich ist. Oft verinnerlichen wir‘s und glauben es auch noch“, ereiferte sich Helen. Helen hatte Recht, ich kannte das selbst auch.

„Die behinderten Menschen, die wir begleitet haben, haben ganz verschiedene Jobs gefunden: in der Verwaltung, in sozialen Organisationen, in Betrieben, in Lagern, bei Reparaturbetrieben, als Hausmeister, im Pfortendienst, an Schulen, auf Friedhöfen, im Grünbereich oder in Kindertagesstätten und Senioreneinrichtungen. Ottmar, ich könnt‘ diese Liste unendlich fortführen.“

„Waren das dann ganz normal bezahlte Arbeitsstellen?“

„Ja und nein. Erst mal war‘n da die sogenannten ausgelagerten Arbeitsplätze. Die war‘n damals ein echtes Potential für mehr

Budgets für Arbeit. 2025 hab‘n in Deutschland über 25.000 behinderte Beschäftigte auf solchen ausgelagerten Arbeitsplätzen von Werkstätten gearbeitet. Oft schon seit mehreren Jahren. Und das zu Bedingungen der Werkstätten. Die haben bei richtigen Betrieben gearbeitet. Aber sie haben trotzdem nur das Werkstattentgelt von 200 bis 400 Euro im Monat bekommen. Als das zunehmend auch in den Betrieben bekannt wurde, da ist so ‘ne richtige Empörungswelle in Gang gekommen. Immer mehr Mitarbeiter*innen in solchen Betrieben hab‘n sich dran gestört, dass diese keine richtigen Kolleg*innen waren. Keine richtigen Kolleg*innen, weil die behinderten Kolleg*innen, die aus den Werkstätten kamen, viel weniger Geld verdient haben. Ein Gewerkschafter hat damals in ‘nem Bericht geschrieben: ‚Fair ist anders‘. Die behinderten Beschäftigten haben im Vergleich zu ihren nichtbehinderten Kolleg*innen weit unter dem Mindestlohn gearbeitet und hatten nicht mal Arbeitnehmerrechte.“

„Hat diese Empörung angehalten und etwas verändert?“

„Immer mehr Betriebe wurden daraufhin besser beraten. Dahingehend, dass sie Leute auf ausgelagerten Arbeitsplätzen mit Hilfe der Förderung des Budget für Arbeit selbst einstellen könnten. Statt sie nur aus den Werkstätten auszuleihen. Das besondere bei diesen ausgelagerten Arbeitsplätzen war ja, dass sich die Arbeitgeber*innen und die behinderten Menschen schon kannten. Sie mussten also nur noch einen Schritt weitergehen. Und daraus eine dauerhafte Beschäftigung mit dem Budget für Arbeit machen. Das blieb trotzdem ‘ne mühsame Veränderung. Die Werkstätten hatten kein riesiges Interesse, ausgelagerte Arbeitsplätze aufzugeben. Daran haben sie ja nicht schlecht verdient. Aber dann ist einiges in Bewegung gekommen. Ein paar öffentliche Stellen und Dienste aus dem Netzwerk der Bundesarbeitsgemeinschaft Unterstützte Beschäftigung hab‘n Schwung in

die Sache gebracht. Access in Erlangen oder die Hamburger Arbeitsassistenz hab‘n beispielsweise richtig viel für die Inklusion von behinderten Menschen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt gemacht.“

Helen war in ihrem Element und bei ihrem Lieblingsthema: inklusive Arbeitsplätze.

„Helen, warum dann auch ‚nein‘, als ich dich nach normal bezahlten Arbeitsstellen gefragt habe. Gab’s auch Misserfolge?“

„Klar gab’s die. Aber auch kreative Lösungen. Zum Beispiel unsre Schredderfrau, wie wir sie liebevoll nennen. Sie liebt es über alles, Papier zu schreddern. Die Frau hat ‘nen recht hohen Unterstützungsbedarf. Mit Unterstützung hab‘n wir für sie trotzdem ‘ne tageweise Beschäftigung in ‘ner sozialen Organisation gefunden. Mit Assistenz. Da ist dann zwar nie ein richtiger Job für sie draus geworden. Aber ihre Schredder-Tage waren ihre Highlights. Wären die Bedingungen damals besser gewesen, hätten wir vielleicht auch ‘ne sozialversicherungspflichtige Beschäftigung hinbekommen. Aber wenigstens war sie an den Schredder-Tagen raus aus der Werkstatt und hat andere Dinge erlebt. Und hat ‘ne sinnvolle Arbeit gemacht. Sie hat sich selbst ‚Altpapierpolizei‘ genannt.“

Helen holte tief Luft. „Kann ich noch ‘n Beispiel erzählen? Dazu muss ich aber ausholen. Das könnte länger werden“ Helen schaute mich fragen an.

„Okay, aber nicht mehr ganz so lang“, bejahte ich.

Helen war anzumerken, dass sie mir noch so viel Stoff wie nur möglich liefern und in unserem Roman unterbringen wollte.

„Uns hab’n ganz viele verschiedene Menschen bei unseren Aktivitäten unterstützt. Zum Beispiel auch Eltern, die sich für Inklusion stark gemacht haben. Die haben damals schon lange einen

mühsamen Kampf geführt. Sie wollten ihre behinderten Kinder in Regelschulen haben. Sie sollten nicht in Förderschulen abgeschoben werden. Von da aus gab's nämlich meistens 'nen vorgegebenen Weg. Von der Förderschule ging's für behinderte Jugendliche oft automatisch in Werkstätten für behinderte Menschen. Der Kreislauf, der war noch schwerer zu durchbrechen. Die Inklusions-Eltern hatten also schon viele Erfahrungen. Die kannten den täglichen Wahn der Bürokratie und die andauernden Herausforderungen an den Schulen. Damit mussten sie ja ständig umgehen."

„Ja, das ist heute oft noch so", warf ich ein. Helen fuhr jedoch unbeirrt mit ihrer Geschichte fort.

„Jetzt waren ihre Kinder älter. Und dann kam natürlich die Frage, was nach der Schule kommt. Der nächste Kampf. Viele von ihnen stritten zusammen mit ihren Jugendlichen und jungen Erwachsenen für andere Wege. Inklusive Beschäftigungsmöglichkeiten statt Werkstatt. Das wollten sie. Also haben sie gebetsmühlenartig gefragt, welchen Sinn schulische Inklusion macht, wenn es anschließend nur Arbeiten und Wohnen in Sonderwelten gibt. Wir hab'n bei uns vor Ort sehr gut mit den Eltern für Inklusion zusammengearbeitet. Sie hab'n mit ihren Netzwerken so einige Beschäftigungsmöglichkeiten aufgetan. Zu denen hätten wir nie Zugang gekriegt. Und wir wollten ja dasselbe. Junge Menschen mit Behinderungen sollten erst gar nicht ins Sondersysteme kommen. Denn dann mussten sie sich später nicht mehr daraus befreien."

Helen wollte keine Einzelheit vergessen, weshalb sie mir einige Ansätze, die den Eltern damals geholfen hatten, inklusive Ausbildungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten aufzutun, erklärte. Demnach waren einige Teile der Unterstützten Beschäftigung seit 2009 gesetzlich geregelt, das Budget für Ausbildung wurde

2020 eingeführt. Laut Helen waren beides Ansatzpunkte, die gute Finanzierungsmöglichkeiten für inklusive Ausbildungsmöglichkeiten boten. Das Budget für Arbeit war natürlich auch sehr hilfreich, aber davon hatte sie mir bereits ausführlich erzählt. Aber sie hob noch einmal das Engagement der Aktiven aus dem Bereich der Persönlichen Zukunftsplanung hervor. Da gab es damals wohl einige Personen, die sich so richtig für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen ins Zeug legten.

„Da hab‘ ich wieder ‘ne Geschichte für dich: Christian Eisele. Er hat ‘nen sehr hohen Unterstützungsbedarf, persönliche Assistenz und Unterstützung bei der Kommunikation. Er war raus aus der Schule. Aber was jetzt? Damals haben seine Eltern und eine Unterstützerin richtig hart dafür gekämpft, damit er nicht wie viele andere einfach in die Förderstätte abgeschoben wurde. Denn Christian war und ist an vielen Dingen interessiert. Er hat sich vor allem dafür eingesetzt, dass Menschen wie er gehört werden. Eben Menschen, die Kommunikationsassistenz brauchen. Nicht sprechen zu können heißt für ihn nicht, nichts zu sagen zu haben. Unglaublich, aber wahr: Auch für ihn konnte ein Job geschaffen werden. Dabei war eine Organisation besonders wichtig. Sie macht sich nämlich selbst für die Rechte von behinderten Menschen stark.

Das mit dem Job für Christian war kein Spaziergang. Er, seine Eltern und die Organisation, die mussten sich Schritt für Schritt vorankämpfen: Wie beantragt man seine Arbeitsassistenz? Wie kann man die durchsetzen? Wie organisiert man für ihn Dienstreisen, bei seinem hohen Unterstützungsbedarf? Und vor allem, wie verschafft man der Gruppe von jungen Menschen mit Behinderungen Gehör? Christian und ein paar andere junge, behinderte Menschen waren cool drauf. Die haben sich einfach zusammengeschlossen. Und haben ihre eigene

Selbstvertretungsorganisation aufgebaut. Na ja, einfach war's nicht immer. Aber die sind drangeblieben. Sie haben richtig gekämpft, damit auch junge Menschen mit Behinderungen selbst in den Projekten eingestellt wurden. Die Bewegung von jungen Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen, die hat der damals schon in die Jahre gekommenen Behindertenbewegung neue Kraft eingehaucht."

Helen war nicht aufzuhalten und erzählte Christians Geschichte trotz fortgeschrittener Stunde zu Ende: „Christian Eisele war damals unermüdlich. Der hat richtig Spaß gehabt, sich in die Politik einzumischen. Er war bei vielen Online- und Präsenzveranstaltungen dabei. Und hat sich regelmäßig selbst zu Wort gemeldet. Und sogar auf einer Demo geredet. Dafür hatte er ja seinen Talker. Die junge Generation von behinderten Menschen hat sich selbst bei Anhörungen in Ministerien immer wieder Gehör verschafft. Das war damals recht neu. Meistens hat man über behinderte Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, aber nicht mit ihnen geredet. Unsere Partizipation war damals sowieso noch in den Kinderschuhen. Für die jungen behinderten Menschen war's aber noch viel schwieriger. Wie in der Steinzeit."

Nach einer weiteren, notwendigen Pause stieg Helen mit ihrer nächsten positiven Geschichte wieder ein. „Wir hab'n da 'ne Frau im Netzwerk behinderter Menschen. Die ist politisch total aktiv. Und macht in ihrem Bundesland, aber auch bundesweit richtig viel. Diese Frau hat's aus der Werkstatt auf den allgemeinen Arbeitsmarkt geschafft. Sie erzählt immer wieder, dass die Sozialministerin ihres Bundeslandes ihr Schlüssel war. Sie hat die Frau aufs Budget für Arbeit gebracht. Anfangs war sie in ihrer Werkstatt zufrieden. Sie war dort schon richtig, richtig lang beschäftigt. Aber irgendwann hat sie sich immer unwohler gefühlt. Die Ministerin hat sie irgendwann gefragt, warum sie's nicht mit dem

Budget für Arbeit versucht. Die Sozialministerin und sie sind in derselben Partei. Bei der Frau war's dann halt wie bei vielen anderen auch: mit einiger Unterstützung hat sie 'nen passenden Arbeitsplatz gefunden. Das zuständige Sozialamt hat ihr Budget für Arbeit schnell bewilligt. Und hat die Frau bei Konflikten oder Fragen immer wieder unterstützt. Das Beste daran: das Amt hat sie sogar zu Veranstaltungen eingeladen. Dann hat sie von ihren Erfahrungen mit dem Budget für Arbeit berichtet. Tolles Beispiel, finde ich. Wir hatten und haben in der Politik und in der Verwaltung durchaus Verbündete. Bis heute! A b e r ..."

Helen betonte dieses ABER besonders. „A b e r ... leider gab's im Alltag auch andere Beispiele. Immer wieder gab's Ärger mit der Verwaltung, in verschiedenen Regionen. Das war manchmal unsäglich. Da hatten behinderte Menschen 'nen Arbeitsvertrag in der Tasche. Und nur das grüne Licht vom Kostenträger hat noch gefehlt. Und was war: die Bewilligung fürs Budget für Arbeit hat ewig auf sich warten lassen. Die häufigste Erklärung war Personalmangel. Das den Arbeitgebern zu verklickern, war gar nicht so einfach. Widersprüche mussten eingelegt werden. Zum Teil haben wir Behindertenbeauftragte um Hilfe gebeten. Und wir hab'n auch Klagen geführt. Für die Betroffenen war das ein schwerer Einstieg in ihren neuen Job."

Rückblickend fand Helen damals besonders ärgerlich, dass ab 2024 einige Ämter begannen, die Zuschüsse für das Budget für Arbeit zum Teil pauschal zu senken. Das gefährdete Arbeitsplätze und verunsicherte behinderte Menschen und Arbeitgeber. Berlin war hierfür ein besonders abschreckendes Beispiel. Ende 2024 wurden dort die Fördersätze nach zwei Jahren Budget für Arbeit Förderung pauschal von 75 % auf 70 % und nach fünf Jahren auf 60 % gesenkt.

„Als ob behinderte Menschen ihre Behinderung und ihren Unterstützungsbedarf abgeben“, empörte sich Helen. „In den Werkstätten hat sich der Fördersatz natürlich nicht verändert. Das hat gute Modelle richtig geschwächt. Zum Glück haben wir nicht aufgegeben.“

Der Abend neigte sich zu Ende und wir hatten über viele Aspekte gesprochen. Eine letzte Frage wollte ich zum Abschluss doch noch loswerden. „Helen, ich habe die harten Zeiten der letzten Jahre ja selbst mitbekommen und erlebt, was es bedeutet, auch in schwierigen Zeiten für Menschenrechte zu kämpfen. Wie habt ihr es vor Ort geschafft, weiterzumachen und trotz massiver Rückschritte durchzuhalten? Woraus habt ihr Kraft geschöpft?“

„Was ‘ne schwierige Frage, jetzt, so spät. Die kann ich nicht einfach beantworten“, setzte Helen an, „aber wenn du’s wirklich wissen willst.“

„Ja. Sonst hätte ich dich nicht gefragt.“

„Also, ich glaub‘, wir haben uns immer wieder aufgerafft. Wir hab‘n trotz Rückschlägen weitergemacht. Ich meine trotz politischen Rückschlägen. Das war entscheidend. Gut, dass wir uns gegenseitig hatten. Und uns unterstützt haben. In der Enthinderungsgruppe hab‘n wir viele zum Teil richtig schwierige Diskussionen überstanden. Und uns immer wieder zusammengerauft. Unsre Treffen waren so was wie ein Ort der Vergewisserung. Ich hab‘ da gemerkt, dass wir aufm richtigen Weg sind. Die Rückschläge waren dann nicht mehr so schlimm. Ich glaub‘ das ging vielen andren auch so. Wir waren überzeugt, dass wir für die richtige Sache kämpfen. Und wir haben uns nicht beirren lassen. Das ist die Kraft des Empowerments. Oder besser gesagt der Empowerment-Geist. Den hab‘n wir in der Enthinderungsgruppe echt gelebt. Außerdem sind einige von uns seit vielen Jahren gut miteinander befreundet.“

„Ist das heute auch noch so?“

„Wir hab‘n großes Vertrauen ineinander. Wir feiern auch kleine Erfolge und freuen uns daran, wenn andre vorankommen. Drum waren wir auch gleich wieder aktiv, als die rechte Regierung zerbrochen ist. Endlich hab‘n wir wieder Chancen auf Verbesserungen. Gut, dass wir durchgehalten haben. Das hat uns gestärkt, wo ich jetzt so darüber nachdenke.“

Wir tauschten uns noch einige Minuten über die Ereignisse während der „dunklen Zeit“ aus, wie Helen die Jahre unter der rechten Regierung oft bezeichnete. Dann kamen wir aber nicht umhin, über das weitere Vorgehen in Sachen Romanveröffentlichung zu reden. Ich hatte mich lange genug davor gedrückt.

„Ich glaube, das ist ganz einfach“, versuchte ich den Prozess abzukürzen. „Ich muss jetzt ran und in die Tasten hauen. Schick mir gerne deine Kommentare. Und Katrin muss jetzt auch ran. Das muss jetzt alles richtig schnell gehen. Wir haben mit deinem Fernsehauftritt am 1. Dezember ja jetzt einen fixen Termin.“

Schmunzelnd lauschte Helen meinen Ausführungen. „Ich hatte gehofft, dass du Feuer für dieses Projekt fangen würdest. Jetzt, wo es stressig wird, brennst du für die Sache so richtig. Cool, geht klar. Meinst du wir schaffen‘s bis Ende November? Das wär‘ perfekt für die Bekanntmachung vor und während der Sendung Menschenrechte konkret. Katrin versucht noch ein kleines Pressegespräch für die Vorstellung des Romans am 1. Dezember in Berlin zu organisieren. Keine Ahnung, ob‘s klappt. Aber halte dir den Tag doch schon mal frei.“

Helen wirkte trotz dieses getakteten Zeitplans erstaunlich entspannt. „Und ich würd‘ mich freuen, wenn du mich ins Studio begleitest. Nach unserm intensiven Austausch fände ich das superschön. Ich hab‘ da gehörigen Bammel, vor dem Studio und so“, bekannte sie.

Ihr Angebot ehrte mich und ich blockierte mir den 1. und 2. Dezember in meinem Kalender.

„Helen, glaubst du, unser Buch wird wirklich gut?“ äußerte ich noch einmal meine vorsichtigen Bedenken. Im bisherigen Schreibprozess hatte ich wahrscheinlich die gleichen Zweifel durchlitten, die Generationen anderer Autor*innen vor mir bereits erlebt hatten.

Helen unterbrach mich jäh. „Hey, Perfektionismus ist ein echter Feind. Vor allem für uns behinderte Menschen. Wir sind doch ständig dem Anspruch von Perfektionismus ausgeliefert.“

Ich nickte zustimmen und merkte, dass es jetzt wirklich an der Zeit war, unser heutiges Online-Date zu beenden.

„Gute Nacht. Vielen, vielen Dank für unseren spannenden Austausch in den letzten Monaten.“

Ich verabschiedete mich von Helen. Obwohl es inzwischen nach 23 Uhr war, öffnete ich die Romandatei auf meinem Computer. Ich schaffte es tatsächlich bis kurz vor drei Uhr morgens noch einige Seiten in die Tasten zu hauen. Wir hatten Druck, aber wir hatten auch einen spannenden Plan.

Eine Wohngemeinschaft wird geplant

Die angedachte Zukunftsplanung von Ingo Zickler, der definitiv aus dem Wohnheim ausziehen wollte, nahm schneller Fahrt auf, als Helen und vor allem sein Bruder Christof dies gedacht hätten. Die Einladung für den Termin war Helen bereits nach wenigen Wochen in den Briefkasten geflattert. Ingo hatte sich richtig Mühe gegeben und sie sehr schön gestaltet. Da konnten Helen und die anderen Eingeladenen gar nicht Nein sagen. Bis auf eine Person, die sich entschuldigen musste, weil sie zu dieser Zeit im Urlaub war, kamen alle zu dem Treffen.

Das alles war für die Zicklers etwas ganz Neues. Das Treffen fand in einem Raum des Selbsthilfetreffs statt. Dieser war barrierefrei zugänglich. Ingo hatte dem Ansinnen seines Vaters, das Treffen in einem Raum des Wohnheims oder der Werkstatt durchzuführen, eine klare Absage erteilt. Das väterliche Argument, einen dieser Räume umsonst bekommen zu können, hatte Ingo nicht überzeugt. Er wollte das Treffen an einem normalen Ort, wie er es nannte, machen. Und auf keinen Fall im Wohnheim oder in der Werkstatt. Die sollten nicht wissen, was er vorhatte. Sie waren dort eh immer so neugierig. Das gefiel ihm gar nicht.

Glücklicherweise hatte sich schnell ein Raum in einem unverfänglicheren Rahmen gefunden. Die Zukunftsplanerin, die für die Moderation gewonnen worden war, hatte Ingo Zickler empfohlen, den Raum schön herzurichten. Ingo war es wichtig, dass es seine Lieblingskuchen, Käsekuchen und Schokoladen-Muffins, und etwas zum Trinken, auf jeden Fall Apfelsaftschorle, gab. Ingos Mutter hatte das wohl etwas falsch verstanden. Die neun Personen, die sich an dem Samstagnachmittag im Selbsthilfetreff zu Ingos Persönlichem Zukunftsplanungstreffen zusammenfanden, hätten wahrscheinlich ein ganzes Wochenende lang von ihren Leckereien zehren können.

Als Helen an besagtem Samstagnachmittag Ende Oktober im Selbsthilfetreff eintraf, begrüßte Ingo sie gleich am Eingang freudig. Er begrüßte sie nicht nur mit Handschlag, sondern begleitete sie in den Raum hinein. Und er ließ es sich nicht nehmen, Helen seinem Bruder mit den Worten „Hey Christof, das ist Helen. Die ist cool. Von der hab‘ ich dir erzählt“, vorzustellen.

„Ach ja, wir kennen uns“, zeigte sich Helen überrascht. „Ich wusste nur nicht, dass Sie Ingos Bruder sind.“

Ingo war kurz verwirrt, dass sich die beiden schon kannten, war aber sofort wieder damit beschäftigt, beiden zu zeigen, wo sie

sitzen sollten. Auch darüber hatte er sich im Vorfeld seiner Zukunftsplanung schon Gedanken gemacht. Er zeigte ihnen ihre nebeneinanderliegenden Plätze, einen Stuhl und ein freier Platz für Helens Rollstuhl, enteilte aber sofort wieder. Er hatte seine nächsten Gäste, seine Lieblingstante und deren Partner, entdeckt und wollte auch sie begrüßen. Helen beobachtete ihn dabei. Sie war baff, wie sich Ingo seit ihrem letzten Treffen verändert hatte. Damals war er ihr recht schüchtern vorgekommen. Dieses Treffen heute war seine Bühne. Helen war schon jetzt angetan, schließlich sollte bei jeder Zukunftsplanung die planende Person im Mittelpunkt stehen und Ingo heute der Kapitän seines Lebensschiffes sein. Es war offensichtlich, Ingo nahm diese Rolle stolz an. Das gab Hoffnung für ein gutes Treffen.

Christof Zicklers Gedanken drehten sich ausschließlich um seine Sitznachbarin. Dass sein Bruder ausgerechnet sie beide nebeneinander platzieren musste! Er hatte ohnehin schon vor dem Treffen ein mulmiges Gefühl im Magen verspürt. Und er hatte gehofft, sich, wie bei ihren vorherigen Zusammentreffen, schnell und unauffällig aus der Affäre ziehen zu können. Nun aber saß diese Frau wieder neben ihm. Wie schon im Konzert. Nur dieses Mal spielte eine andere Musik. Jetzt sollten sie gemeinsam an der Zukunft seines Bruders mitwirken und ihn stärkend unterstützen.

Ausgerechnet sie beide! Noch vor etwas über einem halben Jahr hatte er einen Bombenanschlag auf Helen Weber verübt. „Hätte ich damals in die Zukunft schauen können, dass die Frau mal ‘nen Samstagnachmittag und viel Energie für meinen Bruder aufbringt, ich hätte die Tat niemals verübt.“ Diese Gedanken beschäftigten und plagten ihn im Laufe des Treffens immer wieder. Vor allem, als er hautnah beobachten konnte, wie sehr Helen in ihrem Element war. Es war förmlich zu spüren, wie sie sich mit

Ingo und seinen Wünschen sowie mit den sich entwickelnden Plänen verbunden fühlte.

Als Helen beim nächsten Treffen der Enthinderungsgruppe Claudia von Ingo Zicklers Zukunftsplanung berichtete, war sie immer noch ganz beseelt davon.

„Du glaubst es nicht, Claudia. Wir hab‘n schon so viele Veränderungsprozesse begleitet. Und bei einigen Zukunftsplanungen mitgemacht. Aber so, wie das bei Ingo Zickler lief, kann man‘s sich kaum besser vorstellen. Der hat seine Zukunftsplanung sichtlich genossen. Für ihn war’s schier unfassbar, dass es wirklich nur um ihn ging. Und um seine Wünsche. Die Moderatorin war erste Sahne. Sie hat uns Unterstützer*innen immer wieder an Ingos Ziele erinnert. Und sie hat auch einige zweifelnde Zwischentöne abgefedert. Von wegen, das sei viel zu schwierig oder geht nicht. Sogar Ingo hat den Zweifler*innen selbstbewusst geantwortet. Und dann ging‘s sehr schnell drum, was wir Unterstützenden zu seinem Ziel beitragen können. Er will mit ‘nem Freund zusammenziehen. In ‘ne Wohngemeinschaft. Also braucht‘s eine Wohnung. Und Hilfe beim Planen und Umziehen.“

„Und, habt ihr schon Ideen?“

Auf Claudias Nachfrage berichtete Helen von einem Teilnehmer des Treffens, Zicklers Nachbar von gegenüber. Ingo kannte ihn wohl schon seit seinen Kindertagen. Die beiden Fußballfans hatten sich schon das eine oder andere Spiel gemeinsam im Stadion angeschaut. „Wahrscheinlich hat er ihn deshalb zu seinem Zukunftsplanungstreffen eingeladen.“ Während des Treffens habe der Nachbar eine ganz andere Qualität offenbart: Er verfügte über Kontakte zur städtischen Wohnbaugesellschaft und wisse deshalb, dass sich diese in den letzten Jahren gezielt dem Thema Barrierefreiheit geöffnet habe. Sie hätten vorhandene Wohnungen barrierefrei umgebaut, würden aber auch andere

Wohnungen verstärkt an behinderte Menschen vermieten. Vielleicht wäre das eine gute Chance für eine Wohnung. Er wollte sich entsprechend erkundigen.

„Ich hab‘ den Zicklers auch deine Kontaktdaten gegeben. Claudia, sie brauchen Beratung über Unterstützungsleistungen in der eigenen Wohnung. Du weißt schon, Eingliederungshilfe und so. Kannst du ihnen bei der Antragstellung helfen?“.

Was für eine Frage. Wenn nicht Claudia, wer dann! Claudia nickte zustimmend. Beide verstummten, denn mittlerweile hatte das Treffen der Enthinderungsgruppe begonnen. Helen brachte unter den üblichen Kurzberichten am Anfang der Sitzung ein, dass sie als Unterstützerin an der Zukunftsplanung eines Mannes, der aus dem Wohnheim ausziehen wolle, teilgenommen hatte. „Das ist richtig gut gelaufen“, fasste sie das erste Planungstreffen kurz und knapp zusammen.

Christof Zickler ließ Ingos erstes Zukunftstreffen, wie sie es in der Familie fortan nannten, nicht mehr los. Einerseits war er begeistert darüber, dass sich so viele Menschen Gedanken darüber machten, wie sie seinem Bruder helfen konnten. Sie waren sogar bereit, etwas dafür zu tun. Das war eine neue Erfahrung für die gesamte Familie. Wie oft hatten sie sich bislang mit all den Herausforderungen alleingelassen gefühlt. Die einzigen Hilfen schien es nur im Wohnheim und in der Werkstatt zu geben. Andererseits baute sich bei Christof Zickler zunehmend ein schlechtes Gewissen gegenüber Helen Weber auf. Selbst seine abendlichen Biere ließen ihn nicht vergessen, was er ihr angetan hatte. Er hielt seine Schuldgefühle kaum noch aus.

Auch weil ihm bewusst war, dass sich ausgerechnet Helen Weber in den vergangenen Monaten zu einer der Schlüsselfiguren in Ingos Veränderungsprozess entwickelt hatte. Er erkannte seinen Bruder kaum wieder. Ingo und Helen Weber hatten sich auf

Anhieb verstanden. Ingo hatte ihr innerhalb kürzester Zeit vertraut. Und wie! Er hörte ihr zu. Und sie hatte ihn bei seinem Treffen immer wieder unterstützt. Unterstützt, seine Gedanken zu äußern, seinen Traum zu benennen und ihn jetzt zu verfolgen.

Christof Zicklers praktizierte Pädagogik, auf die er so stolz gewesen war, konnte da nicht mithalten. Sie geriet sogar schwer ins Wanken. Vor allem, als er bei der Zukunftsplanung erfahren hatte, dass es für seinen Bruder sehr wohl andere Lebensmodelle gab. Es waren Möglichkeiten, die außerhalb des für sicher und gut geglaubten Hafens der Wohneinrichtung und der Werkstatt lagen. Möglichkeiten, die sie in der Welt der Sondereinrichtung jahrelang verdrängt und beiseitegeschoben hatten. Von denen sie ehrlich gesagt auch nichts wissen wollten. Warum auch?

Als sich Helen Weber bei seinem Angebot, mit Ingo auf Möbelsuche zu gehen, sobald eine Wohnung gefunden war und der Umzug feststand, mit einklinkte, hatte er sich fast schon gefreut. Trotzdem, an diese Herausforderung, ein weiteres Mal mit ihr zusammenzutreffen, konnte und wollte Christof Zickler in seiner Verirrung und Verwirrung in dieser Sache jetzt nicht denken.

Ingo Zickler war nach seinem ersten Zukunftstreffen beseelt. So beseelt, dass sein Vater versucht war, ihn wieder etwas runterzuholen. Er sollte sich keine falschen Hoffnungen machen und nicht enttäuscht werden. Dabei hatte die Moderatorin zum Ende des Treffens ihnen allen, und besonders ihnen als Eltern, mit auf den Weg gegeben, positiv zu bleiben. „Lassen Sie sich nicht vom Das-Geht-Nicht-Virus infizieren. Das ist weitverbreitet. Glauben Sie an den etwas verbrauchten Satz ‚Das schaffen wir'. Packen wir Ingos Zukunft bei den Hörnern." Ihre Worte klangen Hermann Zickler noch in den Ohren. Sie hielten ihn zum Glück davon ab, seinen Sohn zu entmutigen.

Für Ingo konnte die Umsetzung seines Ziels, mit seinem Freund in eine eigene Wohnung zu ziehen, nicht schnell genug gehen. Im Wohnheim ließ er nichts von seinen Plänen durchsickern. Sollte das im Wohnheim die Runde machen, dass er ausziehen wollte, dann wusste er genau, dass er eine noch härtere Zeit vor sich haben würde. Er konnte sich die Sprüche der Betreuerin, mit der er am wenigsten auskam, ausmalen. “Das schaffst du nicht“ wäre dabei wahrscheinlich noch das harmloseste, mit dem er sich auseinandersetzen müsste. Er wollte im Wohnheim erst Bescheid sagen, wenn er und sein Freund sicher eine Wohnung hatten und der Umzug geplant war. Kam Ingo doch einmal ins Zweifeln, redete er sich immer wieder ein: „Helen hat‘s geschafft. Andre haben‘s geschafft. Ich schaff’s auch!“ Und sich dabei unterstützen zu lassen, das konnte eine gute Sache sein. Auch das hatte Ingo bei seinem Zukunftstreffen gelernt.

Darüber freute sich Ingo aber besonders: Kony, sein Freund, hatte tatsächlich Lust, mit ihm zusammen in eine Wohngemeinschaft zu ziehen. Ingo hatte ihn schon einmal vor seinem Zukunftstreffen gefragt. Beim Zukunftstreffen waren Kony und seine Mutter mit dabei. Beide waren von Ingos Idee genauso begeistert wie er selbst. Und erleichtert. Auch Kony wollte schon länger von zuhause ausziehen, aber auf keinen Fall in eine Wohngruppe. Ingo und sein Freund würden sich sicherlich an der einen oder anderen Stelle zusammenraufen müssen. Ganz normal für WGs. Aber das war ein Thema für ein anderes Treffen, wenn der Umzug in die Wohnung tatsächlich anstand. Beide glaubten fest daran, dass sie das mit der eigenen Wohnung schaffen konnten. Eben mit entsprechender Unterstützung. Sie kannten sich schließlich seit über 15 Jahren. Und hatten so manches gemeinsam erlebt – und durchgestanden.

Die Veröffentlichung

Die folgenden Wochen waren für mich, wie befürchtet, sehr arbeitsreich. Sie waren aber vor allem von so manchen Zweifeln geprägt. Es war etwas anderes, statt eines Fachartikels einen Roman zu schreiben. Und ich fand das Werk immer noch viel zu fachlich.

„Mach dir keinen Kopf“, hatte mir Helen bei diversen Telefonaten Mut zugesprochen. „Es gibt so viele Romane. Die sind mit vielen Fakten gespickt. Mit geschichtlichen Ereignissen, politischen Details oder sportlichen Höhen und Tiefen. Wir dürfen unser Thema auch einmal selbstbewusst in ‘nen Roman einbauen. Die werden unser Buch schon nicht gleich zur Seite legen. Und wenn, dann ist‘s schade. Aber dann ist‘s halt so.“

Ich nahm Helens Aufmunterungen wahr, trotzdem überarbeitete ich das Werk immer wieder. Vor allem im Austausch mit der erfahrenen Journalistin und Autorin Katrin Grund feilten wir zum Teil erheblich an einzelnen Sätzen und Kapiteln. Als oberflächlicher Stratege, dem es ums Vorankommen ging, gab ich dabei meistens klein bei und fügte mich Katrins Erfahrung und Vorschlägen. Helen hatte auch ein waches Auge auf die Sprache, vor allem aber auf den Duktus, also die Ausrichtung des Romans. Schließlich sollte er die Geschichte der Enthinderungsgruppe und die vielen Geschichten auf dem Weg zur Inklusion und Selbstbestimmung behinderter Menschen schildern und diese in den Mittelpunkt stellen. Helens Input tat mir und dem Roman gut.

All diese Gedanken beschäftigten mich, als ich das Buch endlich für die Veröffentlichung fertigstellte. Vor allem ergriff mich eine tiefe Dankbarkeit, dass Katja und Helen mich dazu eingeladen und überredet hatten, an diesem Projekt mitzuwirken. Auf diese Weise durfte ich ein kleiner Teil ihrer vielen spannenden und ermutigenden Geschichten werden.

Unglaublich, aber es war so weit: das Buch war geschrieben, redigiert und layoutet. Ich zögerte noch kurz, ob ich den Button zur Online-Veröffentlichung im Eigenverlag jetzt wirklich klicken sollte. Fast hätte ich Helen deshalb noch einmal angerufen. Aber das war mir dann doch zu peinlich. Da mussten ich und damit die Enthinderungsgruppe, also Helen, Katja, Claudia, Katrin und alle anderen, nun durch. Was auch immer kommen möge. Ich klickte mit der Maus auf den Button Senden und schon war der Roman auf dem Weg zu seiner Veröffentlichung. In weniger als zwei Wochen würde er in gedruckter Form vorliegen. Als E-Book war er sofort verfügbar.

7 Was danach geschah

Zu Gast bei der Enthinderungsgruppe

Was sich als erstes nach besagtem Klick zu Wort meldete, war eine unendliche Müdigkeit. Kein Wunder, ich war nicht mehr der Jüngste und die Arbeit bis spät in die Nacht hatte an meinen Kräften gezehrt. Trotzdem mailte ich Helen, Katrin und Katja abschließend noch den Link, unter dem das Buch bestellt werden konnte. Zudem fügte ich die PDF des Romans hinzu. So konnten sie das Werk gleich lesen. Was nun auch immer kommen möge. Ich war müde, und zwar sehr müde. Aber auch zufrieden, dass wir dieses Vorhaben in so kurzer Zeit so gut geschafft hatten.

Schon am übernächsten Tag erreichte mich die Einladung der Enthinderungsgruppe. Oder besser gesagt, Katja rief mich an.

„Willst du zum nächsten Treffen der Enthinderungsgruppe als Überraschungsgast dazu kommen? Du weißt, wir haben die Tradition, Erfolge zu feiern. Und wenn die Veröffentlichung eures Romans mit der Geschichte und den Geschichten der Enthinderungsgruppe kein Anlass zum Feiern ist, was dann? Katrin Grund ist auch mit dabei. Dann können wir gut weiterplanen“, machte mir Katja die Reise noch schmackhafter. Dabei musste sie sich gar nicht so ins Zeug legen.

„Perfekt. Wir sind im Zeitplan zwar ein paar Tage voraus, aber der 1. Dezember rückt mit großen Schritten näher. Und damit auch die öffentliche Präsentation des Romans. Ehrlich gesagt, davor habe ich noch Respekt. Du weißt ja selbst, wie hart manche Kritiker*innen, vor allem auch aus den eigenen Reihen, manchmal sind“, offenbarte ich mich Katja, bevor ich ihr versprach,

beim nächsten Treffen der Enthinderungsgruppe gerne dabei zu sein.

Ich legte auf und buchte sofort ein Zugticket zu ihnen, sowie meine Übernachtung in einem zentral gelegenen Hotel.

Für mich wurde dieses Treffen der Enthinderungsgruppe ein besonderes Erlebnis. Ich kannte viele Organisationen, viele der örtlichen Zentren für selbstbestimmtes Leben und so manche Ergänzende unabhängige Teilhabeberatungsstelle. Ich war aber noch nie bei der Enthinderungsgruppe zu Gast gewesen. So viel, wie ich von dieser nach wie vor unabhängig agierenden Gruppe gehört hatte, so gespannt war ich. Ich wollte endlich die Mitglieder kennenlernen. Helen wusste von meinen Erwartungen und hatte versucht, sie im Vorfeld bereits herunterzuschrauben.

„Das sind alles völlig normale Menschen. Manchmal auch etwas anstrengend.“ Schmunzelnd hatte sie mir prognostiziert, dass ich das Treffen sicherlich überleben würde. Schließlich hatten Katrin und Katja den Roman inzwischen gelesen und waren angetan.

„Moment! Das ist vor allem euer Buch“, wehrte ich ihr Lob ab. Als jemand mit dem Sternzeichen Krebs fiel es mir schwer, Lob anzunehmen.

Helen hatte wieder einmal Recht: Ich überlebte das Treffen mit der Enthinderungsgruppe nicht nur, sondern es war ein denkwürdiger Abend für mich. Ich war es gewohnt, bei Veranstaltungen freundlich begrüßt zu werden. Ich hatte auch schon so manche Veranstaltung erlebt, die richtig gut gelaufen war und bei der ich mich sauwohl gefühlt hatte. Das Treffen mit der Enthinderungsgruppe toppte das aber in vielerlei Hinsicht.

Helen hatte mich vom Bahnhof abgeholt, wir hatten noch einen Kaffee zusammen getrunken und dabei nett geplaudert. Schon das persönliche Zusammentreffen war so viel schöner als unsere zahlreichen Online-Treffen der letzten Monate. Helen

beschäftigte vor allem ihr anstehender Fernsehauftritt. Sie war unheimlich aufgeregt: Wie damals sollte die Sendung live ausgestrahlt werden. Ich versuchte ihr ein paar Tipps zu geben, merkte aber schnell, dass sie weit mehr wusste, als ihr selbst bewusst war. Sie würde das sicherlich gut durchziehen.

Als wir am Treffpunkt der Enthinderungsgruppe eintrafen, prangte ein großes, selbst gemaltes Bild neben der Tür: Herzlich willkommen. Das Bild kam mir bekannt vor. Dieser empowernde Willkommensgruß war ganz nach meinem Geschmack. Katja berichtete mir später, dass das Plakat noch von den Empowerment-Schulungen stammte, die sie und andere vor einigen Jahren durchgeführt hatten.

Um eine andere Art von Geschmack ging es kurz nach meiner Ankunft im Veranstaltungsraum. Nach einer kurzen Begrüßung, als wir alle noch bunt durcheinander im Raum standen, wurde Sekt und Saft gereicht. Erst einmal musste auf den Roman angestoßen werden. Das ließ sich Katja nicht nehmen. Auch damals hatten die Mitglieder der Enthinderungsgruppe die Veröffentlichung des ersten Romans Zündeln an den Strukturen kräftig gefeiert. Der Roman hatte so viel ins Rollen gebracht. Der Roman sowie die vielfältigen Erfahrungen nach dessen Veröffentlichung hatte die Enthinderungsgruppe letztendlich zum System der Ich will raus-Pat*innen geführt.

„Na dann mal Prost“, tönte Katjas demonstrationserfahrene Stimme durch den Raum, nachdem alle endlich mit Sekt, Saft oder einem anderen Getränk versorgt waren. „Vor einigen Monaten haben wir darüber geredet, dass wir unsere Geschichte aufschreiben sollten. Hier ist das Werk.“ Mit diesen Worten hielt sie den Roman in die Höhe.

„Hipp, hipp, hurra“ stimmte Peter einen Chor des Beifalls an. Dieser war für mich schwer auszuhalten, aber nach den

Anstrengungen der letzten Wochen tat er nicht nur mir, sondern auch Helen sichtlich gut.

Gerührt bedankte ich mich für die Einladung und für die Ehre, dass ich zusammen mit einigen der Enthinderungsgruppe an dem Werk arbeiten durfte. „Ohne die tolle Zusammenarbeit mit euch und eure engagierte und vom Durchhalten geprägte Arbeit der letzten Jahre gäbe es den Roman nicht. Ich gebe euer ‚hipp, hipp hurra' also gerne an euch zurück. Ihr seid der Roman!"

Nach diesem ersten Hallo und der Begrüßung sprachen wir die nächsten 20 Minuten über das Buch und beratschlagten, wie es weitergehen könnte. Das Pressegespräch am Dienstsitz der Behindertenbeauftragten in Berlin am 1. Dezember um 12:00 Uhr war inzwischen gesetzt. Die Beauftragte hatte nach Katrins Anfrage sofort zugesagt und sich bereit erklärt, mit ihrem Team die Organisation und Einladung zu übernehmen. Schließlich hatte Kultur von je her einen festen Platz im Kleisthaus, ihrem Dienstsitz. Ihre Zusage war eine riesige Erleichterung. So mussten wir nicht alles selbst organisieren, sondern nur die Details des Ablaufs festlegen und mit ihnen abklären. Die Details des Ablaufs wollten wir nicht heute und nicht mit der gesamten Gruppe besprechen. Dafür war bei diesem Treffen schlichtweg zu wenig Zeit. Das stand aber bereits fest: Helen und ich wollten bei der Buchpräsentation zwei behinderte Menschen zu Wort kommen lassen, die kurz ihre eigenen Geschichten erzählten. Claudia hatte bereits entsprechende Leute angesprochen. Sie hatte eine Frau und einen Mann als Repräsentant*innen ihrer persönlichen Geschichten gewählt. „Paritätisch, ist doch klar."

Im inhaltlichen Teil des Gruppentreffens ging es anschließend um Helens Auftritt in der Sendung Menschenrechte konkret. Helen wurde mit Tipps überhäuft, doch sie winkte schnell ab.

„Macht mich bloß nicht noch nervöser. Wie gut, der Fokus der Sendung liegt nicht nur auf mir. Der ursprüngliche Recherchebericht über die Machenschaften von Einrichtungsbetreibern und Politiker*innen wird gezeigt. Aber es geht vor allem um die Reform des Bundesteilhabegesetzes. Die Reform spielt die Hauptrolle. Sogar die Arbeits- und Sozialministerin hat zugesagt, ins Studio zu kommen."

Das war die perfekte Überleitung zum nächsten Tagesordnungspunkt: Claudia berichtete über den neuesten Stand genau dieses Gesetzgebungsverfahrens. Zum Glück hatten die Koalitionsfraktionen nach der Anhörung im Ausschuss bislang keine Pläne verlauten lassen, den Gesetzentwurf abzuschwächen.

„Ganz im Gegenteil", hoffte die Juristin, „vielleicht wird ja sogar noch die eine oder andere Verbesserung, die auch der Deutsche Behindertenrat gefordert hat, ins Gesetz mit aufgenommen. Warten wir mal die entscheidende Ausschusssitzung ab. Sie findet am Mittwoch vor der Verabschiedung des Gesetzes statt."

Für mich war es eine Freude, Claudia Liese in Aktion zu erleben. Sie war eine brillante Juristin, was in ihrem Heimatort bestimmt von so manchem verkannt wurde. Trotzdem, einigen war die Müdigkeit bei Claudias längeren Ausführungen bereits deutlich anzumerken. Bernd Friedrich konnte sein Gähnen nicht unterdrücken. Die Juristerei war wahrlich keine leichte Kost und der Abend bereits weit fortgeschritten.

Als Katja diese denkwürdige Sitzung der Enthinderungsgruppe schließlich beendete, waren alle froh – und platt.

Seit Jahren gingen einige Mitglieder der Enthinderungsgruppe nach jedem Treffen in eine nahegelegene Pizzeria. Dort ließen sie den Abend in der Regel würdig ausklingen. In Realität bedeutete dies, dass sie dort oft weiterpolitisierten. Obwohl, dabei war schon so manche gute Idee entstanden, wie sie mir berichteten.

Der heutige Ausklang war ganz anders. Ständig wurde auf die Veröffentlichung der Geschichte und der Geschichten der Enthinderungsgruppe angestoßen. Es wurde ein richtiger Geschichten-Abend: Die Anwesenden erinnerten sich an viele Begebenheiten, die keinen Platz im Roman gefunden hatten. Die Aktiven schwelgten in ihren Erinnerungen an vergangene Aktionen.

Ein historisches Highlight: Vor der Verabschiedung der damals sehr schwachen Regelungen in Sachen Barrierefreiheit hatten sich einige der Behindertenbewegung vor nunmehr fast 20 Jahren in der Bannmeile des Bundestags am Geländer der Spree am Reichstagsufer angekettet. Sie waren über Nacht geblieben. Die Protestaktion dauerte fast 24 Stunden, bis zur Abstimmung im Bundestag.

Katja sah mich bei dieser Erzählung auffordernd von der Seite an. Ich war 2016 selbst vor Ort und bei dieser Aktion aktiv gewesen. So viel Presserummel – wir waren damals tief beeindruckt und konnten es kaum glauben.

Leider, leider blieb damals der direkte Erfolg bescheiden. Es sollte noch über 17 Jahre lang dauern, bis wir echte Regelungen für mehr Barrierefreiheit bekamen, die auch die Anbieter von Dienstleistungen und Produkten des privaten Bereichs umfassend in die Pflicht zur Herstellung von Barrierefreiheit nahmen. Zumindest konnten wir mit weiteren Aktionen, wie zum Beispiel einer Badeaktion in der Spree unter dem Motto „Die Teilhabe geht baden“, geplante Verschlechterungen im Bundesteilhabegesetz verhindern.

„Nein, ich schreibe kein weiteres Buch“, stellte ich schnell angesichts erwartungsvoller Blicke klar.

Am Ende dieses emotionalen Erinnerungsabends kam ich erst spät in meinem Hotel an. Ich beendete ihn mit einem kurzen Check der aktuellen Tagesnachrichten und einem Blick auf die

ersten Verkaufszahlen des Romans, die ich online einsehen konnte. Obwohl das Buch noch nicht öffentlich angekündigt war, hatten es bereits 97 Leute gekauft. Die Mund-zu-Mund-Propaganda funktionierte also bereits in unserem Sinne. Das machte mir Hoffnung. Vielleicht war unsere Arbeit doch nicht umsonst gewesen!?

Zufrieden fiel ich in einen tiefen Schlaf. Dieser tat mir gut. Noch ahnte ich nicht, wie viel Kraft uns die Buchpräsentation und das weitere Engagement für Menschen, die „Ich will raus“ sagten, noch kosten würde. Denn die Geschichte ging weiter – oder erst so richtig los …?

Ein spannender Tag

Die Veröffentlichung des Romans war ein erstes Highlight. Der 1. Dezember das zweite. An ihm wurde das Buch offiziell vorgestellt. Ein enorm wichtiger Tag! Er sollte nicht nur die Bekanntheit der Enthinderungsgruppe und ihres Wirkens enorm steigern, sondern die Bekanntheit der gesamten Ich will raus-Befreiungsbewegung. Vor allem aber schloss sich für Helen Weber an diesem 1. Dezember ein Kreis. Sie war erneut in der Sendung Menschenrechte konkret zu Gast. So viel sei vorweggesagt: dieses Mal gab es keinen Anschlag und die Sendung konnte wie geplant zu Ende gebracht und ausgestrahlt werden.

Buchvorstellung

Beginnen wir mit der Vorstellung des Romans im Kleisthaus in Berlin. Die Behindertenbeauftragte hatte nach Katrin Grunds Anfrage für den 1. Dezember 2034 von 12:00 bis 13:00 Uhr dazu eingeladen. Ursprünglich sollte es nur ein kleines Pressegespräch werden. Katrin hoffte, zumindest einige wenige Journalist*innen dazu bewegen zu können, über die Veröffentlichung des Romans zu berichten. Sie wusste, wie schwer es mittlerweile war, ihre

journalistischen Kolleg*innen zur Teilnahme an Pressekonferenzen zu bewegen. Als wir, Helen und Peter, Katrin, Katja und ich, gegen 11:20 Uhr im Kleisthaus ankamen, waren schon erste Interessierte anwesend. Sie genossen den vorbereiteten Kaffee und Tee. Das gab mir Hoffnung, unsere Veranstaltung könnte wenigstens einen gewissen Widerhall in den Medien finden. Als sich der Veranstaltungssaal zunehmend füllte, als mehr und mehr Kameras aufgebaut wurden und Helen mit den ersten Kurzinterviews beschäftigt war, da wurde mir klar, dass dies eine größere Sache werden könnte.

Kurz vor 12:00 Uhr war das große Interesse nicht mehr von der Hand zu weisen. Der Saal war gut gefüllt. Zudem ließ man uns wissen, dass bereits über 200 Menschen dem Livestream zur Veranstaltung folgten. Diese öffentliche Aufmerksamkeit für die Vorstellung eines Buches hatte sicherlich damit zu tun, dass die Mitarbeiter*innen der Behindertenbeauftragten ihren großen Presseverteiler für den Versand der Einladung genutzt hatten.

Auch die Macher*innen der Sendung Menschenrechte konkret hatten ihren Teil dazu beigetragen. Sie hatten im Vorfeld eine sehr gute Öffentlichkeitsarbeit für ihre ebenfalls heute anstehende Sendung betrieben. Die Tatsache, dass Helen trotz des Anschlags vom 26. März wieder ins Studio kommen und die damals jäh unterbrochene Sendung nachgeholt würde, hatte im Vorfeld für erste Interviews mit ihr und eine gute Berichterstattung über die anstehende Live-Ausstrahlung gesorgt. Das Menschenrechte konkret-Team hatte in seiner Ankündigung der Sendung darauf hingewiesen, dass Helen ein Buch vorstellen würde, an dem sie mitgearbeitet hatte. In dem Zusammenhang hatte das Team auf die heutige Pressekonferenz und den Livestream hingewiesen.

Dem Andrang entsprechend pochten unsere Herzen gewaltig und unser Lampenfieber nahm während der Begrüßung und

Einleitung der Behindertenbeauftragten noch zu. Zum Glück hatte Helen es übernommen, den Roman und die Beweggründe für dessen Veröffentlichung vorzustellen. Mir blieb die Ergänzung, zu schildern, was mich im Entstehungsprozess des Werkes am meisten bewegt hatte. „Es waren die Geschichten und das Durchhaltevermögen der Menschen. Und dann die Idee, dass denen, die sagen „Ich will raus“ auf ihrem Weg zur Inklusion geholfen wird.

Über die Pat*innen berichtete Helen selbst. Wie gut, dass wir eine Patin und zwei behinderte Menschen mit eingeplant hatten. Sie erzählten aus ihren Blickwinkeln ihre Erfahrungen und Geschichten in kurzen 3-Minuten-Statements. Nachdem die Behindertenbeauftragte die Buchvorstellung mit einem kurzen Redebeitrag abgerundet und gleichzeitig auf die Gesetzesreform hingewiesen hatte, die an diesem Morgen im Bundestag beschlossen worden war, hagelte es vonseiten der anwesenden Journalist*innen eine Vielzahl von Fragen. Für uns war das gut. Wenn sie sich so engagiert für die Sache interessierten, hatten wir bessere Chancen auf eine umfassendere Berichterstattung.

Selbstverständlich gab es auch zahlreiche Fragen zu der verabschiedeten Gesetzesreform des Bundesteilhabegesetzes. Die Behindertenbeauftragte nutzte die Gelegenheit zu einer Klarstellung und Positionierung ihrerseits: „Im Mittelpunkt jeglicher Förderung muss immer der behinderte Mensch mit seinen Wünschen und natürlich die Unterstützung eines selbstbestimmten Lebens stehen. Der 2016 eingeführte Grundsatz der Personenzentrierung wird nun hoffentlich zeitnah tatsächlich und umfassend mit Leben gefüllt und nicht weiter überbürokratisiert.“

Vor allem Helen, aber auch beide Personen, die von ihrem Weg aus dem Wohnheim und aus der Werkstatt in ein inklusiveres Leben und Arbeiten berichtet hatten, hatten nach der

Pressekonferenz alle Hände voll mit Interviews zu tun. Auch zum Roman gab es weitere Fragen. Und die Ich-will-raus-Patin wurde mit Fragen von Journalist*innen gefordert. Katja und Katrin bewiesen ein gutes Händchen dafür, individuelle Interviewanfragen nach der Pressekonferenz zu koordinieren.

Am Ende waren alle zufriedengestellt, auch wir. Und wir waren platt. Wir hatten in keiner Weise mit einem solch großen Interesse gerechnet.

Vor allem die Bundesbehindertenbeauftragte schien sehr zufrieden zu sein. „Das war genial eingefädelt“, bedankte sie sich bei Katrin und Helen. „Einen besseren Zeitpunkt und ein genialeres Zusammenspiel hätten wir alle gar nicht finden können. Unsere Statements zum neuen Gesetz haben sich perfekt mit den Geschichten der beiden behinderten Menschen verbunden. Ihre persönlichen Sichtweisen haben verdeutlicht, worum es beim selbstbestimmten Leben, bei der Inklusion und damit auch bei diesem Gesetz geht. Hoffen wir, dass der Roman in der Öffentlichkeit gut ankommt.“

Als wir schließlich kurz vor 14 Uhr das Kleisthaus verließen, waren wir versucht in ein nahegelegenes Café zu gehen, um das Erlebte in Ruhe auszuwerten. Wir entschieden uns jedoch dagegen. Stattdessen schauten wir kurz bei der Feier der Behindertenbewegung anlässlich der Verabschiedung des Gesetzes in einem nahegelegenen Veranstaltungsort vorbei. Diese war in vollem Gange, als unser Trupp zusammen mit der Behindertenbeauftragten dort eintraf. Das Gejohle der Feiernden bei unserer Ankunft schallt noch heute in meinen Ohren. Die Geschäftsführerin der Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland hatte das Fest kurzfristig organisiert. Sie bot uns Sekt an. Helen lehnte allerdings dankend ab. Sie musste und wollte für den

Abend einen klaren Kopf bewahren. Mit einem Glas Saft stieß sie jedoch mit uns allen an.

Dieses Mal war Peter mit nach Berlin gekommen. Nach knapp einer Stunde ausgiebigen Feierns schlug er Helen zum Glück vor, noch einmal ins Hotel zu gehen. Es könnte sicherlich nicht schaden, wenn sie sich trotz oder gerade wegen der vielen spannenden Gespräche vor der Sendung noch etwas ausruhen würde. Sie müsse sich nach diesem Interviewgewitter erst wieder sammeln und auf das konzentrieren, was sie in der abendlichen Sendung rüberbringen wollte, bekräftigte sie Peters Vorschlag.

Wir, der Rest der Gruppe, hingegen genossen das Fest und die mit dem verabschiedeten Gesetz erreichten Erfolge weiter, verabredeten uns aber für ein kleines Abendessen mit Helen und Peter in einer Pizzeria in der Nähe des Fernsehstudios. Dort hatten wir für 18:00 Uhr Plätze reserviert. Helen musste spätestens um 19:00 Uhr im Studio sein und alle TV-typischen Vorbereitungen durchlaufen. Uns hatte man angeboten, die Live-Sendung in einem Nebenraum des Studios über den Bildschirm zu verfolgen. Also mussten wir erst kurz vor 20:00 Uhr im Studio sein und konnten uns mehr Zeit zum Essen lassen. Nur Peter wollte Helen die gesamte Zeit im Studio begleiten. Er besaß das beruhigende Gen, das Helen heute wahrscheinlich so dringend brauchte.

Erneut im Studio

Während ihrer Pause im Hotel erinnerte sich Helen noch einmal daran, wie ihr erster Studiobesuch verlaufen war. Peter hatte zwar versucht, Helen davon abzulenken und nicht zu viel an den 26. März 2034 zurückzudenken, als sie bei dem Bombenanschlag schwer verletzt worden war. Für Helen war es jedoch enorm wichtig, noch einmal kurz mit ihm darüber zu sprechen.

„Heute ist es ganz anders für mich. Damals war ich sowas von aufgeregt. Ich in der tollen Sendung. Ich kannte die Leute nicht.

Ich hatte keine Ahnung, wie es dort zugeht. Und wie der Ablauf sein würde. Dieses Mal ist alles viel leichter. Ich hab‘ ja die Erfahrung von damals.“

„Zu der Erfahrung gehörte aber auch der große Knall, der sie fast ihr Leben gekostet und sie wochenlang ins Koma gebracht hatte“, fuhr es Peter durch den Kopf. Er wagte nicht, seine Worte auszusprechen, sondern schwieg, als Helen eine kurze Denkpause einlegte.

„In meiner Erinnerung gibt‘s natürlich auch den lauten Knall. Meine Atemnot. Schmerzen. Und alles, was danach kam. Das kann ich heute nicht einfach ausblenden. Katja hat mir geraten, gut auf meine Atmung zu achten. Ich soll kürzere Sätze versuchen. Das ermöglicht wohl ‘ne bessere Atmung. Hoffentlich erinnere ich mich dran. Peter, ich hab‘ keine Angst. Die Redaktions-Mitarbeiterin von Menschenrechte konkret hat mir gestern noch mal von den Sicherheitsvorkehrungen ausführlich erzählt. Ich glaub‘, die haben fast noch mehr Respekt vor der Sendung als ich. Ist fast ein bisschen so, wie wenn du im Wartezimmer beim Zahnarzt sitzt und jemand anderes noch mehr Angst vor der Behandlung hat als du selbst. Das beruhigt mich etwas.“

„Du kriegst das hin, Helen. Du hast schon so viel geschafft!“

Innerlich und gegenseitig gestärkt machten sich beide schließlich auf ihren Weg zur Pizzeria. Helen war sich sicher, dass sie dort noch einige letzte Ratschläge ihrer Mitgereisten bekommen würde. Und sie war absolut sicher, dass sie beim besten Willen und leckersten Essen ganz bestimmt kaum einen Bissen runterkriegen würde. Vor allem wollte sie sich keine Flecken einfangen. Das passierte ihr zu gerne, wenn die Salatsoße spritzte oder sie ins Zittern geriet. Spaghetti mit Tomatensoße waren für sie ohnehin ein absolutes No-Go vor solchen Terminen. Daher knabberte sie nur an einem kleinen Pizzabrötchen.

Helen, Katja, Katrin, Peter und ich stießen noch einmal auf den Erfolg der Buchvorstellung an. Helen blieb dabei beim Mineralwasser. Gemeinsam diskutierten wir über die ersten Presse-berichte, die sich bereits im Netz zum neuen Roman fanden. Gegen 18:40 Uhr machten sich Helen und Peter auf den Weg ins Studio. Und obwohl Peter sie erst einmal dorthin begleitete, musste Helen den Rest des Weges heute Abend weitgehend allein bestreiten. Nun kam es ganz auf sie an. Sie war die Hauptperson. Helen nahm diese Rolle mit einer Souveränität an, die nicht einmal Peter für möglich gehalten hatte.

Bereits an der Pforte des Studios gab es ein erstes großes Hallo. Die Pförtnerin von damals erinnerte sich natürlich an Helen und schien mit ihrer Geschichte vertrauter als mit der der britischen Königsfamilie. Und dabei verfolgte sie schon seit Jahren den Klatsch und Tratsch über das Königshaus. Die Berichte über Helen hatten die Pförtnerin besonders berührt. Schließlich war sie ihr im März, kurz vor dem Anschlag, noch begegnet. Selbst in ihrer weit entfernten Pförtnerloge war der Knall damals spürbar gewesen. Schon allein deshalb fühlte sie sich Helen sehr verbunden. Die Frau begleitete Peter und Helen in den Aufenthaltsraum. Dort standen kleine Snacks und Getränke für sie bereit. Peter war sich seiner Nebenrolle bewusst und verfolgte das weitere Geschehen mit Staunen. Da war seine Helen, der er vor über zehn Jahren zu einem Job beim ambulanten Dienst verholfen hatte. Diese Helen, die anfangs recht schüchtern gewesen war. Sie, die er liebte, egal was sie erreichte oder eben auch nicht.

Inzwischen unterhielt sich „seine“ Helen mit Klaus Kerzer, dem bekannten und beliebten Moderator. Es fühlte sich an, als ob sie sich schon seit Jahren kannten. Die gemeinsamen Erlebnisse rund um den Anschlag hatten Nähe zwischen beiden geschaffen. Diese Nähe machte es Helen leichter, sich wohlzufühlen und

locker in die Maske und später ins Studio zu rollen. Peter beobachtete, wie sie sich in ihrem Rollstuhl zurechtruckelte, ihre Schultern geraderichtete und ihren Kopf räkelte, um möglichst selbstbewusst ins Studio zu rollen. „Ob sie das von Katja gelernt hat?“ fragte sich Peter. Haltung half in jedem Fall, um sich Selbstbewusstsein einzuhauchen. Peter wurde ein Stuhl im hinteren Bereich des Studios zugewiesen. Ab nun war klar, Handys aus und absolute Ruhe. Die Ansagen der Regie waren eindeutig.

Mittlerweile waren auch Katja, Katrin und ich im Studio angekommen. Wir konnten Helen gerade noch eine La-Ola-Welle mit auf den Weg geben, bevor die Tür des Studios geschlossen wurde. Auf dem Bildschirm im Aufenthaltsraum verfolgten wir den Startschuss der Sendung mit Spannung. Das war interessanter als jedes Elfmeterschießen im Fußball. Wir hielten die Luft an, als Helen ihre ersten Worte sprach. Wir reckten unsere Arme in die Höhe, als sie im ersten Teil des Interviews das nachholte, was sie damals, im März, vergessen hatte. Sie sprach darüber, wie wichtig es war, dass behinderte Menschen, die sich verändern wollen, die klar sagen „Ich will raus“, gehört und unterstützt werden müssen. Und sie erzählte punktgenau zwei kurze Geschichten, ohne ihr Zeitfenster zu überschreiten.

Während der Bericht über die Verquickungen der Politik mit Einrichtungsbetreiber*innen gesendet wurde, hatte Helen etwas Zeit zum Durchatmen. Auch wir im Nebenraum wollten uns entspannen. Helens Auftritt war auch für uns aufregend gewesen. Zunächst konnte ich dem Bericht kaum folgen. Aber Katja lenkte meine Aufmerksamkeit schnell darauf, als die Interessenskonflikte eines Spitzenpolitikers anhand seiner Vorstandschaft in einer großen Behinderteneinrichtung aufgezeigt wurden. Auch der Sozialdezernent einer Stadt geriet ins Visier, war er doch gleichzeitig auch der Vorsitzende des Trägers einer Wohneinrichtung.

Einer behinderten Frau, die aus dieser Einrichtung ausziehen wollte, wurde die Hilfe von Seiten der Behörde verweigert. Eben der Behörde, der der Sozialdezernent vorstand. Der Konflikt lag klar auf der Hand. Nichtsdestotrotz argumentierte der Dezernent auf Nachfrage sogar, dass die Unterstützung in dieser Wohneinrichtung doch viel günstiger sei. Zum Glück deckte der gut recherchierte Bericht noch auf, wie eingeschränkt die Lebensqualität und die Selbstbestimmung gerade in dieser Einrichtung war.

Der Bericht zog mich in seinen Bann. Ich hatte nicht bemerkt, dass die Arbeits- und Sozialministerin eben den Raum betreten hatte. Sie begrüßte uns und schüttelte jeder und jedem von uns die Hand, fast so, als ob wir alte Bekannte wären.

„Unsere Behindertenbeauftragte hat mich angerufen. Die Pressekonferenz mit der Romanvorstellung scheint ja sehr gut gelaufen zu sein. Herzlichen Glückwunsch dazu. Ich habe mir vorhin ihren Roman bestellen lassen. Vielleicht können Sie ihn bitte irgendwann einmal für mich signieren, am besten von allen von Ihnen.“ Diesen Wunsch erfüllten wir ihr gern, als sie später im Studio war. Wir hatten vorsorglich einige Exemplare.

Wir erlebten die Ministerin genauso leutselig und umgänglich, wie es ihrem vorauseilenden Ruf entsprach. Ihre Art wirkte kein bisschen künstlich, wie bei so manch anderen Politiker*innen. Als sie in die Maske gerufen wurde, bat sie uns noch schnell Claudia Liese zu grüßen. „Eine exzellente Juristin. Sie hat uns einige sehr gute Anregungen für die Gesetzesreform geliefert, die zum Teil Einzug ins Gesetz gefunden haben.“ Und schon war sie verschwunden.

Während meines jahrzehntelangen, behindertenpolitischen Engagements hatte ich schon eine Reihe von Politiker*innen getroffen. Diese Ministerin hatte jedoch etwas Besonderes, das mir Hoffnung gab. Hoffnung, dass wir in der Behindertenpolitik

endlich nachhaltige Verbesserungen und nicht nur kurzfristige Strohfeuer erreichen könnten. Eine Türe hin zu echter Selbstbestimmung und Inklusion tat sich hier anscheinend auf.

Ihr Interview, das sie nach der zweiten Gesprächsrunde mit Helen zum neuen Gesetz gab, bekräftigte meinen Eindruck. Besonders aufregend war, dass sie im Lichte des vorher ausgestrahlten Rechercheberichts, der ihr bereits vor der Sendung zugänglich gemacht worden war, eine Gesetzesänderung bezüglich der Befangenheit von Entscheidungsträgern ankündigte.

„Ihre exzellente Recherche zeigt auf, dass es unbedingt eine Änderung im Hinblick auf die Mitgliedschaft von Politiker*innen und Verwaltungsangestellten in Vorständen von Wohlfahrtsorganisationen und Einrichtungen der Behindertenhilfe braucht. Glauben Sie mir, dafür benötigen wir sicherlich viel Unterstützung. Dieses Verflechtungssystem ist beharrlich."

„Diese Unterstützung bekommen Sie von uns, der Enthinderungsgruppe und anderen Selbstvertretungsverbänden, bestimmt", kündigte Helen in ihrem abschließenden Statement zu den Äußerungen der Ministerin spontan an. Sie wirkte richtig entspannt, als sie diese abschließenden Worte sprach.

Der Moderator wollte dem nicht mehr viel hinzufügen, außer der Ankündigung der nächsten Sendung. Helen hatte sich brillant präsentiert. Als ob sie nie etwas anderes getan hätte, als vor einem Millionenpublikum zu sprechen.

Wie die Ministerin hatte Helen im zweiten Teil ihres Interviews die Ergebnisse der Recherche bestätigt. „Wir erleben doch selbst immer wieder, wie eng die Behinderteneinrichtungen mit der Politik verbandelt sind. Und wie schwer es einigen behinderten Menschen gemacht wird, aus Wohneinrichtungen auszuziehen. Oder von Werkstätten für behinderte Menschen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt zu wechseln."

„Welche Erfahrungen haben Sie gemacht, als Sie aus der Werkstatt raus sind?“ wollte Klaus Kerzer von Helen wissen. Sie sei damals ziemlich auf sich selbst gestellt gewesen, von der Werkstatt wäre kaum Unterstützung gekommen. „‚Du kannst das nicht‘ oder ‚der Arbeitsmarkt da draußen nimmt sowieso keine Rücksicht auf behinderte Menschen.‘ Diese ganzen Sprüche, die waren für mich alles andere als motivierend.“

„Und, wie haben Sie es doch geschafft?“

Klaus Kerzer hatte diese Frage vorher mit Helen abgesprochen. Das gab ihr die Gelegenheit, von der Unterstützung der Enthinderungsgruppe zu erzählen. Und sie berichtete von deren Pat*innen-System, welches sie inzwischen mit vielen anderen zusammen aufgebaut hatten.

„Die Ich will raus-Bewegung ist ‘ne Befreiungsbewegung. Wir müssen Menschen ermutigen und nicht klein machen. Wir müssen zuhören, was Menschen wollen. Wenn jemand raus will, will er raus. Wünsche dürfen nicht klein geredet oder weggewischt werden. Sie müssen, ja sie müssen unterstützt werden!“

Helen sagte das mit viel Nachdruck und schob taktisch klug die Erfolgsgeschichten zweier Menschen nach, die von Pat*innen unterstützt worden waren, um ihr Leben zu verändern.

„Wichtig ist! Die Pat*innen waren nicht Teil des Systems. Pat*innen müssen unabhängig bleiben. Und im Sinne der behinderten Menschen agieren. Das sind unsere Erfahrungen – und die von vielen behinderten Menschen.“

Die Arbeits- und Sozialministerin war kurz vor Helens zweitem Interview aus der Maske mucksmäuschenstill ins Studio geleitet worden. Sie hatte Helens Schilderungen mit großem Interesse verfolgt. Nach dem Abschluss der Live-Sendung trafen sich alle Beteiligten, uns eingeschlossen, zu einem kleinen Sektempfang, den die Redaktion organisiert hatte. Die Ministerin sprach Helen

auf ihre Erfahrungen an. Sie interessierte sich tatsächlich sehr dafür und versprach Helen einen fachlichen Austausch zwischen Mitarbeitenden ihres Ministeriums und behinderten Menschen, die „raus gegangen“ sind, wie sie es ausdrückte. Dabei sollten die Erfahrungen der Pat*innen in jedem Fall berücksichtigt werden.

Als wir am Ende dieses unglaublichen Tages in der Hotelbar ankamen, um noch einen letzten kleinen Absacker zu trinken, sackte Helen nach der ganzen Anstrengung und Euphorie nach wenigen Minuten in sich zusammen. Sie nickte weg, als Katja von ihrem kurzen Seitengespräch mit der Ministerin berichtete. Peter stupste Helen vorsichtig an. Sie signalisiert ihm, dass es für heute gut war und sie in ihr Hotelzimmer wollte. Zufrieden, aber hundemüde, rollte Helen mit Peter an ihrer Seite von dannen.

Wir hielten noch eine Weile durch. Wir ahnten schon, dass es sicherlich geraume Zeit dauern würde, bis wir wieder einmal in einer solchen Runde zusammensitzen konnten. Bevor auch wir uns endlich in unsere Zimmer zurückzogen, änderten wir noch unsere ursprünglichen Pläne für ein gemeinsames Frühstück um halb neun. „Lasst uns erst um halb zehn frühstücken.“ Eine gute Zeit. So konnten wir uns vorher noch einen Eindruck über die Berichterstattung zur Sendung, zur Gesetzesreform und hoffentlich auch über den Roman verschaffen. Vor allem konnten wir nach diesem anstrengenden und bewegenden Tag etwas länger schlafen. Pragmatisch wie sie war, informierte Katja Peter via Textnachricht über unser späteres Frühstückstreffen.

Die Ich will raus-Bewegung

Die Bemühungen der Enthinderungsgruppe und verschiedenster Pat*innen, behinderte Menschen zu unterstützen, die ihr Leben im Sinne der Ich will raus-Bewegung verändern wollten, nahmen in den Wochen danach richtig Fahrt auf.

Aufgrund der Berichterstattung über die Aktivitäten der Enthinderungsgruppe und mit dem neuen Gesetz im Rücken, meldeten sich immer mehr, die sagten „Ich will raus“. Gleichzeitig signalisierten zahlreiche behinderte als auch nichtbehinderte Menschen, sich als Pat*innen einbringen zu wollen. Die treibenden Kräfte der Ich will raus-Befreiungsbewegung legten großen Wert darauf, dass alle Aktivitäten im Zusammenhang mit ihrer Pat*innen-Idee auf Grundlage der UN-Behindertenrechtskonvention und echten Inklusion geschahen. Folgerichtig begannen sie schnell ihre bewusstseinsbildenden Schulungen und intensivierten ihre regelmäßigen Online-Austauschtreffen zwischen Pat*innen und behinderten Menschen. Ein zügig bewilligtes Projekt der Aktion Mensch bot hierfür erste finanzielle Ressourcen.

Auch wir waren mehr gefordert als vorher gedacht. Zum Glück waren wir dabei nicht allein. Inzwischen waren nicht nur Helen und ich regelmäßig unterwegs und stellten uns bei unseren Lesungen spannenden Diskussionen, sondern Katja, Claudia und sogar Peter wirkten dabei mit. Das Salz in der Suppe dieser positiven Entwicklungen waren die behinderten Menschen selbst, die begannen, ihr Leben Schritt für Schritt zu verändern. Mutig tauchten sie bei Lesungen und Veranstaltungen auf und schilderten stolz ihre persönlichen Erfahrungen. Sie nahmen so manchen Das-geht-nicht-Zauderern den Wind aus den Segeln, zeigten aber auch immer wieder noch bestehende Lücken im System auf.

Selbst die Arbeits- und Sozialministerin hielt in den kommenden Monaten ihr Versprechen. Als erstes initiierte sie einen fachlichen Austausch zwischen Mitarbeitenden ihres Hauses, dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales sowie mit aktiven behinderten Menschen. Im Mittelpunkt stand die Frage: Was brauchen behinderte Menschen wirklich, um sich wirkungsvoll aus den Sondersystemen zu befreien oder erst gar nicht dort zu landen, sondern um selbstbestimmt und inklusiv leben zu können? Gemeinsam wurde eine To-do-Liste erstellt: die Aufgaben der seit 2018 eingerichteten Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatungsstellen sollten neu ausgerichtet werden, ihre Unterstützungsangebote für ein inklusives Leben sollte intensiviert und gestärkt werden. Die Beratungsstellen sollten Zusatzmittel für entsprechende zeitaufwändigere Begleitungen der behinderten Menschen auf ihrem Weg beantragen können.

Außerdem sollte zukünftig in den Schulungen der Berater*innen größerer Wert auf die Sozialraumorientierung und Vernetzung im Sinne einer echten Inklusion gelegt werden. Schließlich war geplant, die Förderkriterien dieser Beratungsstellen zu überarbeiten und verstärkt darauf auszurichten, noch mehr behinderte Menschen in der Beratung zu beschäftigen. Das Peer Counseling, also die Beratung behinderte Menschen durch behinderte Menschen, sollte dadurch einen weiteren wichtigen Schub erhalten. Als Nagelprobe galt für uns, ob das Ministerium Geld locker machen würde, für eine verbesserte Schulung und Vernetzung von Ich will raus-Pat*innen. Und tatsächlich wurden hierfür schnell Gelder für eine Selbstvertretungsorganisation bewilligt.

Bei der Aktion Mensch tat sich folgendes: Zwar hatte sie ihre Förderschwerpunkte bereits vor ca. zwei Jahren erneut überarbeitet und weitgehend an die UN-Behindertenrechtskonvention angepasst, sowie verstärkt Initiativen für einen inklusiven

Sozialraum finanziell unterstützt. Die Diskussionen rund um die Ich will raus-Bewegung zeigten den Verantwortlichen der Aktion Mensch jedoch deutlich: auch bei ihnen gab es noch viel Luft nach oben. Und so entwickelten sie ihre Förderkriterien zeitnah weiter. Zukünftig sollen vorrangig Projekte gefördert beziehungsweise besser gefördert werden, die selbst behinderte Menschen beschäftigten. Zum obersten Förderziel wurde das Lernen, Wohnen, Arbeiten und die Freizeitgestaltung behinderter Menschen mitten in der Gemeinde statt in Sonderwelten erkoren.

Allein diese fördertechnischen Stellschrauben verschafften der Ich will raus-Bewegung enormen Aufwind. Tatkräftig wagten sich die Verantwortlichen Deutschlands größter Soziallotterie an eine weitreichende Strukturveränderung: Bislang hatten bei zentralen Entscheidungsprozessen die Wohlfahrtsorganisationen dominiert. In Zukunft sollte diese besondere Rolle jenen Verbänden des Deutschen Behindertenrats zukommen, die keine Einrichtungen für behinderte Menschen betrieben. Zusätzlich sollten viel mehr behinderte Menschen aus dem Bereich der Selbstvertretung eingebunden werden. „Wurd' ja auch Zeit", so der trockene Kommentar aus den Reihen der Enthinderungsgruppe. Für sie war das wahrlich ein weitreichender Wandel, ja, vermutlich der weitreichendste seit dem Jahr 2000. Damals hatte sich die frühere Aktion Sorgenkind aufgrund jahrelanger, massiver Proteste aus der Behindertenbewegung in Aktion Mensch umbenannt.

Der Begriff und die Philosophie der Befreiungsbewegung behinderter Menschen etablierte sich schneller als gedacht. Die beim Deutschen Institut für Menschenrechte angesiedelte Monitoring-Stelle UN-Behindertenrechtskonvention hatte beispielsweise lange darauf hingewiesen, dass wir in Deutschland das System der Aussonderung behinderter Menschen überwinden

müssen. Das war ein klarer Auftrag aus der UN-Behindertenrechtskonvention.

Um keine Augenwischerei zu betreiben: natürlich gab es auch weiterhin viele Blockierer. Sie bemühten die üblichen Argumente, was alles nicht ginge. Sie wurden nicht müde, ihre aussondernden Dienstleistungen zu rechtfertigen. Glücklicherweise standen sie und ihre Lobby nach der Verabschiedung der Gesetzesreform und dem neuen Kurs der Regierung nicht mehr im Mittelpunkt der Diskussionen. Endlich war gesetzlich geregelt, dass behinderte Menschen, die inklusiver leben, arbeiten und lernen wollten, ein Recht auf eine unabhängige Unterstützung hatten.

Die inhaltliche Neuorientierung der Behindertenhilfe veränderte fast schlagartig Deutschlands Spendenpraxis, im positiven Sinne. Selbst Selbstvertretungsorganisationen, die die Spendenbettelei von jeher abgelehnt hatten, wurden endlich von privaten Spender*innen und Stiftungen unterstützt, ohne sich weiterhin verbiegen zu müssen. Spenden, die bisher aufgrund werbewirksamer, aber zum Teil beschämende Bettelei vor allem in die Sondereinrichtungen geflossen waren, landeten nun bei Selbsthilfe- und Selbstvertretungsorganisationen. Plötzlich wurde dadurch Vieles möglich, zum Beispiel, dass mehr behinderte Menschen bei diesen Organisationen eingestellt werden. Die Zeiten, in denen behinderten Menschen mit ehrenamtlichen Arbeiten abgespeist wurden, während nichtbehinderte Akteur*innen die Geschäftsführer*innen- und Referent*innenstellen besetzten, schienen sich dem Ende zuzuneigen. Die Einstellungsquote behinderter Mitarbeitenden spielte bei den Spendenentscheidungen der Spender*innen mittlerweile eine wichtige Rolle. Eine Kernfrage war und blieb: Setzte eine Organisation den Slogan „Nichts über uns ohne uns“ auch wirklich in ihrer Praxis um? Selbst im Trubel der Vorweihnachtszeit, in der die meisten

Spenden flossen, achteten die Spendenden vermehrt auf Authentizität. Eine spannende Kehrtwende.

Der Stellenwert der Persönlichen Zukunftsplanung wurde ebenfalls ein anderer: Fortan waren Zukunftsplanungen nicht mehr nur ein nettes Beiwerk, die nur nach Lust und Laune der Kostenträger finanziert wurden. Endlich gab es einen Rechtsanspruch auf eine Persönliche Zukunftsplanung, sofern ein behinderter Mensch eine solche freiwillig durchführen wollte. Wie gehabt, gab es klare und allgemeingültige Qualitätskriterien für solche Planungen. Die Moderation musste unabhängig von Einrichtungen und Dienstleistungserbringern erfolgen und Moderator*innen mussten vorab eine anerkannte Qualifizierung durchlaufen haben. Dort lernten sie, nicht über die Köpfe, Wünsche und Bedarfe behinderter Menschen hinweg zu planen.

Angehende Moderator*innen erlebten, was es bedeutete, bei ihrem eigenen, ernsthaften Zukunftsplanungsprozess als planende Person selbst im Mittelpunkt zu stehen. Diese Lernerfahrung gehörte oft zu der wertvollsten Erfahrung ihrer Ausbildung. Sie erlebten am eigenen Leib, wie herausfordernd es war, sich mit seinen Träumen und Zielen vor anderen, einem Unterstützungskreis, zu öffnen und sich voll und ganz in die eigene Lebensplanung hineinzubegeben.

Dies waren Veränderungen, für die sich das Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung schon seit über 20 Jahren eingesetzt hatte. Das Highlight: Das Netzwerk erhielt zur Durchführung aller Qualifizierungen und zur Überwachung der entsprechenden Qualitätsgrundsätze eine siebenjährige Förderung für eine Fachstelle Persönliche Zukunftsplanung. Hierbei wurde behinderten Menschen eine zentrale Rolle zugewiesen, sodass sie den Kurs der weiteren Entwicklung nicht nur mitbestimmen, sondern prägend mitgestalten konnten.

Viele weitere Entwicklungen wurden in Gang gesetzt. Manche bedeuteten enorm viel Arbeit, andere forderten vor allem uns, die Behindertenbewegung heraus. Die lang verlangte und nun verbriefte Partizipation und Mitgestaltung konnte auch sehr anstrengend sein. Das war Helen und all ihren Mitstreiter*innen einschließlich mir klar. Zwar gab es auf unserer Seite schlichtweg immer viel zu wenig Aktive. Aber all das waren Entwicklungen, für die viele so lange gekämpft hatten. Wir hatten so viel Zeit, Energie und oft auch Verzweiflung in die Sache, in unseren Kampf, gesteckt. Endlich gab es Entwicklungen, die für viele behinderte Menschen mehr Selbstbestimmung und Freiheit brachten. Schon allein dafür lohnte es sich für uns alle, weiterhin aktiv zu sein.

Das Geständnis

„Hat die Ermittlerin, die mit Christof Zickler in seinem Büro gesprochen hat, ihre Spur vor Ort weiterverfolgt?“

„Hat er sich selbst der Polizei gestellt?“

„Hat Helen gespürt, dass Christof Zickler hinter der Tat steckte?“

„Und was ist aus der Zukunftsplanung von Ingo Zickler geworden?“

Diese und andere Fragen wurden bei den ersten Lesungen immer wieder aufgeworfen, ohne dass wir sie beantworten konnten. Vieles blieb im Ungewissen. Aber die Geschichten will an dieser Stelle wenigstens für den Moment zu Ende erzählt werden.

Die Entwicklungen verwoben sich für Helen völlig unerwartet und ziemlich herausfordernd an einem Abend im folgenden Frühjahr, gut ein Jahr nach dem Anschlag, ineinander.

Helen und einige andere, die an Ingo Zicklers Zukunftsplanung mitgewirkt hatten, waren zu einem Einweihungsfest Anfang April 2035 eingeladen. Er hatte zusammen mit seinem Kumpel etwas

Großes zu feiern. Sie hatten es geschafft. Mit Hilfe eines Kontakts zur städtischen Wohnbaugesellschaft war es tatsächlich gelungen, eine schöne und gerade noch bezahlbare 3-Zimmer-Wohnung zu finden. Der Clou: Die Wohnung lag im Erdgeschoss und war damit auch für Helen stufenlos erreichbar. Vor allem für Ingos Kumpel Kony war diese einigermaßen barrierefreie Wohnung ein großer Vorteil, denn er hatte eine leichte Gehbehinderung. Beide waren überglücklich und wollten ihren Neustart in der Wohnung gebührend feiern. Mit leckerem Essen und feinen Getränken. Und mit den Menschen, die sie bei der Zukunftsplanung, bei der Wohnungseinrichtung und beim Umzug unterstützt hatten, wie es in der Einladung hieß. Und zu diesen Menschen gehörte definitiv auch Helen Weber.

Helen hatte in den letzten Jahren viele Einladungen zu Festen von behinderten Menschen bekommen, die kleinere oder größere Erfolge zu feiern hatten. Mit zunehmendem Alter war sie jedoch froh, abends auch mal die Beine hochlegen und mit Peter einfach nur auf dem Sofa sitzen zu können. Trotzdem, wenn sie es schaffte, raffte sich Helen auf und ging zu solchen Festen. Damit waren schließlich viele schöne Geschichten von Menschen verbunden, die ihr mit der Zeit und den Veränderungsprozessen, die sie durchmachten, ans Herz gewachsen waren. Sie entschuldigte sich zwar öfter nach ein bis zwei Stunden, aber dabei sein war für Helen nach wie vor wichtig.

Die Einladung von Ingo und seinem Freund war für Helen definitiv etwas Besonderes. In deren Neuanfang hatte sie sich besonders reingekniet. Sogar sein anfangs etwas schüchterner und stets leicht verkniffener Bruder, wie sie Christof Zickler ihrem Mann Peter einmal beschrieben hatte, war ihr mittlerweile sympathisch. Zuletzt war sie mit ihm, Ingo und Kony auf Shopping-Tour gewesen. Sie hatte sich bei Ingos erstem Zukunftstreffen,

bereit erklärt, ihnen zusammen mit Christof Zickler beim Möbelkauf zu helfen. Helen hatte ein Faible für schöne, aber auch erschwingliche Möbel.

Wie nicht anders zu erwarten war, bog sich am Abend der Einweihungsfeier der Küchentisch vor lauter Leckereien. Mama Zickler, wie Helen sie mittlerweile nannte, hatte diese zusammen mit den frisch gebackenen Wohngemeinschaftlern zubereitet. Auch sie hatte inzwischen einen festen Platz in Ingos Zukunftsteam. Und welche bessere Gelegenheit als die Festvorbereitungen gab es, um den beiden ein paar Kochtipps beizubringen.

Ingo eilte Helen entgegen, als sie an der Wohnungstür geklingelt. Zuvor hatte Helen in dessen Briefkasten noch ein kleines Kärtchen mit einem Dank für die Einladung eingeworfen. Sie erinnerte sich daran, wie Ingo damals bei seinem Besuch mit ihrem Vater bei ihr, davon geschwärmt hatte, dass Helen einen eigenen Briefkasten hat. Mit einem Liebesbrief, den er sich damals scherzhaft gewünscht hatte, konnte Helen nicht dienen, aber ein nettes Kärtchen hatte sie allemal in ihrer Kartensammlung gefunden.

Die Tür ging auf, die Geräusche der Gäste drangen an Helens Ohr und ein strahlender Ingo stand vor ihr.

„Ingo, du hast ja ‘nen eigenen Briefkasten, hab‘ ich gesehen. Und auch ‘nen eigenen Schlüssel. Herzlichen Glückwunsch.“

Mit diesen Worten reichte sie ihm eine kleine Topfpflanze. Ingo hatte ihr einmal erzählt, dass für ihn zu einer eigenen Wohnung auch Pflanzen gehörten.

„Wie pflegt man die?“

Helen klärte ihn sofort auf. „Das ist ‘ne kleine Yucca-Palme. Die braucht nicht viel Wasser. Und die hat auch keine Taranteln, äh Spinnen, drin. Ich hab‘ extra nachgeschaut.“ Helen wusste, dass Ingo panische Angst vor Spinnen hatte. In letzter Zeit hatten

immer wieder die alten Geschichten von Taranteln in Yucca-Palmen die Runde gemacht.

Überschwänglich beugte sich der Gastgeber zu Helen runter und drückte diese zur Begrüßung ganz feste, wie er es nannte. Danach begann er, Helen einigen anderen Gästen, die sie noch nicht kannten, vorzustellen. Dann war er schon wieder weg, da es erneut klingelte.

Für Helen war es ein schöner Abend und sie führte einige interessante Gespräche. Sie war inzwischen gut bekannt und wurde deshalb oft von anderen angesprochen. Sie musste nicht wie früher ihre Partyschüchternheit erleiden. Früher hatte sie sich bei solchen Partys vor allem anfangs fehl am Platz gefühlt. Besonders bei Stehpartys war sie nie auf gleicher Augenhöhe mit den anderen. Partyschüchternheit, die hatte sie mit Peter gemeinsam. Ihn nervten solche Gelegenheiten oft wegen des Sehens. Oder besser gesagt wegen des Nicht-Sehens.

Helen genoss die Gespräche, merkte aber, dass es ihr mit der Zeit in der mittlerweile stickigen Wohnung zu warm wurde. Da sie ihr Getränk noch nicht ausgetrunken hatte und auch noch nicht nach Hause wollte, entschuldigte sie sich. Sie rollerte vor die Haustüre. Sie musste unbedingt etwas Luft schnappen. Sie genoss die frühlingshafte Abendluft und die Ruhe nach dem munteren Krach in der Wohnung. Umso mehr erschrak sie, nachdem sie in ihre Gedanken versunken war, als sie plötzlich Jemand ansprach.

„Keine Panik, das bin nur ich“, beruhigte Christof Zickler sie. „Darf ich mich ein bisschen zu Ihnen setzen?“ Rechts vor dem Haus stand eine Bank, Helen stand ganz in ihrer Nähe.

„Klar.“

Helen war Christof Zicklers Gesellschaft trotz dessen Verkniffenheit nicht unangenehm. Ein paar Sekunden herrschte Ruhe

zwischen beiden. Gesprächig, wie Helen nun einmal war, überlegte sie bereits, ob sie zur Überbrückung der Stille zwischen ihnen vom schönen Mond an diesem Abend erzählen sollte.

Christof Zickler war es jedoch, der die Stille unterbrach. Er begann, ihr dafür zu danken, was sie alles für seinen Bruder und damit auch für seine Familie getan hatte. „Ich habe meinen Bruder schon lange nicht mehr so fröhlich und unbefangen erlebt, wie in den letzten Wochen. Und vor allem heute Abend."

„Das freut mich. Er ist zwar einer von vielen, denen wir in den letzten Jahren zu mehr Selbstbestimmung verholfen haben. Aber Ingo ist in seiner gewissen Art und Weise jemand ganz Besonderes. Und das nicht wegen seiner Behinderung!" Helen verabscheute es und war es leid, wenn Leute sie wegen ihrer Behinderung zu etwas ganz Besonderem machen wollten.

„Das gilt aber auch für Sie, Frau Weber."

„Ach was." Sie fühlte sich wirklich alles andere als besonders. Und sie wollte auch jegliche Avancen im Keim ersticken. Ihr hatten noch nicht viele Männer den Hof gemacht, wie das früher so hieß, aber bei einer solchen Mondnacht wusste man ja nie.

„Doch", fuhr Christof Zickler fort. „Vor allem, weil Sie sich für meinen Bruder, aber auch für so viele andere Menschen so ins Zeug legen. Sie haben selbst genug Herausforderungen."

„Ja, manchmal denk' ich auch, dass ich mich mehr um mich selbst kümmern sollte. Zum Beispiel Physiotherapie. Nach dem Anschlag bin ich nicht mehr so beweglich wie früher. Dann sag' ich mir aber, 'Helen es gibt noch so viel zu tun. Nehm' die Schmerzen hin.' Und schon verschieb' ich den nächsten Termin für die Physiotherapie wieder mal." Mit dieser für sie kleinen Offenbarung trat Helen Ungeahntes los.

„Ja, der Anschlag …“, dachte Christof Zickler laut nach, ohne seinen Satz zu Ende zu führen.

Nach einer kurzen Pause nahm Helen seinen Faden auf und berichtete, dass dieser nun ziemlich genau ein Jahr her sei. Es komme ihr so vor, als ob er schon vor viel längerer Zeit passiert sei. „Vor ‘nem Jahr lag‘ ich im Koma. Und viele hab‘n um mein Leben gebangt. Schon verrückt. Jetzt sitz‘ ich hier und kann mit Ihrem Bruder den Einzug in die neue Wohnung feiern“, dachte nun auch Helen laut nach.

Christof Zickler wurde zunehmend nervöser. Innerlich arbeitete es in ihm auf Hochtouren. Er hoffte, dass Helen Weber dies nicht bemerkte. Seine Albträume waren in den letzten Wochen weniger geworden, dafür drückte ihn permanent ein schlechtes Gewissen. Ein furchtbar schlechtes Gewissen, dass er im März 2034 den Anschlag auf die neben ihm sitzende Frau verübt hatte. Über das eine oder andere, was die Enthinderungsgruppe nach wie vor öffentlich von sich gab, regte er sich noch immer auf. Nachdem er aber erleben durfte, wie eben diese Leute seinen Bruder unterstützt hatten, wurden seine Urteile zusehends milder. Wie sie es hinbekommen hatten, dass Ingo und dessen Freund die Hilfe bewilligt bekamen, die sie zum weitgehend selbstbestimmten Wohnen brauchten, davor konnte er einfach nur den Hut ziehen. Solche Erkenntnisse erhöhten sein schlechtes Gewissen, was er vor allem Helen Weber angetan hatte, mehr und mehr.

Plötzlich platzte es, selbst für ihn völlig unerwartet, aus ihm heraus. „Wenn ich Ihnen jetzt etwas erzähle, versprechen Sie mir, mich ausreden zu lassen und nicht gleich wegzurennen?“

Helen überraschte seine unkonventionelle Frage und der drängende Ton. Jetzt gab es für Christof Zickler kein Zurück mehr.

„Ich weiß nicht, was Sie mir erzählen wollen, bezüglich des Wegrennens kann ich Sie aber beruhigen. Wegrennen, das ist

nicht meine Stärke“, versuchte Helen der aufgekommenen Ernsthaftigkeit etwas Humor entgegenzusetzen. Sie zeigte dabei auf ihren Rollstuhl.

„Stimmt, ich meinte Wegrollen“, gab Christof Zickler kleinlaut bei.

„Keine Angst, ich werde auch nicht wegrollen. Erzählen Sie, was es auch immer sein mag“, bekräftigte Helen ihn. Sie konnte ja nicht ahnen, dass dies etwas sein würde, das sie einige Tage lang quälen und in Schach halten würde.

„Okay“ richtete sich der wieder in sich zusammengesunkene Christof Zickler zurecht und fiel gleich mit der Tür ins Haus. Drumherum zu reden war nicht seine Sache. „Ich war’s.“ Es war raus. Er atmete tief durch.

„Was waren Sie?“

„Ich war’s. Ich habe den Anschlag verübt.“

„Welchen Anschlag?“ Helen begriff noch nicht, worum es ging.

„Den Anschlag auf Sie“, gestand Christof Zickler sichtlich bewegt und mit Tränen in den Augen. Trotz des Halbdunkels nahm Helen seine Emotionen wahr. Nur langsam begann sie die Ernsthaftigkeit seiner Worte zu verstehen.

„Den Anschlag in Berlin?“ Helen zweifelte noch.

„Ja, ich war das. Ich bereue das inzwischen so sehr. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich das bereue“, sprudelte es hemmungslos aus Christof Zickler heraus.

Helen hatte sich inzwischen die Hand auf den Mund gedrückt, um nicht loszuschreien. Sie wusste nicht, was sie mit einem solchen Geständnis anfangen sollte. Wut stieg in ihr auf, das spürte sie sofort.

„Sie haben mich ins Koma gebombt? Sie haben die Leute von der Sendung verletzt? Sie wollten uns umbringen?“ Helens

Stimme überschlug sich. Dabei war sie gar nicht mehr freundlich, wie es sonst ihre Art war.

„Ja."

Helens Gedanken schlugen Purzelbäume, so dass sie erst einmal gar nichts mehr sagen konnte. Von Christof Zickler kam nur ein leises „das tut mir so leid". Danach herrschte gefühlt sehr lange Zeit Stille zwischen beiden.

Zunächst verspürte Christof Zickler nach seinem Geständnis eine gewisse Erleichterung. Langsam begann er aber, sich selbst zu verfluchen. Warum nur hatte er Helen dies erzählt? Vor allem wie er es erzählt hatte. So platt, so kurz, so wenig erklärend.

Helen platzte mit mehreren Fragen mitten in seine Gedanken. „Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie Sie den Anschlag verübt haben? Warum erzählen Sie mir grade heute davon? Vor allem, da die Polizei mit ihren Ermittlungen bisher doch überhaupt nicht vorangekommen ist?"

„Es musste raus. Sie haben so viel für Ingo gemacht. Ich bin Ihnen so dankbar und fühle mich unendlich schlecht, weil ich den Anschlag verübt habe. Ich kannte Sie vorher nicht. Und ich hatte so viele Vorurteile. Und wenn ich ehrlich bin, habe ich wahrscheinlich immer noch eine Menge davon. Und diese Albträume, die halte ich nicht mehr aus."

„Sie erzählen mir das, obwohl ich mit dieser Information zur Polizei gehen kann, sogar gehen muss?" wandelte sich Helens Wut in Richtung Ungläubigkeit.

„Das muss ich jetzt wohl in Kauf nehmen." Christof Zickler sank auf der Bank, auf der er saß, noch weiter in sich zusammen.

„Waren Sie deshalb immer etwas verkniffen, wenn wir uns begegnet sind? Sogar reserviert?" forschte Helen weiter. So langsam wurde ihr einiges klar.

„Verkniffen ist Ihre Art, es auszudrücken. Ich nenne es höchst verunsichert. Sie, oder besser gesagt, der Anschlag verfolgen mich seit einem Jahr, seit dem 26. März 2034. Ich habe ständig Albträume. Und plötzlich sitzen Sie im Konzert neben mir. Dann waren Sie bei diesem Zukunftsworkshop unseres Trägers. Spätestens seit Ingos Zukunftsplanung ist das ganz anders. Aus einer mir weitgehend unbekannten Helen Weber wurden Sie, ein Mensch aus Fleisch und Blut. Eine Frau, die sich wie kaum jemand anderes für meinen Bruder stark macht. Und die sich auf Anhieb mit ihm verstanden hat. Und das trotz seiner Behinderung und trotz der Tatsache, dass er manchmal richtig anstrengend und nervig sein kann. Und gerade ich habe Ihnen Schaden zugefügt, hätte Sie fast umgebracht."

Christof Zickler erleichterte sein Gewissen mit für seine Verhältnisse ungewöhnlich vielen Worten und sichtlich bewegt. „Ich habe totalen Mist gebaut", fügte er zum Schluss hinzu.

„Das mit dem totalen Mist stimmt. Diesen Mist und Ihr Geständnis muss ich erst mal setzen lassen."

Helens Worte spiegelten wider, dass sie nach und nach die Dimension des Ganzen erfasste. „Ich hab' keine Ahnung, wie ich damit umgehen soll."

Christof Zickler atmete tief durch. Er konnte nicht anders, als für Helens Reaktionen großes Verständnis zu zeigen. „Ich bin echt ein Esel." Wäre die Situation nicht so ernst, hätte Helen dazu sicherlich einen Scherz auf Lager gehabt. So bestätigte sie dem Esel erneut, dass sie das jetzt erst einmal setzen lassen musste.

„Melden Sie sich bei mir, bevor Sie zur Polizei gehen?" fragte Christof Zickler zögerlich als Helen nach den Schwungrädern ihres Rollstuhls griff. Er gab ihr seine Visitenkarte. Bisher hatte er das vermieden, um Distanz zu Helen wahren zu können. Sie nahm die Karte etwas benebelt an und murmelte, dass sie nicht

wisse, wie lange es dauere, bis sie über all das nachgedacht habe und sich vielleicht melden würde. Es gäbe eine Person, mit der sie darüber reden und die ihr vielleicht helfen könne, Klarheit in das Durcheinander in ihrem Kopf zu bringen.

„Das war echt ‘n Hammer heute Abend. Ich muss erst mal nach Hause.“ Sie rollte in die Wohnung, um sich von Ingo, seinem Mitbewohner und einigen anderen Gästen kurz zu verabschieden. Ob ihr anzumerken war, dass etwas passiert war? Das tangierte Helen angesichts dessen, was sie eben erfahren hatte, nicht im Geringsten.

Sie war heilfroh, als sie wieder zu Hause war. Zum Glück war Peter übers Wochenende zu seinen Eltern gefahren. So schwer ihr dies fiel, ihm wollte sie von Zicklers Geständnis erst einmal nichts erzählen. Er war viel zu eng mit der Sache verwoben. Gleich, nachdem sie in ihrer Wohnung an- und etwas zur Ruhe gekommen war, rief sie Katrin an. Sie erreichte sie glücklicherweise auf Anhieb.

„Hi Helen“, klang Katrins Stimme freudig an ihr Ohr. „Was treibt dich um?“

„Hallo, … hallo Katrin.“ Ihre Stimme klang um vieles verhaltener als sonst. „Bist du grade in der Stadt? Hast du demnächst mal Zeit für mich? Mich plagt was ganz Fürchterliches. Ich brauch‘ deinen Rat“, erzählte Helen niedergeschlagen.

„Ui, das hört sich nicht gut an. Ich vermute mal, du willst mir das am Telefon nicht erzählen.“ Katrin vermutete richtig, schließlich kannte sie Helen seit vielen Jahren recht gut.

Da es für Katrins Verhältnisse früh, nämlich erst kurz vor elf war und Helen nicht weit von ihr entfernt wohnte, bot sie an, dass es bei ihr auch jetzt, ganz spontan passe. Sie hatte heute Abend nichts weiter vor. „Wir hatten ja schon öfter spätabendliche Treffen.“ Helen überlegte nur kurz. „Es ist wirklich schon spät, aber

Peter ist nicht da. Und ganz ehrlich, ich brauch‘ besser jetzt als gleich deinen Rat. Ich freu‘ mich, wenn du kommst.“

Gesagt, getan! Nach einer viertel Stunde klingelte Katrin und eine ziemlich angeschlagene Helen öffnete ihr die Tür.

„Danke, das ist echt klasse“, begrüßte sie ihre langjährige Freundin und bot ihr zuerst etwas zum Trinken an.

„Schieß los, Helen. Da muss dich ja etwas gehörig plagen, so wie du dreinschaust. Hoffentlich nichts Schlimmes?“ Katrin versuchte ihr Bestes, ihre von Tränen gezeichnete Freundin zu ermuntern, mit der Sprache rauszurücken und zu erzählen, was sie plagte.

„Wie schlimm es ist? Ich weiß es noch nicht. Aber es hat’s in sich.“ Schlagartig war Katrin hellwach.

„Dann gehen wir der Sache mal auf den Grund. Hier ist sie, deine Frau Grund“, versuchte Katrin noch etwas Humor in die Sache zu bringen. Damit spielte sie auf einen blöden Spruch an, den sie früher in der Lokalredaktion oft zu hören bekommen hatte. „Dann gehen Sie der Sache mal auf den Grund, Frau Grund“, hatte der Chefredakteur gerne getönt und dabei ausgiebig gelacht. Über solchen Sprüchen stand die renommierte Journalistin mittlerweile drüber, aber als auflockernden Stupser für Helens Erzählung erfüllte der Spruch seinen Zweck.

„Du glaubst nicht, was mir vorhin passiert ist!? Oder besser gesagt, was ich erfahren habe“, begann Helen ihre Erzählung.

Katrin wagte nicht, sie zu unterbrechen. Nur einmal fragte sie nach einer Weile nach. „Denkst du, dass der zu einer solchen Tat überhaupt in der Lage ist? Hat er erzählt, wie er‘s angestellt hat?“

„Ich glaub‘ ihm. Warum würd‘ er mir sonst so was erzählen? Wie er das mit dem Anschlag genau gemacht hat, das hab‘ ich erst gar nicht mehr gefragt. Ich war viel zu geplättet.“

Helen musste sich alles von der Seele reden. Sie schloss ihren Bericht mit den Worten: „Ich hab‘ keine Ahnung, was ich machen soll. Mir bleibt wohl nichts andres übrig, als ihn anzuzeigen. Bei so ‘ner Tat.“

Katrin war sprachlos. Sie sagte mindestens eine Minute lang gar nichts, sodass Helen schon unruhig wurde. Plötzlich fing Katrin an zu lachen und verschluckte sich dabei sogar. Sie konnte sich kaum mehr einkriegen. Helen blickte sie zutiefst verstört und irritiert an.

„Katrin, was ist los? Das, das ist echt alles andre als lustig. Ich bin nach dem Anschlag fast nicht mehr aus‘m Koma aufgewacht“, bellte Helen ihre Freundin an.

„Stimmt, aber, aber …“ Katrin versuchte sich wieder einzukriegen.

„Was aber“, fuhr Helen sie an. „Der hat denen im Studio auch Schaden zugefügt.“

„Aber erinnerst du dich noch?“, versuchte Katrin es erneut.

„An was soll ich mich erinnern, das so lustig ist?“ Helen zweifelte mittlerweile am Verstand ihrer Freundin. „Hast du schon einige gezwitschert, bevor du hergekommen bist?“

„Helen“, setzte Katrin erneut an. Dieses Mal schaffte sie es sogar, ihr Lachen im Zaum zu halten. „Erinnerst du dich an einen warmen Sommerabend vor nunmehr knapp 13 Jahren? Wir sind damals auf einer Bank im Park gesessen und damals war ich die, die platt war.“

So langsam und ganz leise läutete bei Helen ein Glöckchen.

„Mist, daran hab‘ ich gar nicht mehr gedacht.“

Beide fühlten sich schlagartig in eine Zeit zurückversetzt, als Helen Katrin gestanden hatte, dass sie eine der Brandstifter*innen der Werkstatt war. Katrin Grund war zu der Zeit noch Volontärin bei der Lokalzeitung und die beiden hatten sich etwas angefreundet. Helen konnte damals nicht anders, als der Journalistin eines Abends zu gestehen, dass sie zusammen mit zwei Freunden den Brand gelegt hatten. Die drei waren so sauer auf die Werkstatt für behinderte Menschen gewesen. Sie wurden dort so herablassend behandelt. Für die drei schien es anno dazumal keinen anderen Ausweg als die Brandstiftung zu geben.

„Helen, das war damals schon ein echter Hammer für mich. Meine Journalist*innenehre, meine ganzen Moralvorstellungen waren voll herausgefordert."

„Ja, da war was. Hast du darum grad so 'nen Lachanfall bekommen? Aber das mit dem Anschlag und dem Geständnis ist für mich echt nicht lustig. Das war ein Mordversuch. Ein Bombenanschlag, mit dem ich's hier zu tun hab'. Wir haben damals niemanden verletzt."

„Ist aber schon etwas ähnlich zu damals", beharrte Katrin. „Der Typ, wie heißt der nochmal?"

„Christof Zickler."

„Also dieser Christof Zickler Typ gesteht dir seine Tat. Das macht der doch nicht ohne Grund. Du hast mir damals auch nicht ohne Grund gestanden, dass du das Feuer gelegt hast. Warum hast du mir das damals erzählt? Außer vielleicht weil ich Katrin Grund heiße?"

„Frau Grund, mich hat damals mein schlechtes Gewissen geplagt. Ich musste mit jemandem drüber sprechen. Klar, es war schon knifflig, es grade dir zu erzählen. Ich hab's mit meinem schlechten Gewissen nicht mehr mit mir allein ausgehalten. Und

der Brandanschlag stand zwischen uns, wie ‘ne Mauer“, erinnerte sich Helen.

„Ich könnte diesen Typen, genauso wie du, angespitzt in den Boden rammen. Bei dem, was er dir und anderen angetan hat. Bei allem, was du von ihm erzählt hast und auch von seinem Bruder, welchen Nutzen hat es, ihn anzuzeigen? Diese Frage ist schon etwas quergedacht. Aber denk‘ mal in Ruhe darüber nach. Genau diese Frage hat mir nämlich damals geholfen, dich nicht anzuzeigen. Obwohl, ganz ehrlich, ich habe tagelang mit mir gerungen und gehadert. Und ich konnte damals mit niemandem darüber reden.“

Katrins Argument zwang Helen zum Nachdenken. Es herrschte Ruhe, bis Katrin eine entscheidende Frage in den Raum warf: „Was meinst du, würde der noch einmal so eine Tat begehen?“

„Ne, ich glaub‘ nicht. Er hat mir gestern gestanden, dass ihn Albträume verfolgen und dass er sich wegen der Tat so schämt. Klang alles sehr glaubhaft. Warum würd‘ er‘s mir sonst erzählen? Da muss ich noch drüber nachdenken.“

Kurz vor eins machte sich Katrin auf den Weg nach Hause. Nachdem sie das eine oder andere Argument hin- und her gewälzt und von vorne nach hinten gedreht hatten, waren sie beide erschöpft.

„Wenn ich dir noch irgendwie helfen kann, kannst du mich jederzeit anrufen. Natürlich auch sonst“, verabschiedete sich Katrin von Helen.

Ihre sehr lange Umarmung tat Helen besonders gut. Was für eine verzwackte Sache. Wäre Christof Zickler ein absoluter Unsympath, wäre es ihr sicherlich leichter gefallen, sich dafür zu entscheiden, ihn anzuzeigen. Im Zusammenspiel mit seiner Familie und vor allem mit seinem Bruder Ingo, war Christof Zickler aus ihrer Sicht ein recht netter, wenn auch etwas steifer Kerl.

Natürlich stand außer Frage, dass er sich in etwas verrannt hatte, dass völlig unakzeptabel war. Hätte sie ihn inzwischen nicht näher kennengelernt, wäre der Fall für Helen glasklar. So aber plagte sie sich die halbe Nacht und den ganzen Sonntag über, wie sie mit seinem Geständnis umgehen sollte. Kurz bevor Peter zurückkam, wurde Helen klar, dass sie Peter da auf keinen Fall mit reinziehen durfte. Der würde explodieren, so wie er damals um Helens Leben gebangt hatte. Und für ein solches Geheimnis war die Stadt zu klein. Deshalb hatte sie auch von Katrin absolutes Stillschweigen eingefordert. Daher musste nun schnell eine Entscheidung her. Peter würde sonst sofort merken, dass etwas in der Luft lag. Irgendwann später einmal könnte sie ihm vielleicht von der ganzen Sache erzählen.

Helen setzte sich an den Tisch, nahm sich ein Blatt, auf das sie die Vor- und Nachteile einer Anzeige gegen Christof Zickler aufschrieb. Es dauerte nicht lange, bis es sich für sie herauskristallisierte, dass eine Anzeige niemandem wirklich helfen würde. Sie zerriss den Zettel und deponierte die Papierschnipsel ganz unten in ihrer Altpapierkiste. Es half wirklich niemandem, wenn sie Christof Zickler anzeigte. Vor allem nicht Ingo, der bei seiner gestrigen Einweihungsfeier seiner neuen Wohngemeinschaft so glücklich gewesen war. Ingo brauchte ein positives und unterstützendes Umfeld. Und Christof Zickler stand definitiv an seiner Seite. Wenn dieser ins Gefängnis müsste, wenn all das an die Öffentlichkeit käme, das würde die Familie völlig zerreißen.

Irgendwie musste Christof Zickler aus ihrer Sicht aber für seine Tat büßen – und genau das wollte Helen mit ihm aushandeln. Eine solche Tat durfte nicht ungesühnt bleiben. Wie war das bei ihr damals gewesen? Katrin hatte ihr keine Buße für ihre Brandstiftung abverlangt. So weit hatte Helen bislang nie gedacht. Vielleicht war ihr unermüdliches Engagement für behinderte

Menschen so etwas wie eine Wiedergutmachung für den Schaden, den sie damals angerichtet hatten. Helen hatte es nie bei ihrem eigenen Arbeitsplatz außerhalb der Werkstatt bewenden lassen. Sie hatte sich in ihrer Freizeit nicht einfach aufs Sofa verabschiedet. Sie hatten damals mit Katrin am Roman gearbeitet. Und sie hatte viele Jahre lang ihre neue Freiheit dafür eingesetzt, anderen behinderten Menschen auf dem Weg zur Inklusion zu helfen.

Das war ihre Passion. Das entsprach ihrem Gerechtigkeitsgefühl. Auch wenn dieses Gerechtigkeitsgefühl mit ihrer damaligen Brandstiftung an der Werkstatt in gewisser Weise eine gehörige Schramme abbekommen hatte. Sie hatten sich damals trotzdem dazu entschieden, die Werkstatt anzuzünden, mit der ehrlichen Absicht, etwas Konkretes zu tun, um etwas zu verändern.

Nachdem Helen ihre Gedanken wieder etwas geordnet hatte, rief sie Christof Zickler an. Dieser war sehr überrascht, dass sie sich so schnell bei ihm meldete. Helen hatte ihm sofort angemerkt, als sie gesagt hatte, wer am anderen Ende der Leitung war, dass auch er harte Stunden hinter sich hatte.

„Äh, das ging aber schnell."

„Ja, aber der Anruf, der muss jetzt sein. Ich hatte nach Ihrem Geständnis gestern eine schlaflose Nacht. Sie wahrscheinlich auch."

„Tut mir sehr leid, mit der schlaflosen Nacht", entschuldigte er sich bei Helen.

„Also, ich will's kurz machen, weil mein Mann gleich von seiner Wochenendreise zurückkommt. Und der darf nie etwas davon erfahren." Nach einer kurzen Pause rückte Helen mit ihrer Entscheidung raus: „Ich zeige Sie nicht an. Ich hab' auch nur einer Person davon erzählt. Die hat mir absolutes Stillschweigen versprochen."

Bei diesen Worten entfuhr Christof Zickler ein unüberhörbarer Seufzer der Erleichterung. Helen nahm dies sehr wohl wahr.

„Und, jetzt sind sie wohl erleichtert? Ich möcht‘ mich mit Ihnen treffen. Mich interessiert, was Sie zu der Tat getrieben hat. Ich will wissen, wie Sie das mit der Bombe gemacht haben. Und vor allem will ich mit Ihnen darüber reden, wie Sie das einigermaßen wiedergutmachen können, auch wenn das eigentlich gar nicht geht. Ganz praktisch. Sie wollen Ihre Albträume loswerden. So ‘ne Tat ist ja kein Pappenstiel. Niemand bringt‘s was, wenn Sie hinter Gittern sitzen. Überlegen Sie sich mal, was Sie tun können, um wenigstens eine gewisse Wiedergutmachung zu leisten. Nicht für mich, sondern für andere Menschen. Für welche, die Unterstützung brauchen.“

Helen fand klare und deutliche Worte gegenüber Christof Zickler. Sie hatte sich vor ihrem Telefonat gut überlegt, was sie sagen wollte und sich ein paar Notizen gemacht. Ein Blick darauf zeigte ihr, dass sie alles angesprochen hatte, was ihr wichtig war. Und sie war angesichts ihrer gewählten, aber klaren Ansage zufrieden mit sich und auch mit ihrer Entscheidung. Sie wäre wahrscheinlich eine gute Sozialarbeiterin geworden, hätte ihr die Zeit auf der Förderschule nicht den weiteren Bildungsweg versaut. In vielerlei Hinsicht machte sie in den letzten Jahren aber nicht viel anderes als so manche Studierte. Nur, dass sie dafür nicht annähernd das Gehalt bekam, das diese nach Hause brachten.

Sie hatte von Christof Zickler auf ihre Ausführungen keinen Widerspruch erwartet. Es kam auch keiner. Vielmehr stimmte er ihr stammelnd in allen Punkten zu und versuchte sich in einem Kompliment für Helen, dass sie so gut mit seinem Geständnis und der schlimmen Sache an sich umging. Sein versuchtes Kompliment klang selbst für ihn komisch, weshalb er sich auch mitten im Satz verheddert hatte und den Versuch stoppte.

„Punkt für heute“, stoppte Helen ihn. „Hoffentlich schlafen wir beide erst einmal wieder durch. Passt es Ihnen am Mittwoch um 17 Uhr? Dann können Sie mich ins Café Charlie einladen. Dort gibt es eine ruhige Ecke, wo man ungestört reden kann. Und zu der Zeit ist da auch nicht mehr so viel los.“

Und ob Christof Zickler mit diesem Vorschlag einverstanden war. Selbst wenn er Mittwoch einen Termin gehabt hätte, er hätte ihn auf jeden Fall verlegt. Er stammelte noch etwas von wegen überlegen, wie er die Sache wenigstens ein bisschen wieder gut machen könnte, danach verabschiedeten sie sich bis Mittwoch.

Helen hatte bei ihrem Vorgehen ein leicht schlechtes Gewissen gegenüber dem Team der Sendung Menschenrechte konkret. Auch diese waren damals entscheidend von dem Anschlag betroffen gewesen. Aber auch hier konnte sie keinen Sinn darin sehen, Christof Zickler an sie zu verraten und ihn damit womöglich hinter Gitter zu bringen. Das Team hatte sich bei der letzten Sendung wieder recht entspannt gezeigt, da keine Spur auf ein Attentat gegen die Sendung hindeutete. Sicherheitshalber nahm sich Helen vor, den Moderator irgendwann anzurufen. Sollte es bei ihnen doch noch Bedenken geben, vielleicht fand Helen ja geeignete Worte, um die Sache weiter zu beruhigen. Aber der Anschlag lag nun bereits über ein Jahr zurück und langsam schien Gras über die Sache zu wachsen.

Eines bereitete Helen noch etwas Kopfzerbrechen. Sie war deswegen gegenüber Christof Zickler offen und ehrlich, als sie sich im Café Charlie trafen und fiel gleich mit der Tür ins Haus. „Ich kann nicht garantieren, dass ich die Sache nicht doch irgendwie verrate. Wenn die Ermittlerin noch mal persönlich bei mir auftaucht. Am Telefon geht‘s eher. Aber ich bin ‘ne schlechte Lügnerin. Ich glaub‘ aber, dass sie mit dem Fall abgeschlossen hat. Auf

jeden Fall mit den Ermittlungen hier bei uns. Beim letzten Anruf hat sie so was angedeutet."

„Einverstanden. Danke für Ihre Ehrlichkeit."

Seine Reaktion brachte ihm bei Helen einen Pluspunkt ein. Trotzdem, Helen hatte sich fest vorgenommen, sich von ihm auf keinen Fall einschüchtern oder ein schlechtes Gewissen machen zu lassen. Christoph Zickler war jedoch weit entfernt davon, dergleichen zu versuchen.

Als nächstes ließ sich Helen von Christof Zickler die Tat schildern, wie er diese geplant und durchgeführt hatte. Ihr grauste es, als sie merkte, von welchem Hass er damals besessen gewesen war. Um ein Haar wäre ihr Leben genau dieses Hasses wegen ausgelöscht worden. Er gestand, dass der Anschlag eigentlich nicht ihr gegolten hatte, sondern dass er damals vielmehr auf Katja Franke fixiert gewesen war. Dieses Bekenntnis entspannte Helen in keiner Weise. Sie war vielmehr empört.

„Dann müssen Sie unbedingt auch was für Katja Franke tun. Was Gutes. Im Grunde ihres Herzens ist sie 'ne richtig nette Person. Halt mit einer sehr direkten Art. Aber genau solche Leute wie Katja brauchen wir, wenn wir etwas verändern wollen."

Inzwischen waren sie beim Thema Wiedergutmachung für die Tat angelangt. Was würde Christof Zickler dafür tun? Er hatte sich einiges überlegt und dabei versucht, sich ziemlich gut auf Dinge einzustellen, die Helen wichtig sein könnten. Helen hörte sich seine Vorschläge in aller Ruhe an. Und brachte weitere Anregungen ein. Manche davon forderten Christof Zickler eindeutig heraus. Jedenfalls war klar, dass die Enthinderungsgruppe und die Pat*innen zukünftig einen fleißigen Helfer haben würden. Fleißige Helfer konnten sie immer und jederzeit gut gebrauchen. Es gab immer etwas zum Anpacken, oft etwas zum Transportieren, und bei Umzügen brauchten sie dauernd Helfer. Ein weiterer

Vorteil: Es war gut, in ihm fortan im Wohnheim einen Verbündeten zu haben.

Helen machte Christof Zickler im Laufe ihres ernsten Gesprächs eins eindeutig klar: „Herr Zickler, wir bleiben auf jeden Fall beim Sie. Alles andre wär‘ mir zu nah, nach dem was Sie mir angetan hab‘n.“

Christof Zickler war auch diese Bedingung nicht unrecht.

„Unser Abkommen ist ungewöhnlich. Solange wir beide damit leben können und andre davon profitieren, ist’s von mir aus ein Deal. Und der ist sinnvoller, als wenn Sie einige Jahre hinter Gittern sitzen. Ende!“

Christof Zickler nahm ihren Deal mit heftigem Kopfnicken an. Nachdenklich, aber sehr dankbar blieb er am Ecktisch im Café Charlie sitzen, lange nachdem sich Helen auf ihren Heimweg gemacht hatte.

Nachwort

Der Ausflug ins Jahr 2034 in Sachen politische und gesellschaftliche Entwicklungen im Bereich der Inklusion ist gewagt. Das ist mir bewusst. Vor allem, weil wir derzeit nur schwer erahnen können, was uns morgen oder übermorgen droht oder blüht. Spätestens seit dem massiven Erstarken der sogenannten Alternative für Deutschland, vor allem aber auch seit Donald Trumps erneuten Amtsantritt als Präsident der USA, scheinen auch die schrecklichsten Szenarien möglich.

Szenarien, die vor allem auch behinderte Menschen massiv in ihrer Selbstbestimmung und in ihrem Leben bedrohen können, wie die massiven Kürzungen im Gesundheitsbereich der USA in beängstigender Weise verdeutlichen. Szenarien, die die Menschenrechte und das Leben von Angehörigen verschiedener Gruppen und von Einzelpersonen bedrohen.

Aber nicht nur Donald Trump und seine von den Republikanern gestützte unsägliche Politik gegen Vielfalt, Gleichstellung und Inklusion, die auch auf Deutschland durch eine zunehmende gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit massiv ausstrahlt, jagt vielen behinderten Menschen Angst ein. Die zunehmende Spaltung unserer Gesellschaft mit zum Teil erheblichem Hass auf Andersdenkende stellt eine ernsthafte Bedrohung dar. Der Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine hat das seinige dazu getan, dass unser Sicherheitsgefühl erheblich eingeschränkt wurde. Die Situation im Nahen Osten und anderen Teilen der Welt machen derzeit wenig Hoffnung auf die Vernunft der Menschheit.

Warum schlage ich diesen Bogen? In Kriegszeiten und in Zeiten der gezielten Missachtung der Menschenrechte waren und sind behinderte Menschen besonders gefährdet, beziehungsweise werden viele Menschen überhaupt erst behindert. Bei den

geflüchteten Menschen aus der Ukraine müssen wir dies hautnah miterleben. Und nicht zuletzt die massiv erhöhten Rüstungsausgaben für die Verteidigung entziehen bereits jetzt schon dringend nötige Ressourcen. Geld, das im sozialen Bereich investiert werden müsste, um den inneren Frieden zu stärken und endlich echte Inklusion, Diversität und Teilhabe für alle zu ermöglichen.

Die mittlerweile weit in die Gesellschaft hinein verbreitete gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, die auch vor behinderten Menschen nicht Halt macht, nimmt derzeit massiv zu. Wenn Inklusion als ein Ideologieprojekt bezeichnet und auf die UN-Behindertenrechtskonvention gepfiffen wird. Wenn die gestiegenen Kosten der Eingliederungshilfe maßgeblich für den Schuldenberg der Kommunen verantwortlich gemacht werden. Wenn Verwaltungen gesetzlich verankerte Leistungen für behinderte Menschen in Frage stellen und die Leistungsbewilligung konterkarieren. Wenn für die Betroffenen lebenswichtige Anträge monatelang wegen Personalmangel und Überbürokratisierung nicht bearbeitet und beschieden werden. Vor allem auch, wenn Rufe nach Pauschalierungen lauter werden und sich die Überzeugung breit macht, dass früher doch alles besser und unbürokratischer war. Dann müssen alle Alarmglocken läuten.

Diese Entwicklungen machen Angst vor einem Zurück. Zurück in die Unterbringung behinderter Menschen in Einrichtungen. In Einrichtungen, die unter Personalmangel leiden, was diese noch menschenunwürdiger machen als sie ohnehin schon sind. Hierzu gehören auch viele Alten- und Pflegeheime. Und leider steigt auch die Angst davor, dass es noch schwieriger wird, behinderten Menschen zu ihrem Recht auf Selbstbestimmung und echter Inklusion zu verhelfen.

Dieser zunehmenden Angst verbunden mit fortschreitender Resignation, wie schwierig es ist, Veränderungen hin zu einer

inklusiven Gesellschaft zu erreichen, will dieser Roman ein kleines Stück Hoffnung entgegensetzen. Hoffnung auf Menschen, die trotz schwieriger gesellschaftlicher Rahmenbedingungen ihr Möglichstes tun, um behinderte Menschen auf dem Weg zu mehr Freiheit und echter Inklusion zu unterstützen. Diejenigen, die aus aussondernden Einrichtungen ausziehen oder auf den allgemeinen Arbeitsmarkt wechseln wollen, sollen die Hilfe bekommen, die sie brauchen.

Mit diesem Roman möchte ich dazu ermuntern, trotz aller Widrigkeiten, trotz mancher Zweifel und auch nach Rückschlägen nicht aufzugeben. Das zu tun, was jede und jeder von uns an ihrem und seinem Platz, im eigenen sozialen Umfeld, in der eigenen Nachbarschaft tun kann, um weitere Türen für behinderte, aber auch für andere benachteiligte Menschen hin zur Selbstbestimmung und echter Inklusion zu öffnen. Und was wir als Gesellschaft tun kann. So schwer und langwierig dies zuweilen auch sein mag.

Die Aktiven der Enthinderungsgruppe stehen dabei symbolisch für viele Menschen, die zum Teil bereits seit vielen Jahren diejenigen unterstützen, die raus in die Gesellschaft wollen oder schon draußen mitten in der Gesellschaft sind. Sie stehen aber auch für diejenigen, die neu hinzustoßen, die vielleicht wirklich eine Befreiungsbewegung behinderter Menschen vorantreiben und unterstützen wollen. Zu befreien gibt es nämlich sehr viel und sehr viele. Pat*innen braucht es hierfür allemal und noch viel mehr.

Ob es uns gelingt, die schwierigen Zeiten zu überwinden und hoffentlich auch dafür zu sorgen, dass die vor uns liegenden Zeiten nicht so schwierig werden, wie es derzeit zu befürchten ist? Dies liegt nicht nur bei der großen Politik, sondern auch mit an uns allen und jeden einzelnen von uns. An unserem demokratischen Engagement und unserem Streben nach echter Inklusion

für alle. Hoffentlich haben möglichst viele die Kraft, sich gegen ausgrenzende und diskriminierende Tendenzen rechtzeitig und fortwährend zur Wehr zu setzen. Die Kraft, sich dem Trend, dass Reiche immer reicher werden, entgegenzusetzen. Dafür einzutreten, allen Menschen ein würdiges und selbstbestimmtes Leben mit den nötigen Ressourcen zu ermöglichen.

Auch wenn wir vielleicht einiges einstecken müssen, so manche Niederlage erleiden, was ich natürlich nicht hoffe. Mögen wir die Kraft haben, uns immer wieder aufzurichten und solidarisch im Sinne der Selbstbestimmung und Inklusion zu bleiben. Die Zukunft wird es weisen und hoffentlich erlebt die Behindertenpolitik und die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention nicht nur in Deutschland bald einen zweiten Frühling. Denn der erste nach der Verabschiedung der Menschenrechtskonvention durch die Vereinten Nationen und deren Ratifizierung in Deutschland, war nur ein laues Lüftchen.

Ein sehr lauer Windhauch, der die meisten Betreiber der traditionellen Behinderteneinrichtungen nie erreicht hat. So konnten sie ihr althergebrachtes aussonderndes Treiben weitgehend unbehelligt und zum Teil im neuen nur ganz leicht angepassten Mäntelchen der vermeintlichen Inklusion fortsetzen. Sie konnten weiterhin gutes Geld mit ihren abhängig-machenden und abhängig-haltenden Strukturen und Machenschaften verdienen.

Hoffentlich hat das Lesen des Romans trotz der Schwere des Themas Spaß gemacht. Hoffentlich ein bisschen Verbundenheit mit der Welt von Helen Weber, Katja Franke, Claudia Liese, Peter Stamm und wie sie alle heißen, die so wacker für Veränderungen streiten, geschaffen. Und vielleicht wird meine Vision von der „Ich will raus-Bewegung“, den Pat*innen und dem Gedanken einer Befreiungsbewegung Realität. Und vielleicht kommt tatsächlich

die im Roman beschriebene politische Wende zu mutigen und ernstgemeinten Reformen für echte Inklusion?

Vielleicht helfen dafür die folgenden Informationen ein kleines Stück weiter:

Wer sich für Behindertenpolitik interessiert, kann sich tagesaktuell unter www.kobinet-nachrichten.org über entsprechende Nachrichten von behinderten Menschen für behinderte Menschen informieren.

Informationen über die Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatungsstellen gibt es bei der Fachstelle Ergänzende unabhängige Teilhabeberatung. Dort findet man zum Beispiel die Adressen der örtlichen Beratungsstellen: https://www.teilhabeberatung.de/artikel/fachstelle-teilhabeberatung

Informationen über die Zentren für selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen und die Arbeit deren Dachorganisation, der Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland (ISL), gibt es unter: https://isl-ev.de/wer-wir-sind/beratung/

Die Hotline zum Persönlichen Budget und zum Budget für Arbeit erreicht man unter folgender Telefonnummer: 030/235 935 190. Unter dem Link https://isl-ev.de/kontakt/ sind die Sprechzeiten der Hotline aufgeführt.

Mehr über das Netzwerk behinderter Menschen, die statt in einer Werkstatt auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt arbeiten (wollen) erfährt man auf der Internetseite des Projekts Budgetkompetenz unter https://isl-ev.de/themen/bildung-arbeit/budgetkompetenz/

Infos zu den Aktivitäten der LIGA Selbstvertretung, dem Zusammenschluss von Selbstvertretungsorganisationen behinderter Menschen, gibt es unter http://liga-selbstvertretung.de/

Tipps zum Budget für Arbeit gibt es auch unter https://budget-fuerarbeit.de/

Nähere Informationen über Persönliche Zukunftsplanung sowie das Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung gibt es unter https://www.persoenliche-zukunftsplanung.eu/

Hinweise zum Bezug des immer wieder erwähnten Romans Zündeln an den Strukturen, der auch kostenfrei über die bidok-Online-Bibliothek heruntergeladen werden kann, gibt es unter https://www.nw3.de/index.php/664-roman-zuendeln-an-den-strukturen-befeuert-diskussion-um-reform-des-werkstaettensystems

Diejenigen, die sich wundern, dass es bei der Verwendung der Namen im Roman nicht einheitlich zugeht, gebe ich absolut Recht. Manchmal werden nur der Vorname und dann wieder der Vor- und Nachname genannt. Das ist zuweilen verwirrend, vielleicht auch ein bisschen nervig. Ich hoffe aber, Sie und ihr verkraftet dies. Dies hat folgenden Hintergrund:

2023, beim Schreiben des Romans Zündeln an den Strukturen, hatten die Romanfiguren Helen Weber, Bernd Friedrich und Klaus Kriske die klare Ansage gemacht, dass sie nicht geduzt werden wollen. Das passierte ihnen als behinderten Menschen oft, während nichtbehinderte Menschen meist gesiezt wurden. Sie wollten mit der Nennung der vollen Namen ein Zeichen setzen.

Im Jahr 2034 hatte sich dahingehend zwar einiges geändert, aber noch lange nicht 100-prozentig. Wir konnten uns also nicht auf eine durchgängige Linie einigen, deshalb geht es in diesem Roman auch etwas hin und her. Das ist aber nicht schlecht, denn auch 2034 werden wir bestimmt immer noch viel darüber nachdenken und diskutieren müssen, wie wir miteinander respektvoll und einbeziehend statt ausgrenzend auf gleicher Augenhöhe

kommunizieren können. Da tut etwas Verunsicherung zuweilen Not, um das Nachdenken und das Gespräch darüber, was uns in Sachen Sprache wichtig ist, zu fördern.

Großer Dank gebührt all jenen, die mich über so viele Jahre hinweg an ihren Geschichten teilhaben ließen. Die vor allem ihre eigene Geschichte in Richtung Inklusion trotz aller Widrigkeiten vorangetrieben haben. Mein Dank geht auch an alle, die behinderte Menschen auf ihrem Weg zu mehr Selbstbestimmung und echter Inklusion beflügeln. Die diese in ihrem Sinne und nach ihren Wünschen unterstützen. Die für Gesetzesänderungen, für mehr Barrierefreiheit, Teilhabe und Antidiskriminierung kämpfen.

Danke sage ich aber auch all jenen, die mich ermuntert haben, diesen zweiten Roman zu schreiben. Die zum Teil eingefordert haben, dass die Geschichte von Helen Weber und den Mitgliedern der Enthinderungsgruppe nach dem Roman Zündeln an den Strukturen nicht auserzählt sei und fortgeschrieben werden müsse. Die mich in der Idee unterstützt haben, zusammen mit Mitgliedern der Enthinderungsgruppe einen Blick in die Zukunft zu werfen. In eine zuerst düstere, aber dann doch wieder hoffnungsvollere Zukunft.

Und natürlich kann ich nicht genug für all die praktischen Hilfen danken, wie der Gestaltung des Buchcovers, beim Layout und natürlich auch beim mühsamen Korrekturlesen – und für so manche Tipps zum Durchhalten.

Es gibt noch viele Geschichten

In diesem Roman konnten nur einige Geschichten erzählt werden, aber es gibt inzwischen so viele davon. Und genau diese Geschichten sollten wir erzählen. Geschichten, die uns ermutigen. Um dies über diesen Roman hinaus anzuregen, folgt zum Abschluss noch eine Geschichte von Manja Schultz, die unter anderem mit Hilfe einer Persönlichen Zukunftsplanung den Weg aus einer Werkstatt für behinderte Menschen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt geschafft hat. Diese Geschichte ist verbunden mit der Anregung und Hoffnung, dass wir noch viel mehr solcher ermutigenden Geschichten zu hören oder zu lesen bekommen: Geschichten positiver Veränderungen.

Mein Weg in ein selbstbestimmtes Arbeitsleben

von Manja Schultz

Hallo, mein Name ist Manja. Ich möchte euch berichten, wie ich den Schritt aus der Werkstatt hin zu einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung mit dem Budget für Arbeit geschafft habe. Mein Weg war nicht immer einfach – aber er hat sich gelohnt.

Vor dreizehn Jahren begann ich im Service-Kontor im Bürobereich der Werkstatt der Diakonie Nord Nord Ost. Ich habe schon damals gern am PC gearbeitet, Strukturen geschaffen, organisiert – kurz gesagt: Ich habe Ordnung geliebt. Aber was dort noch viel wichtiger war: Ich hatte einen Ort der Sicherheit. Einen Ort, an dem ich mich entwickeln konnte, in meinem eigenen Tempo, und an dem Menschen an mich glaubten, auch wenn ich es selbst nicht immer tat.

Ich bin ehrlich: Es gab in dieser Zeit tiefe Krisen. Momente, in denen ich dachte, ich schaffe das alles nicht. Aber mit Unterstützung – von Anleitern, Kolleginnen, und auch durch therapeutische Begleitung – habe ich gelernt, immer wieder aufzustehen. Ich habe gelernt, auf mich zu achten, und aus jedem Rückschritt etwas mitzunehmen.

Nach neun Jahren spürte ich: Da bewegt sich etwas in mir. Ich merkte, ich bin „aus meinen Schuhen rausgewachsen“. Ich wollte mehr Verantwortung übernehmen, mich weiterentwickeln – und wagte schließlich den Schritt auf einen betriebsintegrierten Arbeitsplatz im Übergangsmanagement und der Beruflichen Bildung der Diakonie Nord Nord Ost.

Dort arbeitete ich Seite an Seite mit hauptamtlichen Kolleginnen und Kollegen – und ich fühlte mich von Anfang an als Teil des Teams. Diese Erfahrung war für mich der Beweis: Ich kann das!

Parallel machte ich eine Weiterbildung zur Peerbegleiterin und half, gemeinsam mit Kolleginnen, Kollegen und unseren Vertrauenspersonen, das Projekt Zukunftslotsen mit aufzubauen. In dieser Rolle durfte ich andere Menschen begleiten, ihnen Mut machen, und sie auf ihrem Weg zur Teilhabe im Arbeitsleben unterstützen.

2023 machte ich zusätzlich eine einjährige Weiterbildung zur grafischen Moderatorin in Persönlicher Zukunftsplanung – und das gab mir noch einmal einen enormen Schub für mein Selbstbewusstsein. Ich lernte, meine Gedanken und Ideen sichtbar zu machen, Menschen durch Visualisierung zu unterstützen und gleichzeitig selbst noch klarer zu sehen, wo meine eigenen Stärken liegen.

Diese Weiterbildung hat mir Mut gemacht, meine Stimme zu nutzen – und meinen Weg weiterzugehen. In meinem Arbeitsbereich dem Übergangsmanagement konnte ich mein

Organisationstalent, meine Kreativität und meine Ideen noch mehr einbringen. Die Wertschätzung meiner Kolleginnen und Kollegen gab mir Halt und Mut, meinen Weg weiterzugehen.

Ich habe gelernt, meine Grenzen zu respektieren und Rückschritte nicht als Niederlagen, sondern als Zeichen von Stärke zu sehen.

Und dann – am 1. Juli 2025 – war es endlich so weit! Ich konnte meinen Arbeitsvertrag für eine sozialversicherungspflichtige Stelle mit dem Budget für Arbeit unterschreiben. Dieser Moment war unbeschreiblich – ich war überwältigt und ich weinte vor Glück.

Heute stehe ich hier als Verwaltungskraft und ich bin dankbar – für jeden einzelnen Schritt, für jede Chance, und für jedes Vertrauen, das mir auf diesem Weg geschenkt wurde.

Ich wünsche mir, dass noch viel mehr Betriebe erkennen, welch großes Potenzial Menschen mit Beeinträchtigungen haben. Dass sie bereit sind, Türen zu öffnen, Zutrauen zu schenken und gemeinsam mit uns zu wachsen.

Denn Inklusion ist kein Extra – sie ist ein Gewinn. Für uns, für Sie – und für die ganze Gesellschaft. Jetzt ist es Zeit, etwas Neues zu beginnen – und dem Zauber des Anfangs zu vertrauen.

Verzeichnis der zentralen Akteur*innen dieses Romans

Katja Franke: Pressesprecherin der Enthinderungsgruppe

Bernd Friedrich: Mitglied der Enthinderungsgruppe; er war 2023 an der Brandstiftung beteiligt

Katrin Grund: Journalistin und gute Freundin von Helen Weber

Klaus Kerzer: Moderator der Sendung Menschenrechte konkret

Klaus Kriske: Mitglied der Enthinderungsgruppe; auch er war 2023 an der Brandstiftung beteiligt

Franziska Kurz: Ermittlerin zum Anschlag auf die Sendung Menschenrechte konkret

Claudia Liese: Juristin der Enthinderungsgruppe, die in einer Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatungsstelle arbeitet

Peter Stamm: arbeitet im ambulanten Dienst, ist Mitglied der Enthinderungsgruppe und mit Helen Weber verheiratet

Helen Weber: Mitglied der Enthinderungsgruppe und fiktive Mitautorin des Romans

Christof Zickler: Attentäter und Bruder von Ingo Zickler

Hermann Zickler: Vater von Christof und Ingo Zickler

Ingo Zickler: Bruder von Christof Zickler, der aus dem Wohnheim auszieht

Mama Zickler: Mutter von Christof und Ingo Zickler

Impressum

Copyright © Januar 2026 Ottmar Miles-Paul

Kontakt: ottmar.miles-paul@bifos.de

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Olivia Vieweg (www.olivia-vieweg.de)

Umschlagabbildung: pixabay.com

Stock-Material: pexels

Icon Türe: kanfaz art über https://www.flaticon.com/authors/kanfaz-art , Suchbegriff ‚open door' / Stil ‚black outline'

Beratung und Layout: Susanne Göbel

Druck: epubli – ein Service der neopubli GmbH, Köpenicker Straße 154a, 10997 Berlin

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: produktsicherheit@epubli.com